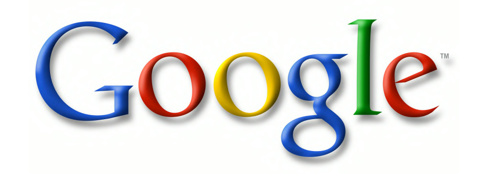
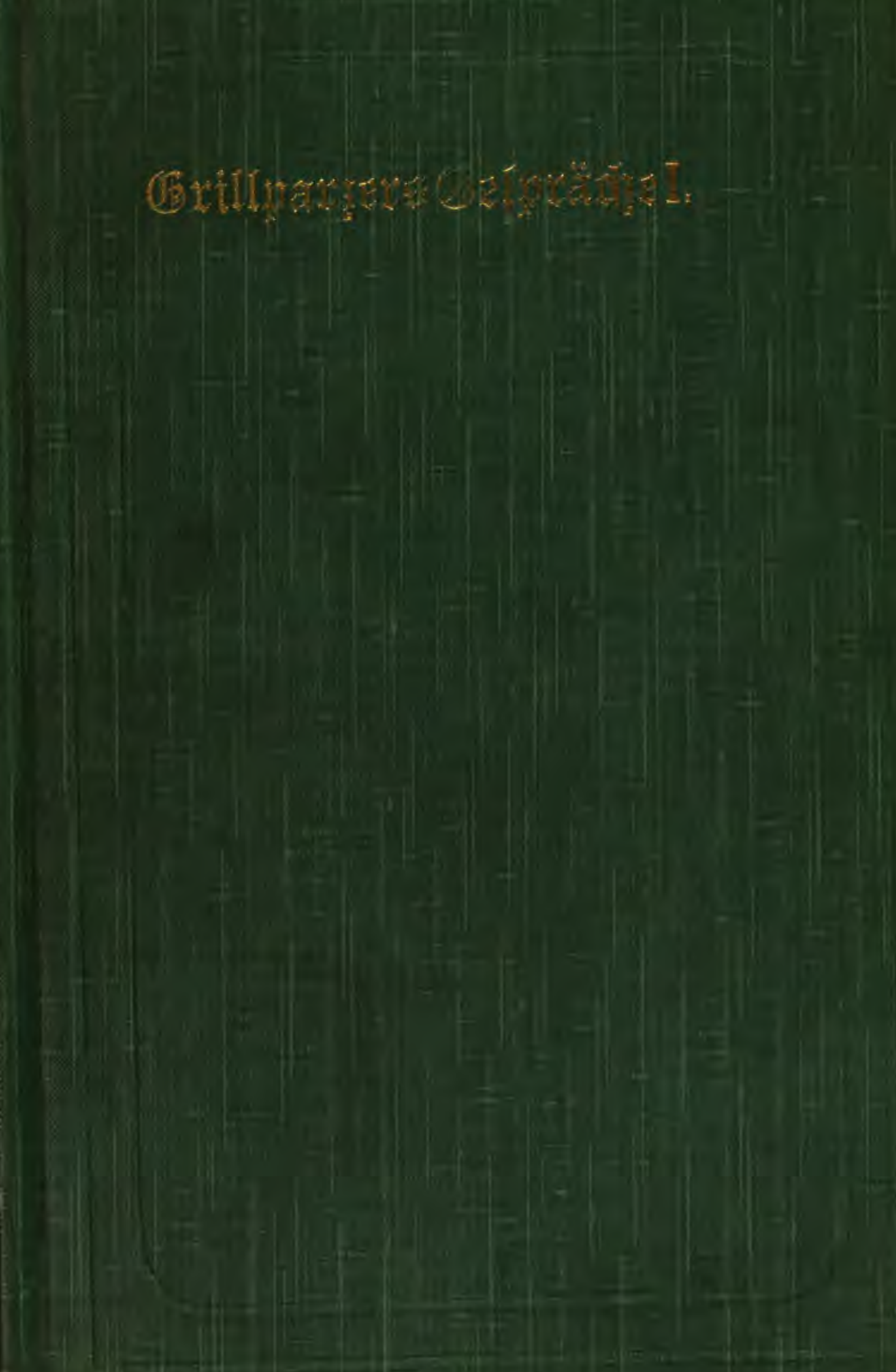
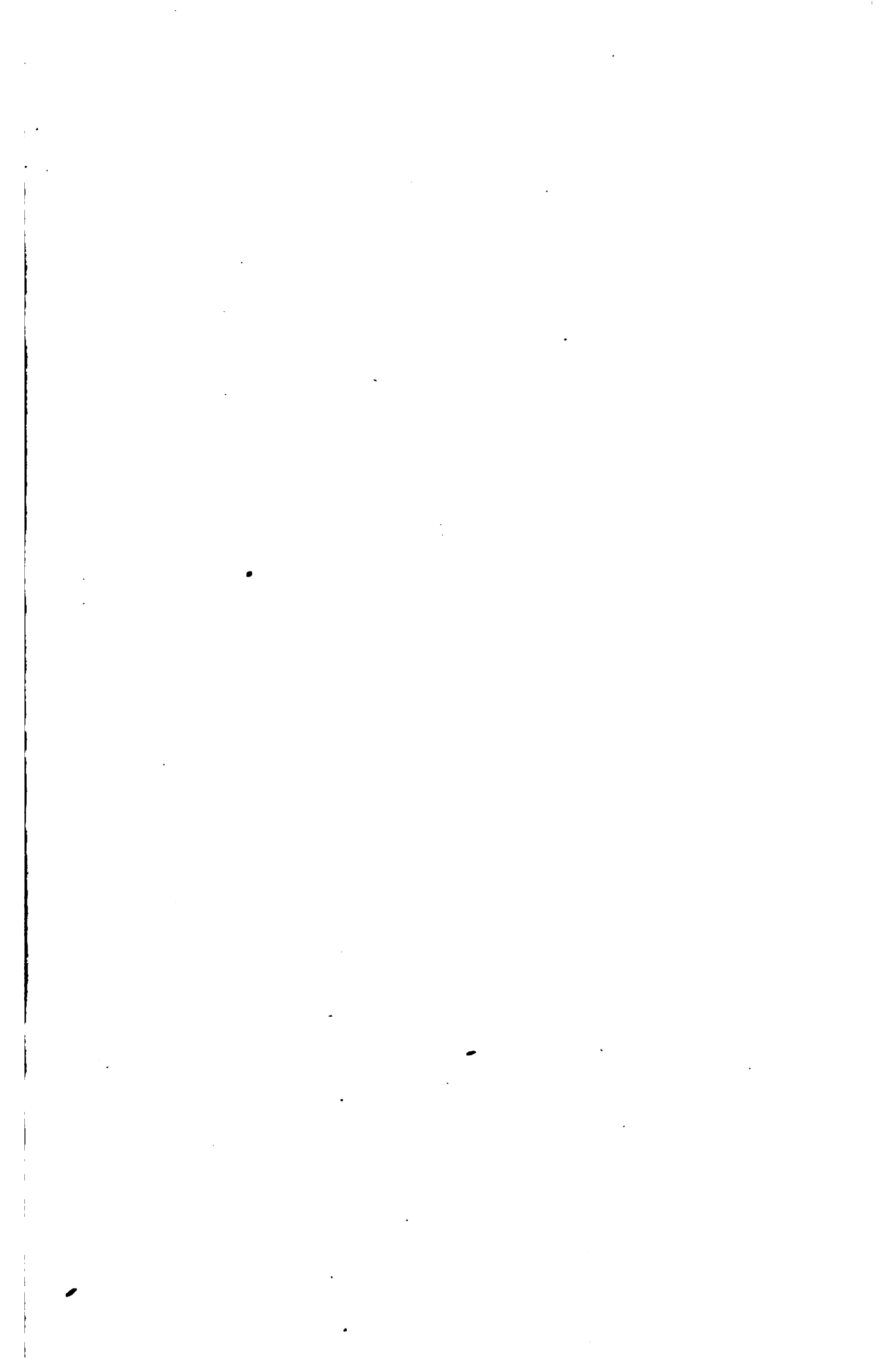



Grillparzers Gespräche I.



Schriften

des

Literarischen Vereins in Wien.

I.

Grillparzers Gespräche

und

die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.

Gesammelt und herausgegeben

von

August Sauer.

Erste Abteilung.

Biographieen und allgemeine Charakteristiken. 1841—1894.

Wien 1904.

Verlag des Literarischen Vereins in Wien.

Grillparzers Gespräche

und

die Charakteristiken seiner Persönlichkeit durch die Zeitgenossen.

Gesammelt und herausgegeben

von

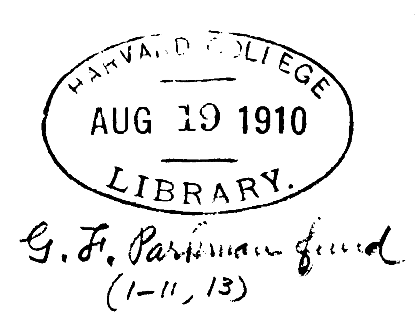
August Sauer.

Erste Abteilung.

Biographieen und allgemeine Charakteristiken.

(1841—1894.)

Wien 1904.
Verlag des Literarischen Vereins in Wien.



K. u. k. Hof-Buchdruckerei u. Hof-Verlags-
Buchhandlung Carl Fromme in Wien.

Dem

Ehrenpräsidenten des Literarischen Vereins

Sr. Exzellenz

Dr. Wilhelm Ritter von Hartel

ehrfurchtsvoll

gewidmet.

Vorrede.

In mühevollem allmählichen Aufstieg hat sich Grillparzer seine unbesiegbare Stellung in der Weltliteratur errungen. In Österreich, wo eine junge Dichtergeneration ganz in seinem Bann steht, beherrscht er die Schule, bildet er die Grundlage unserer Bildung, den Mittelpunkt der literarischen Forschung. Schritt für Schritt faßte der österreichische Dichter in Deutschland festen Fuß, eroberte der Süddeutsche den kühleren, spröderen Norden: heute beginnt er in Westfalen populär zu werden, hat sich des norddeutschen Theaters bemächtigt, die preußischen Schulen haben sich ihm aufgetan. Die Verbreitung seiner Werke ist seit dem Erlöschen der Schutzfrist ins Grenzenlose gewachsen; sein Leben und Dichten von vielen Seiten neu beleuchtet worden. Im Auslande erstehen ihm Kenner und Bewunderer; für Italien hat sich ein feinsinniger Vermittler gefunden; in Frankreich folgt dem ersten erfolgreichen Biographen ein zweiter auf dem Fuße nach; Schweden stellt ein bemerkenswertes Buch über ihn bei. Wie man seine Dramen in die rumänischen Schulen

einzuführen sucht, so streben amerikanische Schulausgaben sie jenseits des Ozeans bekannt zu machen; an amerikanischen Universitäten sind Dissertationen über Grillparzer nichts Ungewöhnliches mehr und derjenige Forscher, dem wir die bedeutsamste Förderung in der Erkenntnis seiner künstlerischen Entwicklung während der letzten Jahre verdanken, ist in beiden Weltteilen für ihn tätig gewesen.

Mit dieser regen Forscher- und Darstellertätigkeit hat die dafür unentbehrliche Sammlung und Sichtung der überlieferten Urkunden keineswegs Schritt gehalten. Die meisten der vorhandenen Arbeiten bauen sich auf ein verhältnismäßig geringes und dürftiges Material auf. „Die Grillparzerforschung", wie sich ein hervorragendes Ausschußmitglied unseres literarischen Vereins glücklich ausdrückte, „die Grillparzerforschung hängt in der Luft." Es fehlt die wichtigste Vorarbeit für eine erschöpfende Darstellung seines inneren Entwicklungsganges: eine vollständige kritische Ausgabe seiner Werke, welche noch zahlreiche Jugendarbeiten aus dem Dunkel hervorzuziehen hat, neben den verschiedenen Fassungen der Dramen und Gedichte auch die Vorstudien dazu sowie viele andere Splitter und Späne aus des Dichters Werkstatt allgemein zugänglich machen und uns einen überraschenden Einblick in die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Lektüre gewähren wird. Inwieweit der literarische Verein an dieser bedeut-

samsten und dringendsten Aufgabe der österreichischen Literaturforschung sich werde beteiligen können, entzieht sich einstweilen unserer Beurteilung. Auch die Tagebücher und Briefe des Dichters, denen sich eine Sammlung der Briefe an den Dichter wird anschließen müssen, liegen erst in einer vorläufigen Ausgabe vor, die für den praktischen Gebrauch zunächst genügen mag. Der literarische Verein setzt mit seiner Tätigkeit an einer anderen Stelle ein. Des Dichters Zeitgenossen haben uns ein reiches und weitverzweigtes Material über seine Persönlichkeit, über seinen Verkehr, über die Aufnahme seiner Dichtungen überliefert, das die bisherige Forschung nur zum Teil gehoben hat.

Wir eröffnen mit dem vorliegenden Band ein mehrteiliges Sammelwerk, worin dieses weithin zerstreute, schwer zugängliche, teilweise auch ungedruckte Material der allgemeinen Benutzung zugänglich gemacht werden soll. In einem ersten Teile sollen alle Aufzeichnungen vereinigt werden, die sich über Grillparzers Umgang mit den Zeitgenossen erhalten haben, sei es, daß sie längere Gespräche mit ihm übermitteln, oder bloß kürzere mündliche Äußerungen berichten, oder auch nur von einer flüchtigeren Berührung Zeugnis geben, sei es, daß sie den Dichter charakterisieren, sein Äußeres beschreiben oder seine Persönlichkeit in ihrer Eigentümlichkeit zu erfassen bestrebt sind. In einer zweiten Reihe von Bänden sollen sich alle Dokumente an-

schließen, die wir über die Aufnahme seiner Werke durch die Zeitgenossen, Freunde und Feinde, Leser und Zuschauer, besitzen; die wichtigeren Kritiken über die gedruckten Werke, die Rezensionen über die Aufführungen, aber auch die ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Äußerungen, die sich in Briefen, Tagebüchern und sonstigen Quellen auf die Nachwelt gerettet haben. In einem dritten Teil sollen sich die erhaltenen Parodien und Travestien Grillparzerscher Werke, wie sie der dieser literarischen Richtung so überaus günstige Boden der österreichischen Kaiserstadt in reicher Anzahl hervorgebracht hat, anschließen und in einem vierten Teile sollen die gedruckten und ungedruckten Gedichte an Grillparzer als nicht zu vernachlässigende Zeugnisse für die Wirkung des Dichters in weiteren Kreisen gesammelt werden. Die Vorarbeiten sind so weit gediehen, daß die einzelnen Abschnitte in steter Folge vorgelegt werden können.

Wir glauben in dieser Sammlung eine Ergänzung zu allen bisherigen Ausgaben der Werke, eine Vorarbeit zu allen künftigen biographischen und kritischen Darstellungen, aber auch ein Werk zu liefern, das neben jeder Darstellung seinen selbständigen Wert für alle Zeit behalten wird, wenn es auch der Ergänzung und Ausgestaltung bedürftig bleiben wird.

Von dem ersten Teile dieses Sammelwerkes, dem wir nach dem vorstechendsten und wichtigsten Inhalt

der Kürze wegen den Titel: „Gespräche“ gegeben haben, liegt der Anfang hier vor. Über den Rahmen, den die bekannten Sammlungen der Gespräche Goethes, Byrons, Bismarcks, Schopenhauers, Herders, Böcklins u. a. sich gesteckt haben, geht unser Plan hinaus und nähert sich mehr einer Sammlung von Zeugnissen über Schillers Persönlichkeit, wie sie Albert Leitzmann in Jena während der letzten Jahre plante und oft mit mir durchsprach und wie sie jetzt von Max Hecker in Weimar für die „Gesellschaft der Bibliophilen“ ausgeführt werden soll.

Den Grundstock der Sammlung bilden die bereits gedruckten Gespräche Grillparzers, in erster Reihe die selbständig und in Buchform erschienenen mit Adolf Foglar, Frau Auguste von Littrow-Bischoff, Ludwig August Frankl und Wilhelm v. Wartenegg, deren (teilweise vermehrter und chronologisch berichtigter) Abdruck uns von den Herausgebern und Verlegern in dankenswerter Weise gestattet wurde; dann die in Zeitschriften und Sammelwerken gedruckten mit Helene Auspitz-Lieben, Beethoven, Hans Hopfen, Baronin Josephine Knorr, Emil Kuh, Heinrich Laube, Otto Prechtler, Josef Lewinsky, Josef Streiter, Josef v. Weilen, Robert Zimmermann u. a., oder in Tagebüchern, Briefen und Memoirenwerken verstreuten mit Ed. v. Bauernfeld, den Schwestern Fröhlich, Karl von Holtei, Caroline Pichler, Josef Schreyvogel usw. —

kann ich durch das Entgegenkommen der Freunde des Dichters und einzelner Bibliotheksverwaltungen einen großen Teil dieser Aufzeichnungen in verbesserter und vermehrter Gestalt vorlegen, so kann ich durch die Güte anderer Gönner auch völlig Neues und Ungedrucktes darbieten, wie die Aufzeichnungen Josef Pollhammers und Theodor v. Karajans, die Berichte Griesingers, Schreyvogels u. a. Es sei gleich hier die Bitte vorgebracht, es möchte der Fortgang dieser Arbeit durch die Eröffnung neuer gedruckter und ungedruckter Quellen von den Freunden des Dichters und der österreichischen Literatur überhaupt rege gefördert werden. Zu besonderem Dank würde man mich auch durch die Übersendung älterer Zeitungsausschnitte verpflichten, da Vollständigkeit auf keinem Gebiete schwerer zu erreichen ist als auf dem der massenhaften Zeitungsliteratur des 19. Jahrhunderts. Was ich bei dem Beginne des Unternehmens von der einschlägigen Literatur überblickte, ist in § 323 des Grundrisses zur deutschen Literaturgeschichte von Goedeke übersichtlich verzeichnet.

Ausgeschlossen aus unserer Sammlung blieb alles, was aus Grillparzers Werken selbst für unsere Zwecke zu gewinnen wäre; ebenso seine Tagebücher und Briefe. Da wir von den Briefen an den Dichter noch keine Sammlung besitzen, so glaubte ich mich diesen gegenüber anders verhalten zu müssen und habe solche Stellen aufgenommen, die Gespräche des Dichters über-

liefern oder auf seine Beziehung zu anderen Zeitgenossen neues Licht zu werfen geeignet sind. Da die Grenze zwischen der ersten und zweiten Abteilung eine fließende ist, da sich die Urteile über den Dichter von dem über seine Werke nicht überall streng scheiden lassen, so mußten schon in der ersten Abteilung einzelne kürzere Urteile über Grillparzers Werke Aufnahme finden, die später nicht mehr wiederholt werden sollen, auf die vielmehr ein kurzer Hinweis genügen wird. Alles, was sich auf die Entstehung, die Umarbeitung, den Druck der Werke und auf die Vorbereitungen zu ihrer Aufführung in Wien bezieht, ist grundsätzlich in diese Abteilung eingereiht; das, was über die Vorbereitung zur Aufführung an anderen Orten bekannt ist, meist nur dann, wenn der Dichter selbst davon Kunde erhalten hat. Die Beurteilung der Aufführungen selbst hat man im zweiten Teile der Sammlung zu suchen. Gedichte an Grillparzer, wenn sie für den Zusammenhang des Gespräches nicht unbedingt notwendig sind, habe ich ausgeschlossen und für unseren vierten Teil zurückgelegt. Bei der Auslösung der mitzuteilenden Stellen aus dem überlieferten Zusammenhang bin ich sehr vorsichtig verfahren, habe lieber einige Sätze zu viel als zu wenig mitgeteilt, um nichts bei Seite zu lassen, was für die Bewertung der Urteile von Bedeutung sein oder auf die Quelle der Mitteilungen einen Schluß gestatten könnte. Dem bereits gedruckten Stoff

gegenüber leitet unser Quellenwerk seine Berechtigung daraus ab, daß darin durchaus eine streng chronologische Anordnung festgehalten ist. Auch längst bekannte und oft verwertete Aussprüche des Dichters rücken dadurch in einen ganz neuen Zusammenhang. Es stellte sich aber während der Arbeit, und zwar zu einem Zeitpunkte, da diese chronologische Anordnung schon durchgeführt war, heraus, daß eine größere Anzahl wichtiger Charakteristiken des Dichters sich nicht ohne Zwang in Einzelgespräche zerschlagen und diesem chronologischen Rahmen einfügen ließen oder daß bei der gewaltsamen Durchführung des aufgestellten Prinzips der Zusammenhang gestört, Duft und Farbe der Mitteilungen verloren ginge und der Zweck der Sammlung, anderen Forschern die Arbeit zu erleichtern, keineswegs erreicht würde. Es empfahl sich daher, diese Biographieen und allgemeinen Charakteristiken nicht zu zerreißen, sondern zu einer eigenen — allerdings unter sich wieder chronologisch geordneten — Gruppe zu vereinigen und den eigentlichen Gesprächen, Einzelcharakteristiken und sonstigen Lebensdokumenten voranzustellen. Als diese Gruppe einmal gebildet war, fügten sich einige Aufsätze, die mehr Grillparzers Umgebung und seinen Freundeskreis, als ihn selbst charakterisieren, aber für seine Biographie grundlegend und unentbehrlich sind, diesem Bande zwanglos ein, der sich gerade durch den Zutritt dieser Mitteilungen zu einer schönen Einheit

abrunden ließ. Man verfolgt hier nun, wie sich das Charakterbild des Dichters im Kopfe österreichischer Publizisten der Vierzigerjahre spiegelte, die als Nachahmer oder Ableger des jungen Deutschland auch den Stil Börnes und Heines mit allen Unarten nachahmten, wie dann die Freunde des Dichters, Bauernfeld und Prechtler, als besser unterrichtete Gewährsmänner mit größerer Treue, liebevoller und schonender sein Bild entwarfen; wie dann Laube zum erstenmal mit Geschick und Scharfsinn die Umrisse zeichnet, die er selbst später immer mehr mit Farbe ausfüllte. Prechtler und Laube gaben dann für lange Zeit für die österreichischen Journalisten den Ton an, werden von diesen ausgeschrieben oder wenigstens nachgeahmt, wenn es auch an selbständigeren Beurteilern wie Moritz Mandl unter ihnen nicht fehlt. Der achtzigste Geburtstag und der Tod des Dichters gibt den älteren Freunden und Freundinnen des Dichters (Holtei, Emilie von Binzer, Betty Paoli) den Anlaß, die unvergessenen Erinnerungen an ihren Verkehr mit ihm in die Öffentlichkeit zu bringen, wie dies Bauernfeld und Mosenthal auch später noch tun. Beziehen sich alle diese Mitteilungen fast nur auf die zweite Lebenshälfte des Dichters, so dreht sich eine weitere Gruppe von Aufsätzen (Frau v. Littrow, Gräfin Wickenburg-Almásy, Breuning, Franzos und auch Sonnleithner) fast ausschließlich um die Schwestern Fröhlich und Grillparzers Beziehung zu

Kathi. Deutlich scheiden sich zwei Parteien, von denen die eine die Familie Fröhlich im hellsten Licht zeigt, während die andere leidenschaftlich, ja fast schroff gegen sie Stellung nimmt. Es ist nicht der Zweck dieser Vorbemerkung, den oft verhandelten Prozeß neu aufzunehmen, zumal da vielleicht aufschlußreiche Dokumente unserer Kenntnis sich noch entziehen. Ausdrücklich aber muß hervorgehoben werden, daß die historische Gerechtigkeit es erfordert, auch die ungünstigeren Urteile zu hören und zu prüfen, ohne daß das teure Andenken an den edlen Kreis dadurch irgendwie geschmälert oder verunglimpft werden soll. Gerade die Gegenüberstellung der feindlichen Zeugen mag dazu anregen, die Aussagen scharf auf ihre Richtigkeit hin zu untersuchen, und mag zu einer Klärung der Meinungen beitragen. Auch was über andere längst der Geschichte angehörige Persönlichkeiten hier ausgesagt wird, muß unter diesem Gesichtspunkte betrachtet werden. Foglars Aufsatz, wie schon derjenige Holteis, sind bloße Ergänzungen zu ihren umfangreicheren Mitteilungen, die man in späteren Abschnitten unseres Werkes zu suchen hat.

Mit Freude wird man es begrüßen, daß in einzelnen dieser Aufsätze auch Beiträge zur Biographie anderer österreichischer Künstler bequem zugänglich werden, wie Breunings wertvolle Mitteilungen über Schubert.

Noch für manchen anderen zusammenhängenden Aufsatz wurde die Aufnahme in diesen ersten Band

erwogen und oft waren es nur Bedenken äußerer Natur, die den Herausgeber veranlaßten, davon abzusehen. So wurden Wickerhausers Aufzeichnungen dieser Sammlung vorläufig nur deshalb nicht eingefügt, weil sie erst vor ganz kurzer Zeit im Jahrbuch der Grillparzergesellschaft (XIV, 268) veröffentlicht wurden. Laubes Einleitung zur ersten Auflage von Grillparzers Werken, die in zahlreichen Abdrücken weit verbreitet ist, sowie die einschlägigen Teile seiner „Lebensgeschichte Franz Grillparzers", ebenso einzelne Kapitel von L. A. Frankls Buch mußten als Ganzes zunächst beiseite bleiben und werden nur als Quelle für die folgenden Bände benutzt. Sehr schwierig gestaltet sich die Frage, wie unsere Sammlung sich zu Rizys Anmerkungen im Wiener Grillparzeralbum, zweifellos einer der wichtigsten Quellen zu Grillparzers Biographie, zu verhalten habe. Wenn sich auch ihrer Einreihung in unseren chronologischen Rahmen einige Bedenken entgegengestellt hätten, so wären sie doch etwa als Einleitungen zu den größeren von uns gebildeten Abschnitten der Gespräche wohl einzufügen gewesen. Ich habe vorläufig davon abgesehen, weil ich es den Mitgliedern unseres Vereines zur Erwägung anheimstellen wollte, ob es sich bei der großen Seltenheit des Werkes nicht empfehle, das gesamte Album mit der eigentümlichen Anordnung und Textgestaltung der Gedichte in einem Neudruck unseren „Schriften" einzuverleiben. Sollte dieser Plan

keinen Anklang finden, so könnte der biographische Teil der Anmerkungen unserer Sammlung immer noch anhangsweise angefügt werden, wie es denn ohne Nachträge und Ergänzungen bei einem solchen Werke niemals abgehen kann.

Die in dieser ersten Abteilung enthaltenen chronologisch sicher zu datierenden Gespräche und Aussprüche des Dichters habe ich durch ausgiebige Verweise in den späteren Bänden dem chronologischen Schema einzugliedern versucht.

Steht der Wert und die Bedeutung gut überlieferter Gespräche für die Literaturgeschichte und Biographie längst außer Zweifel, so ist für unseren Dichter diese reich fließende Quelle um so höher einzuschätzen, als ihm eine große Scheu vor schriftlichen Bekenntnissen innewohnte, die er selten und in späteren Jahren fast nie überwunden hat. Gerade den Freunden oder überhaupt liebenswürdigen Persönlichkeiten gegenüber — sagte er zu Streiter — dünke ihm eine bloß schriftliche Expektoration ungenügend und Briefe seien ihm immer als Lügen erschienen. Im mündlichen Verkehr fiel diese Scham, sein Inneres bloßzustellen und diese Furcht vor Mißverständnissen zwar nicht völlig weg, der Dichter ging aber doch viel öfter und entschiedener aus sich heraus, ließ sich wider Willen ungezwungen gehen, von Erregung und Leidenschaft mit fortreißen, vom Augenblick

besiegen. Die Freunde hielten auf sein Wort, schwuren auf seine Wahrhaftigkeit: „Denn sagte er es, so ist es auch wahr“, schreibt Kathi Fröhlich einmal über eine Äußerung von Grillparzer (Jahrbuch IV, 95); „was Grillparzer sagt, ist von einem Gewicht, als wenn es tausend Zungen sprächen“, bekräftigte Adalbert Stifter Emilie Binzer gegenüber (Beilage zur Allgemeinen Zeitung, 20. Oktober 1867, Nr. 293). Mit den günstigsten Vorurteilen dürfen wir an den uns überlieferten Schatz seiner Gespräche herantreten.

Grillparzer war ein Meister des Gespräches, wie alle unsere Gewährsmänner übereinstimmend bezeugen; als Gesprächskünstler wird er in dem vorliegenden Band von Laube S. 92 f., von Eisler S. 130 f., von Holtei S. 199 f., von Betty Paoli S. 244, 246 f., von Mosenthal S. 290 f. ausführlich charakterisiert. Diese Stellen, die zu den bedeutsamsten Zeugnissen des vorliegenden Bandes gehören, werden nur deshalb hier nicht wiederholt, weil ihr doppelter Abdruck vermieden werden sollte. Nur das beweiskräftigste dieser Worte, das Bekenntnis der vielumhergetriebenen Betty Paoli kann nicht entbehrt werden und sei als Motto hier kräftig hervorgehoben: „Ich habe im Laufe meines vielbewegten Lebens Niemanden gekannt, der an Reiz der Unterhaltung Grillparzer überboten hätte“ (S. 244). Wehrte sich der einsame, in seine dichterischen Träume oder wissenschaftlichen Gedanken

versunkene Dichter anfangs immer gegen den Überfall durch Begegnende oder Besuchende, erschien er zunächst scheu, spröde, wortkarg, ja abstoßend, so taute er doch im weiteren Verlauf eines Gespräches meistens auf und wurde zum geistsprühenden, anregenden Partner oder zum unterhaltenden Erzähler. Er konnte gemütlich, heiter, kindlich und herzlich werden; sein Ärger entlud sich in unmutigen Äußerungen, die sich oft zu kräftigen Schlagern, witzigen Bonmots, ja zu giftigen Epigrammen zuspitzten und dann — nicht immer ohne Absicht und Bosheit — weiter getragen wurden. Alle Themen werden in seinen Gesprächen berührt. Seine gesamte Welt- und Lebensanschauung kann man daraus konstruieren; seine Aufzeichnungen über Ästhetik und Theater, seine gedruckten Kritiken über Dichter und Dichtungen erfahren aus seinen Gesprächen willkommene Bestätigung oder wertvolle Ergänzung. Von einigen seiner dichterischen Pläne oder von der Fortsetzung abgebrochener Werke, wie der „Esther“, wissen wir nur durch diese mündlichen Äußerungen. Über Politik konnte er sich nur im vertrautesten Gespräch mit voller Offenheit und Ungezwungenheit aussprechen. Freilich entzieht sich manche dieser Äußerungen bis auf weiteres der Veröffentlichung. Vor allem wurde er nicht müde, aus seinem Leben zu erzählen; besonders die Entstehungsgeschichte seiner Werke, die an den Druck oder die Aufführung sich anknüpfenden Mißhelligkeiten und Ver-

folgungen, seine Reiseerlebnisse in Italien, Deutschland, Frankreich, England und Griechenland, sowie manche Anekdoten hat er immer wieder seinen Freunden zum Besten gegeben, oft mit demselben Wortlaut. Wenn diese Wiederholungen seinen Gesprächen eine gewisse Eintönigkeit verleihen, so konnte doch in unserer Sammlung eine Kürzung in dieser Hinsicht nicht vorgenommen werden. Es ist vielmehr für die Kritik dieser Gespräche und für ihre Verwertung als Quellen zu Grillparzers Biographie von der höchsten Wichtigkeit, diese wiederholten Erzählungen untereinander und mit Grillparzers eigenen Aufzeichnungen und Erzählungen in der Selbstbiographie und den autobiographischen Skizzen zu vergleichen: Arbeiten, zu denen dieses Quellenwerk in erster Reihe die Anregung geben möchte.

Auch sonst fordert unsere Sammlung vielfach zur Kritik auf, die in jedem einzelnen Fall zu üben, die Grenzen dieses Unternehmens weit überschreiten würde. Zweifelhaftes, schlecht Beglaubigtes, Apokryphes habe ich je nach dem Grad der Glaubwürdigkeit oder Unglaubwürdigkeit verschiedenartig behandelt. Manches, dessen Stichhaltigkeit erst noch zu erproben ist, wurde im Text selbst mitgeteilt und der Zweifel in die Anmerkung verwiesen; anderes in den Anhang verbannt und dort ganz oder auszugsweise mitgeteilt; bei anderen die Ausschliessung durch knappe Beweisführung gerechtfertigt.

Der Überblick über das weitläufige Werk soll durch ein ausführliches Namen- und Sachregister am Schluß jeder Abteilung erleichtert werden.

Zu danken hat der Ausschuß des Literarischen Vereines und der Herausgeber: der Verlagshandlung B. Behr in Berlin für die Überlassung der Gespräche mit Foglar, den Erben der Frau Auguste von Littrow-Bischoff, insbesondere der Frau Hofrätin Ella Lang in Wien für die gütigst gewährte Erlaubnis zur Benutzung der Gespräche mit Frau v. Littrow und für die in Aussicht gestellten Ergänzungen dazu, den Erben L. A. Frankls und der Verlagshandlung A. Hartleben in Wien für die Erlaubnis zur Benutzung der Gespräche mit L. A. Frankl, Herrn Kustos Wilhelm v. Wartenegg und der Verlagsbuchhandlung Karl Konegen in Wien für die Erlaubnis zum Abdruck der Gespräche mit Wartenegg, Herrn Professor Dr. Albert Hänel in Kiel für die Erlaubnis zum Wiederabdrucke der Aufsätze Laubes, Herrn Moritz Mandl in Wien für die Erlaubnis zur Verwendung seiner gedruckten und für die Mitteilung ungedruckten Berichte; für die Überlassung handschriftlichen Materiales ferner Herrn Dr. Bruno Frankl Ritter v. Hochwart in Wien, Herrn Hofrat Prof. Max Ritter v. Karajan in Graz, der Baronin Josefine Knorr auf Schloß Stiebar, Frau Bertha von Preyß in Wien, Herrn Prof. Alex. Ritter v. Weilen

in Wien. Andere Gönner dieser vor zwei Dezennien begonnenen Studien trifft mein Dank nicht mehr unter den Lebenden, so Gerhard von Breuning, Adolf Foglar, Betty Paoli, Adolf Pichler, Josef Pollhammer, Freiherrn Hippolyt von Sonnleithner und andere, die in späteren Bänden des Werkes noch zu Worte kommen werden.

Für handschriftliches Material haben wir ferner zu danken der kgl. Bibliothek in Berlin, der kgl. öff. Bibliothek in Dresden, dem Goethe- und Schillerarchiv in Weimar und der Stadtbibliothek in Wien. Für Unterstützung bei der Sammlung des Materials bin ich zahlreichen älteren und jüngeren Freunden, deren Handschrift ich mit Freude und oft mit Wehmut in meinen Papieren wiederfand, zu lebhaftem Dank verpflichtet; neuerdings haben mich besonders Dr. Stefan Hock und Dr. Egon v. Komorzynski in Wien, sowie Dr. Wilhelm Kosch in Prag und Dr. Franz Josef Schneider in Berlin durch ihre Mithilfe gefördert.

Prag, im November 1904.

August Sauer.



Erste Abteilung.

Biographieen und allgemeine Charakteristiken.

---

1. Heinrich Ritter von Levitschnigg. 1841.

Österreichischer Parnass.

Von Heinrich Ritter von Levitschnigg.

1.

Franz Grillparzer.

Der schöne Lord, welcher in Neuhellas den Tyrtäus spielte, wie Leander über den Hellespont schwamm, sprach vor Jahren: „Der Name Grillparzer ist schwer auszusprechen und doch wird ihn die Nachwelt auswendig lernen müssen!“ Dies Wort ist bereits Wahrheit geworden, zwar, Gott sei Dank, nicht durch die Nachwelt, nein durch die Mitwelt, welche ihre reichsten Lorbeern um die Schläfe des Dichters windet, der den Traum geadelt hat. Das Sprichwort „Träume sind Schäume“ ist eine Lüge geworden; der Traum ward in Grillparzers Munde der Prophet vom Jordansstrande, der bleiche Samuel, der seinen König warnt in der Nacht vor der Schlacht, darin er Krone und Leben verliert. Das teutsche Trauerspiel hat nur einen Gott, den schönen Freund der langweiligen Daphne und Grillparzer ist dermalen sein Prophet. Alle süd=

teutschen Herzen schlagen in diesem Glauben, wenn gleich im Norden starker Götzendienst mit dem Manne getrieben wird, der tragischen Stoff nach der Elle verkauft und einen Schnapsladen errichtet hat, in dem er altteutsches Heldenblut in metrischen Bechern zu einem guten Groschen ausschenkt. „Befehlen Sie ein Glas Hohenstauffen?“ „Oder ist Ihnen ein Becher gefrorne Semiramis gefällig?“ Wer über diese Kalte-Schale-Poesie ein näheres zu lesen wünscht, der schlage Immermanns „Münchhausen“ nach.

Grillparzer wurde am 15. Jänner 1791 zu Wien geboren. Nach eingezogenen sichern Nachrichten lag er wie alle übrigen Stäublinge in einer gewöhnlichen Wiege und entschlief bei den altteutschen Liedern seiner Mutter; auf dem Parnasse aber geht die Sage, er habe sich auf Rosen gewiegt und Nachtigallen hätten den Kleinen in den Schlummer gesungen. Daher jener Klang in seinen Versen, der die Herzen rührt und bezaubert —

„Als rausche schmelzend durch die Luft,
Zum Ton' geword'ner Rosenduft!“

Grillparzer war glücklicher als der berühmte Ritter aus der Pfalz, mit dem er in seinen antiken Stücken viele Geistesähnlichkeit hat. Sein Vater, ein gebildeter, vermöglicher Mann, leitete mit ungemeiner Sorgfalt die Erziehung des Knaben, welcher dereinst das österreichische Banner auf dem Gipfel des Parnasses auf-

pflanzen sollte. Dieser Tag des Stolzes ist gekommen und es gibt keinen poetischen Richard Löwenherz, der dieses Banner wie in den Schmachtagen zu Palästina in den Staub wirft und mit Füßen tritt. Wir dürfen auch auf dem Helikon das alte Lied singen:

Soudain Vienne dans sa mémoire
A retrouvé son cri de gloire:
Autriche
Tout
Bien
Autriche.

In dieser glücklichen Lage konnte Grillparzer, ungehindert von den Sorgen des Lebens, den köstlichen Trank Mimers trinken und Homer und Shakespeare waren die Ammen, welche ihm die Hippokrene reichten. Daß er in dem Umgange mit Euterpen die übrigen Musen nicht vernachlässigte, beweisen die Zeugnisse aus seinen philosophischen und juridischen Schuljahren. Seine Mitschüler in den juridischen Studien waren Castelli und Deinhardstein, dermalen Namen von gutem Klange auf dem Parnasse, damals so unbekannt wie der Name Grillparzer selbst. Wie oft mögen die drei Dichterjünglinge Alexander gespielt, d. h. im Stillen getrauert haben, wenn sie von den Siegen teutscher Dichter hörten oder lasen? Wie oft mögen sie die Frage an die Zukunft gestellt haben, ob kein Blatt des Lorbeerbaumes für ihren Scheitel bestimmt sei? Die

Antwort hat die Welt gegeben, sie war bejahend. Wie oft mögen die jungen Poeten vor der schlimmen Amazone Kritik gebebt haben, die, als Gegenspiel aller Weiber, die Greise herzt und keine Liaison mit der Jugend anknüpfen will?! Auch diese Tage des Kummers, der Sorge sind vorüber und im goldnen Adelsbuche der Muse steht weit voran der Name Grillparzer und auch die Namen Deinhardstein und Castelli fehlen nicht in dessen Blättern. Ich kenne einen Kritiker, der Lessing dutzen dürfte und doch jedesmal den Hut zieht, wenn er den Namen Grillparzer ausspricht oder nennen hört.

Im Jahre 1813 wurde Grillparzer der hiesigen Hofbibliothek als Praktikant zugeteilt, trat aber bereits im nächsten Jahre in gleicher Eigenschaft zur Kameral-Gefällenverwaltung über. Im Jahre 1816 kam er als Konzeptspraktikant zu der k. k. allgemeinen Hofkammer. Es versteht sich von selbst, daß er bei sämtlichen Stellen durch seine gediegenen Kenntnisse, seine unerschütterliche Rechtlichkeit, seinen ausdauernden Fleiß in der Achtung seiner Vorgesetzten wie seiner Mitarbeiter von Tag zu Tag stieg. Im Jahre darauf wurde ein Löwe geworfen. Grillparzers „Ahnfrau“ schritt über die Bretter, welche die Welt bedeuten und Graf Derindur war um seinen Purpur. Ein geistreicher hiesiger Lustspieldichter äußerte sich in einem Salon litteraire, als man die „Schuld“ und die „Ahnfrau“ kritisch verglich: „Den

spanischen Schicksalsbrei habe ein tüchtiger Bühnenkenner gekocht, die schauerliche Sage von dem Untergange des Hauses Borotin ein Dichter geschrieben.“ Ich will diese Meinung nicht unbedingt unterschreiben; aber dieser Überzeugung lebe und sterbe ich, daß sich Graf Hugo und der Räuber Jaromir gegenüber stehen wie ein bissiger, hinterlistiger Köter und ein wilder, doch großmütiger Löwe. Hugo ist nach meiner Ansicht ein gemeiner Verbrecher und ich kann sein Verbrechen nicht tragisch nennen, weil es zufällig und unwissentlich an einem Bruder verübt wurde. Da müßten Taten auf dem Gebiete der Venus libertina poetische Vorwürfe liefern, sobald die Heldin des Stückes eine Tochter Noahs wäre oder jene Griechin, welche, wenn ich nicht irre, in eine Nachteule verwandelt wurde. Jaromir hingegen, unter Räuber als Kind geraten, von seinem Nährvater mit Blut groß gezogen, mit Verbrechen gefüttert, bleibt als Held der Nacht, als Ritter des Lasters in seiner tiefsten Verirrung ein Mann der Tragödie. Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes, eine kritische Würdigung der „Ahnfrau“ zu liefern, daher mögen diese kurzen Andeutungen dem Leser genügen. Der Erfolg des Stückes war glänzend und der Name Grillparzer gehörte seit der Stunde der ersten Vorstellung zu den Koryphäen der österreichischen Literatur. Wäre in jener Zeit der Enthusiasm so entwickelt gewesen, wie in unsern Tagen, man würde damals so

gut Ahnfrau-Gürtel gefertigt haben, wie man jüngst Robert-der-Teufel-Chemisetten trug.

Im April 1818 betrat Grillparzers Muse den klassischen Boden von Hellas und jedes Wort aus ihrem Munde bewies als Freipaß ihre göttliche griechische Abkunft. Die „Sappho“ dürfte eine Tochter Euripides genannt werden; sie ist ihm, was man so sagt, aus dem Gesichte geschnitten. Aristoteles und seine vielfach angefeindete, von Shakespeare wenig beachtete Einheit kamen durch dieses klassische Trauerspiel wieder zu Ehren. Sapphos Untergang mochte eine jetzt lebende teutsche Dichterin zu den herrlichen Worten begeistert haben:

„Wisse, daß die Liebe meiner Seele
Der Kuß der Eisenjungfrau ist.“

Wenn Shakespeare in „Romeo und Julie“ die Universalgeschichte der Liebe geschrieben hat, so darf Grillparzer seine „Sappho“ unstreitig eine Spezialgeschichte der Liebe der echten Dichterinnen nennen. Seine Griechin ist ein riesiger Lorbeerbaum, der sehnsüchtig den Liedern der Nachtigall lauscht, die in seinen Blättern flötet. Leider gelten diese Klänge einer weißen Rose, die im Schatten der Daphne duftet, und aus Gram darüber verwelkt der stolze Baum. Melitta, weiße Rose, deine Rolle wurde mit keiner Tinte geschrieben, nein mit Düften, und würdest du wirklich leben, du schrittest über deine Schwestern, die Blumen,

wie jene griechische Tänzerin leichtfüßig hinweg, ohne sie zu knicken! Schade, daß Phaon so eine erbärmliche Gestalt weist; mir ist immer, wenn ich ihn sehe, als flösse kein Blut, sondern Lavendelwasser durch seine Adern. Um den Mann hätte ich mich nicht ertränkt! Der Beifall, welchen die Sappho fand, war enthusiastisch. Einen kleinen Beleg, daß sie das damalige Stadtgespräch bildete, liefert die köstliche Anekdote, ein etwas blödes Menschenkind habe in einer Buchhandlung drei Exemplare des Stückes gekauft, weil es überall geheißen, man könne die „Sappho" mehrmals lesen.

Im März 1821 ließ Grillparzer seine antike Trilogie: „Das goldne Vließ" aufführen. Die beiden ersten Abteilungen: „Der Gastfreund" und „Die Argonauten" fanden an der Dame Kritik eine starke Gegnerin. Wer bei „Sappho" zu Gaste war, findet diesen „Gastfreund" nicht allzu liebenswürdig und an dem Felsen, von dem sich die entsagende Dichterin stürzt, hätten aus gleichem Grunde die „Argonauten" bald Schiffbruch gelitten. Desto mehr Beifall fand die dritte Abteilung: „Medea". Sie schrieb auch die Geschichte der Rache beleidigter Liebe. Sie ist ein Kraftweib, gegen welches die Mannweiber der Dudevant wie Porzellainpuppen erscheinen, und doch ist sie nicht so liederlich, so schlechtbesoffen von der Überzeugung männlicher Erbärmlichkeit wie diese weiblichen Jammergestalten, die bloß dieserwegen keinen Bart bekamen,

weil sie nicht die Kraft hätten, denselben zu tragen. Medea geht mit einer tragischen Leidenschaft mit der Rache Arm in Arm zum Tode, die Kinder der Pariserin mit der ekelhaften Sünde auf die Promenade, um mit dieser schönen Bekanntschaft dick zu tun.

Im Jahre 1823 wurde der geniale Dichter zum Hofkonzipisten befördert.

Lenau, der liebenswürdige Sänger vom „Tode des Lenzes", sagte einmal in meiner Gegenwart, er könne keinem Schriftsteller den Namen Dichter geben, wenn er nicht früher ein gutes lyrisches Gedicht aus seiner Feder gelesen habe. Lenau scheint mir so ziemlich Recht zu haben. Die Lyrik ist das geheime Losungswort, daran sich die „Brüder in Apollo" als Brüder erkennen. Grillparzer gab diese Losung in seinem herrlichen „Abschied von Gastein" („Aglaja" vom Jahre 1820), in seinen „Tristia ex ponto", die wie sterbende Schwäne den Sarg der ersten Liebe umrauschen. („Vesta" 1835.)

„Und nun für alle Zukunft lebe wohl!"

Ich halte das Gedicht, dem dies aus dem Gedächtnis geschriebene Zitat entnommen wurde, sowie das berühmte „Fare well" von Byron für unübertreffliche Muster des Abschiedes eines Dichters von dem Glücke seines Herzens. Grillparzer ist aber nicht bloß Lyriker, er ist auch, was nur Menschen bekannt sein dürfte, die das Glück haben, ihn persönlich zu kennen,

ein schneidender Epigrammatist. Schade, daß er diese Epigramme, sprudelnd an Witz, voll köstlichen attischen Salzes, der Mitwelt vorenthält. Ich erinnere zum Belege für das obige Epitheton an die herrlichen Verse:

„Thespis alte Kunst ist hin" usw. [Werke[5] II, 169]

Dieses Epigramm wurde zuerst in der historischen Zeitschrift des verdienten Geschichtsforschers Kaltenbäck bei Gelegenheit eines Aufsatzes über die Bühnenwelt gedruckt und später nochmals in der außerordentlichen Beilage der „Allgemeinen Zeitung" bei einer ähnlichen Gelegenheit mitgeteilt.

Einen Zwist, heiß und ärgerlich, wie ihn einst die Gluckisten mit den Piccinisten in Paris ausfochten, erregte das im Jahre 1825 im Februar zum ersten Male aufgeführte episch-tragische Gedicht Grillparzers, welches des gewaltigen Böhmenkönigs Ottokars Glück und Ende schildert. Es ging bei diesem Zwiste wie bei jeder literarischen Fehde: beide Parteien verschütteten das Kind mit dem Bade. Die Gegner beschuldigten Grillparzer des crimen laesae majestatis, des Hochverrates an dem Böhmenkönig; der Schriftsteller Kaufmann ging in neuerer Zeit so weit, zu behaupten, dies Stück sei nur dieserwegen tragisch zu nennen, weil es die Niederlage und den Untergang eines Helden im Kampfe mit der Alltäglichkeit besinge. Die Freunde des Dichters leugneten alle diese Vorwürfe und zitierten die Verse:

„Bis an die Sterne trug ich Böheims Namen,
Aus allen Fernen strahlt zurück sein Ruhm!“

als Gegenbeweis gegen jede böswillige Anschuldung. Für sie war das Stück ein Pfau mit schönen Füßen, eine Sonne ohne Flecken. Am richtigsten schilderte Hormayr den Charakter beider Helden der Stillfriedschlacht. Er meint, Ottokar war ein tragischer, Rudolf ein epischer Held, und wahrlich die Wahl dieser Beiwörter — wäre es hier nicht richtiger, Beiworte zu sagen? — trifft den Nagel auf den Kopf. Ottokar schwamm gegen, Habsburg mit dem Strom; darum mußte jener zuletzt ertrinken, dieser im Hafen landen. Ottokar, fährt er fort, glich einem Steine, der von einer steilen Höhe rollt. Was sich seinem Sturze ohnmächtig entgegenstellt, wird zermalmt oder überflogen; um desto rascher und unausweichbarer ist aber auch das Zerschmettern, wenn der Stein auf ein Hindernis stoßt, das er weder umstülpen, noch überspringen kann. Dieses Hindernis war der österreichische Heerbann auf der Ebene bei Laa. Rudolf hingegen war ein Tropfen, der in Jahren einen Felsen durchlöchert, Geduld und Ausdauer sind der Phalanx, vor dem der böhmische Löwe verblutete, die alte Garde fiel und die Intoleranz gegen die Söhne Abrahams zu Grabe ging. Geduld und Ausdauer sind die Urteilsvollstrecker der Nemesis, welche lange zögert, aber unvermeidlich erscheint und ihre Opfer tötet. Alles wiederholt sich hier im Leben, —

so schließt der Freiherr aus Tirol, — so ereilte Harald bei Hastings, Ottokar bei Laa, den ritterlichen Franz vor Pavia, den kleinen Korporalen auf der Ebene von Waterloo das gleiche Schicksal — es heißt Vergeltung. — — Ich stimme dieser Ansicht bei, bedauere aber von Herzen, daß Kunigunde, gelinde gesagt, ein gemeines Weibsbild ist, und der berühmte böhmische Ritter mit Leier und Schwert, Zawisch von Rosenberg, so schranzenhaft, so dandymäßig gehalten wurde.

Grillparzers Muse schwieg nach diesem kolossalen Gedichte volle drei Jahre. Erst im Februar 1828 erschien das Trauerspiel: „Ein treuer Diener seines Herrn“, ohne jedoch bedeutendes Glück zu machen. Der Grund der kühlen Aufnahme mag wohl in dem unritterlichen Geiste der Jetztzeit zu suchen sein. Die Tage sind, leider Gott oder Gott sei Dank, vorüber, wo die berühmte Arie von Gretry:

„O Richard, mon roi,
L'univers t'abandonne!"

die treue Garde zu einem Thermopylen-Waffengange begeisterte, nach welchem Leonidas in der andern Welt gesprochen haben soll: „Wäre ich nicht Spartanerkönig, ich möchte ein Glied dieser Garde sein.“ Ich will dadurch nicht gesagt haben, daß die Chevalerie gänzlich ausgestorben sei; aber der Sinn für ihren Deciusmut ist nicht mehr so allgemein, als er es vielleicht sein

sollte. Armer Bancban, du hättest vor einem Jahrhunderte die Bühne betreten sollen und reiche Lorbeern hätten dein greises Haupt geschmückt!

Im April 1831 erschien das elegische Drama: „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und hatte gleichen Erfolg bei der — Menge. Poetische Gemüter wiegten sich entzückt auf diesen Wellen, dachten der meerschaumgebornen Göttin, deren Arme sie einst auch umschlangen, und weinten mit der bleichen Hero an der Leiche Leanders. Dem Gebildeten ersetzt der Reichtum an innerer Handlung, ich möchte sagen, an Seelenleben den Mangel an äußerer Handlung. Übrigens bin ich trotz dieser flüchtigen Bemerkung der Meinung, daß dieser Mangel ein Gebrechen sei, das sich ein Dichter wie Grillparzer nicht hätte sollen zuschulden kommen lassen. Ich weiß recht wohl, daß es ihm bei seiner reichen Erfindungsgabe sehr leicht gewesen wäre, diesen Übelstand zu vermeiden, aber daß er ihn nicht beseitigte, gab dem Verdachte Raum, er habe vielleicht nicht gekonnt, und eine Muse, welche den Traum des Rustan beschrieb, sollte selbst vor dem Schatten eines Verdachtes rein sein wie Cäsars Gattin.

Im Jahre 1832 wurde Grillparzer zum Archivsdirektor der allgemeinen Hofkammer ernannt.

Bereits im Jahre 1823 ward der geniale Tondichter Beethoven von vielen Seiten bestürmt, eine Oper zu schreiben. Namentlich wetteiferten die Admi-

nistration des Hofoperntheaters der Kaiserstadt und der Intendant des Berliner Hoftheaters, Herr Graf von Brühl, in schmeichelhaften Anerbietungen. Die Operntexte wurden dem Tonsetzer dutzendweise eingesendet, aber keiner wollte ihm behagen. Da trat Grillparzer mit seiner „Melusina“ auf und der musikalische Byron war begeistert. Leider währte diese Begeisterung nur kurze Zeit. Teils durch die Äußerung des Grafen Brühl, ein — Ballett ähnlichen Inhaltes sei in Berlin in der Szene, verstimmt, teils durch die Erinnerung an die vielen Verdrießlichkeiten, die Beethoven bei der Aufführung des „Fidelio“ mit teutschen Sängern hatte, verzagt, lehnte der bizarre Komponist das Amt eines musikalischen Dolmetsches in der Weltsprache der Gefühle ab. So blieb das Opernbuch durch viele Jahre liegen. Erst im Jahre 1832 schrieb Konradin Kreutzer die Musik dazu. Die Oper wurde im Juni 1833 in Berlin auf der Königstädter Bühne mit vielem Beifalle gegeben. Sie ging noch in selbem Sommer in Brünn in die Szene; in Wien wurde sie erst im April 1835 und zwar im Josefstädter Theater aufgeführt. Der Erfolg war kein glänzender. Es ist hier nicht der Ort, die Ursache der kalten Aufnahme aufzudecken, noch weniger die Musik kritisch zu besprechen; es genügt zu sagen, daß der Operntext ein vortrefflicher sei, so sehr die Wortdichter über Kälte und Farblosigkeit des Librettos klagen. Die Tondichter

sind einer andern Meinung und ihre Ansicht dürfte die kompetentere sein.

Der Oktober des Jahres 1834 setzte dem Ruhme Grillparzers die Krone auf. Auf dem Theaterzettel stand in großen Lettern: „Der Traum ein Leben,“ ein dramatisches Märchen, darunter sein gefeierter Name und die Elite der gebildeten Welt der Donaustadt eilte in die erleuchteten Räume des Hofburgtheaters. Die ältesten Theaterbesucher wußten sich keines ähnlichen Zudranges zu erinnern. Man hätte an jenem Abende glauben können, die dramatische Kunst sei soeben erfunden worden und die halbe Welt ströme herzu, die neugeborne Melpomene zu bewundern. Die Erwartung war auf das höchste gespannt; der Erfolg hielt mit ihr Schritt und nach der Vorstellung heftete sich der Ruhm unzertrennlich, als Schatten, an Grillparzers Ferse. Dieses dramatische Märchen ist vielleicht auch das originellste, poesievollste Gedicht, das seit dem Geburtstage des Thespis die Bretter beschritten. Das Morgenland entfaltet alle seine Reize. Seine Rosen duften, seine Nachtigallen flöten und über das köstliche Bild wirft der Traum seinen magischen Schimmer, als sei er der Mond der Theaterwelt; die Ohren lauschen, das Herz ist entzückt, der Geist ist berauscht und die Lippen jubeln:

Steig' herauf in deiner Pracht,
Fabelhafte Märchenwelt!

Und doch ist dies elfenhafte Gedicht ein tiefdurchdachtes psychologisches Gemälde, das, der Natur abgestohlen, unwillkürlich zu Bewunderung hinreißt. Grillparzer schrieb die Geschichte des Traumes in seiner höhern Bedeutung. Und wie schrieb er sie? Mit der Feder auf Papier? Zu derb. Mit einem goldnen Griffel auf Palmenblätter? Zu verbraucht. Mit Schmetterlingflügeln in Rosenduft? Zu gesucht. Er schrieb sie mit unauslöschlichen Lettern in das Menschenherz. Daher wird auch dieses Märchen solange leben, als dies Herz pocht. Wir sind alle Rustans und tausend verschiedene Leidenschaften spielen Zangas. Wohl jedem, dem auf seiner Pilgerfahrt nach dem himmlischen Mekka der fromme Derwisch Zufriedenheit mit sich selbst begegnet und ihn segnet! Dann wird, wenn der Traum des Diesseits zerstiebt, sein Erwachen ein freudiges, ein wonnevolles sein!

Im Jahre 1837 (wenn mich mein Gedächtnis nicht trügt) erschien das Lustspiel: „Weh' dem, der lügt!“ Der Erfolg ist bekannt und ich enthalte mich, da die Akten darüber noch nicht geschlossen und der Römerspruch „adhuc sub judice lis est“ noch Geltung haben dürfte, jeder kritischen Bemerkung. Bei jedem Streite muß man den Begriff genau festsetzen, den man erörtern will; sonst wandert man nach dem Untersberg und besucht Friedrich Barbarossa und feilscht um dessen Bart. Ich meines Teiles ziehe seit Jahren,

wie ein Knabe hinter dem Falter, dem Begriffe „Lustspiel“ nach, kann aber den Proteus in hundert Gestalten nicht festhalten und verzweifle an der Auffindung der Auflösung der Charade, die Aristoteles nur scheinbar erraten. Zuweilen kommt mir der dumme Gedanke, das Lustspiel gehöre gar nicht zur Poesie. Ich kenne nämlich Menschen in Fülle, welche man ohne Beleidigung „gute Leute und erbärmliche Poeten“ nennen darf, die aber demungeachtet Lustspiele geschrieben haben. Wenigstens stand auf dem Theaterzettel „Lustspiel“; ich habe aber dabei geweint und lebe seit jenen Tränen der Überzeugung, ein Lustspielschreiber sei erst dann ein Dichter — halt! Denke an Heines Stoßgebet gegen voreilige Gedanken! „Hund, mein Hund, du bist nicht gesund, du bist vermaledeit!“ Gut, so will ich denn glauben, daß Poesie und Witz, Phantasie und Laune sich leicht ehelich verbinden und gesunde, gesittete Kindleins ihrem Bündnisse entsprießen.

Das letzte Geschenk, das wir Grillparzers keuscher Muse danken, ist das herrliche Vorspiel zur „Libussa“, welches in dem „Album der Wohltätigkeit“ im Laufe dieses Jahres im Druck erschien. Es ist eine Arbeit, welche der unsterbliche Sänger von Avon gern für seine eigene erklären würde.

Und somit wäre mein kurzgefaßter Bericht über die Leistungen unseres größten vaterländischen Dichters geschlossen. Von seinen prosaischen Dichtungen ist mir

nur die Erzählung: „Der Mönch aus Sardinien" bekannt, welche, wie ich glaube, im Jahre 1828 in der „Aglaja" abgedruckt wurde. Über sein epigrammatisches Talent habe ich bereits gesprochen, bin auch überzeugt, Grillparzer wäre zum Kunstrichter berufen, so gut als Lessing. Dies beweisen seine flüchtig hingeworfenen und doch haarscharfen Bemerkungen über neue Kunsterscheinungen im Laufe eines wärmer werdenden Gespräches. So äußerte er sich, als man über die gehäuften Leiden einer tragischen Heldin sprach, das Stück erinnere ihn lebhaft an den wohldressierten Pudel, der voriges Jahr an einem kalten Novembertage an die sieben Mal auf das Geheiß seines hartherzigen Herrn in den kalten Donaustrom sprang und den Prügel zitternd und fröstelnd apportierte.

Es wäre jetzt noch die Persönlichkeit des gefeierten Dichters zu schildern; das ziemlich getroffene Portrait desselben, von dem trefflichen Maler Danhauser als artistische Beilage zur geachteten „Wiener Zeitschrift" gezeichnet, überhebt mich aber dieser Schilderung. Ich habe dabei noch anzuführen, daß viele Verehrer des großen Sängers sich im Jänner dieses Jahres vereinten und durch den geschickten Graveur Schön die Medaille Grillparzers zur Feier seines fünfzigsten Geburtstages prägen ließen.

Und so schließe ich diese Zeilen mit den Worten, mit welchen ich sie begann: „Der Name Grillparzer ist

schwer auszusprechen, und doch wird ihn die Nachwelt behalten müssen!“ Wie sehr ich von der Wahrheit dieses Spruches Byrons überzeugt bin, mag nachstehendes Gedicht beweisen, das bereits im „Österreichischen Morgenblatte“ abgedruckt worden. Es lautet:

Im Hafen von Calais.

Die Nacht war schön, war still, wie eine Mutter,
Die ihres ersten Kindes Schlaf bewacht;
Geräuschlos flog durchs Meer der leichte Kutter,
Als sei verschämte Armut seine Fracht.

Ein Lootse stieß, zum Hafen uns zu leiten,
Vom Strand', bald lagen wir im sichern Port;
Da gab es auf dem Schiff' ein Drängen, Streiten —
So lärmen Knaben aus der Schule fort.

Mein Nachbar reichte sinnend mir die Hände;
Er dachte still: „Dem Himmel sei's geklagt!
Wenn englisch dieses teutsche Blut verstände,
Ich hätte gern was Liebes ihm gesagt.“ — —

Ich dachte trüb' wie er: „So gerne brächte
Mein Herz dir seinen warmen Abschiedskuß;“
Da flog, wie Wetterschein durch Mitternächte,
Auf meinen Mund der schönste Scheidegruß.

Da rief ich „Byron“, meine Tränen rannen —
„Grillparzer“, sprach der Britte feierlich —
Verschiedne Böte trugen uns von dannen,
Doch uns're Seelen, die verstanden sich.



2. Eduard von Bauernfeld. 1842.

Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers.

3. Literarische Epochen.

... In diesen Friedensjahren tauchte eigentlich die Poesie in Österreich zum ersten Male auf, in der Person eines Mannes, der von seinen Zeitgenossen lange nicht in seinem vollen Wert aufgefaßt wurde. Grillparzers literarisches Schicksal ist ganz eigener Art. Er hatte vor allen das Mißgeschick, in eine Zeit zu fallen, wo die deutsche klassische Literatur vollendet und abgeschlossen war und wo ein neuer Bewerber, der sich für berechtigt halten durfte, mit den anerkannten Meistern um die Palme des Ruhmes zu streiten, stets mit gleichgiltigen oder mißgünstigen Augen angesehen wird, besonders wenn er einer Nation angehört, welche in der literarischen Republik bisher nur dürftig repräsentiert war. Zudem ist Deutschland, und war insbesondere damals, in ebensoviel Literaturzeitungen als Länder geteilt; die verschiedenen Talente schlugen sich zu ihren Fahnen und Stimmführern und erhielten von diesen ihre angemessenen Portionen Ruhm. Verschmähten es

doch selbst Schiller und Göthe nicht, sich und ihre Werke durch die damaligen literarischen Trompeter, die Gebrüder Schlegel, in den weiten deutschen Gauen auszuposaunen zu lassen. Aber in Österreich gab es keine Trompeter, keine Literaturzeitung, gab es keine Literatur als Grillparzer. Der Mann allein zählt überall nicht viel, am wenigsten in Deutschland. Wenn man bedenkt, mit welcher Achtung das gegenwärtige Deutschland unsern neuen vaterländischen Talenten entgegenkommt, die weit unter Grillparzer stehen, so muß man wehmütig ausrufen: Et habent sua fata libelli! und wird zugleich das allmählige Verstummen des Dichters begreifen und verzeihlich finden; denn man sage was man will: wer eine Kraft äußert, verlangt auch eine Wirkung zu sehen. Das Talent gleicht dem vortrefflichsten Samen, der aus dem üppigsten Boden hervorschießt, aber aus Mangel an Sonne, an Anerkennung niemals zu seiner schönsten Blüte gelangt. Übrigens hat Grillparzers erstes Auftreten vielleicht sein literarisches Los entschieden. Je lebhafteren Anklang die „Ahnfrau“ auf der deutschen Bühne fand, desto entschiedener und heftiger stellte sich die Kritik einem Schauspiel entgegen, welches sie, durch den äußeren Anschein verführt, aus der verrufenen Müllnerschen Schicksalsidee hervorgegangen erklärte. Der lebendige Strom der Poesie, die Gemütswärme, der Phantasiezauber, die wirklichen Gestalten des österreichischen

Dichters wurden übersehen gegenüber den personifizierten Begriffen, der Verstandesreflexion, der abstrakten Leidenschaftlichkeit des Advokaten und Kritikers in Weißenfels. Mit der „Ahnfrau“ wurde Grillparzer sein literarisches Plätzchen, als Nachahmer Müllners, angewiesen und die deutsche Kritik verfuhr von seinem ersten Erscheinen gegen ihn nur mehr polemisch. Die von der „Ahnfrau“ ganz verschiedene „Sappho“ machte die Sache um kein Haar besser; sie wurde als untragisch, götheſierend und bürgerlich bezeichnet. „Eierkuchen mit Gurkensalat“ hieß der geistreiche Ausdruck, dessen sich ein damaliger Stimmführer in seiner Rezension des Trauerspiels bediente. Lord Byron, welcher die „Sappho“ nur in italienischer Übersetzung kennen lernte, hat in der Folge anders über das Stück geurteilt.

Wenn Grillparzers Stellung, dem Auslande gegenüber, keine günstige war, so fand er in seinem eigenen Vaterlande durchaus nicht die Elemente, welche sein Talent fördern konnten. Seine Werke fielen zum Teil in die Zeit des lächerlichen deutschen Burschentums, der sogenannten demagogischen Umtriebe und der Karlsbader Beschlüsse. Die österreichische Regierung, deren Wohlwollen bisweilen durch eine gewisse Ängstlichkeit paralysiert wird, hatte es für nötig erachtet, eine größere Beschränkung der deutschen Presse zu erwirken; die natürliche Folge war, daß sie in ihren

eigenen Ländern die Zügel der Zensur noch straffer anzog als bisher. So wenig Grillparzer, seiner innersten Natur nach, dem damaligen tölpischen deutschen Liberalismus geneigt war (welchen Immermann in den „Epigonen" nicht übel persifliert), so war er doch ein Dichter, ein tragischer Dichter; seine Schöpfungen, wie die des Philosophen, gehörten in das Reich der Idee. Die Idee als solche ist immer liberal, aber es ist ein Unglück, daß sie die dummen und talentlosen Leute so häufig im Munde führen, mit welchen dann der wirkliche Staat, der nur auf das Praktische sieht, die eigentlich geistigfreien und produktiven Köpfe in Einen Topf wirft. — Grillparzer hatte dem jugendlichen Schöpfungsdrang in der phantastischen „Ahnfrau" genug getan; an der „Sappho" war er schnell zum Manne gereift. Ungleich den jetzigen Dichtern, welche sich mit Politik und Spekulation abgeben, hatte er sich in die Rätsel der Geschichte vertieft. Das gewaltige Rom und seine großen Schicksale sollten in einer Reihe von Tragödien über die Bretter schreiten. Entwürfe wurden gemacht, Szenen ausgeführt, wie die zwischen Hannibal und Scipio. Auch die heitere Griechenwelt sollte neu belebt werden: „Hero und Leander" wurden angefangen, „Das goldene Vließ" wurde vollendet, leider nicht unter den günstigsten Auspizien. Die Trilogie ist eine der größten dramatischen Konzeptionen, aber in ihren einzelnen Teilen von der verschiedensten Aus-

führung. Allein auch in dieser unvollendeten Form erschließt uns die „Medea" eine tragische Welt, wie außer Schiller kein deutscher Dramatiker eine größere schuf. Zwischen Beginnen und Abschluß der Trilogie fällt des Dichters Reise nach Italien, von welcher er ein Gedicht „Die Ruinen des campo vaccino" mitbrachte, abgedruckt in der von Schreyvogel redigierten „Aglaja". Ein dienstbeflissener Zensor hatte das Gedicht aufgestöbert, welches im Grunde nichts anderes war als eine Paraphrase der „Götter Griechenlands". Das Gedicht wurde von Amts wegen aus allen Exemplaren des Almanachs herausgerissen. Dieser geringfügige Umstand konnte einen so reizbaren Mann wie Grillparzer hindern, die Trilogie mit der nötigen Gemütsruhe zu vollenden, und der Pflichteifer eines Polizeibeamten hat vielleicht die Welt um ein Meisterwerk gebracht. — Die Römer- und Griechenwelt wurde nun einstweilen beiseite geschoben: die vaterländische Geschichte hatte sich mit Macht der Seele des Dichters aufgedrängt. Man wird Grillparzer niemals richtig beurteilen, wenn man ihn nicht als Österreicher durch und durch, als Patrioten im besten Sinne, auffaßt. Aber er schrieb den „Ottokar" und machte sich die Böhmen zu Feinden, den „treuen Diener seines Herrn" und beleidigte die Ungarn. Man erinnert sich, nach welchen Zensuranständen, nach welchen Konzessionen vonseiten des Dichters „König Ottokars Glück und

Ende" endlich auf die Bühne gebracht wurde, von welcher das Stück bald wieder verschwand. Nichts wirkt auf einen geistreichen Mann, der zugleich ein zart besaitetes Gemüt besitzt, entmutigender als die kleinen Quängeleien einer prosaischen Außenwelt, welche die Forderungen, die eine große Seele an sich selbst stellt, auf ihre Alltagsbedürfnisse reduziert haben will. Bei einer Reihe von äußeren und inneren Störungen hielt doch der Dichter seinen Lieblingsgedanken lange Zeit fest: die vaterländische Geschichte in einer Reihe von Bildern und Charakteren des habsburgischen Regentenstammes dramatisch zu reproduzieren. Zu einem dieser Stoffe: dem Bruderzwist zwischen Rudolf und Mathias, hatte er historische Studien gemacht, Situationen, Charaktere entworfen, einzelne Szenen niedergeschrieben. Aber er konnte nicht hoffen, das Werk, wie es ihm vor der Seele schwebte, jemals auf den Brettern zu sehen; Grillparzer schreibt nicht für die Augen des Lesers wie die modernen deutschen Dramatiker, sondern für die Augen und Ohren des Zuschauers. Es ist ihm auch, bei dem ihm eingeborenen lebendig-theatralischen Sinn und Takt, nicht darum zu tun, irgend ein verschimmeltes romantisches oder mystisches Element unter Shakespeares oder Calderons Ägide literarhistorisch zu Ehren zu bringen, sondern er will lebendig wirken, nicht auf kritische Blätter und eingebildete Kunstrichter, sondern auf das Publikum, auf Gemüt und Phantasie

eines Volkes. Die neueste Literatur, welche in Hin- und Widerreden, anstatt in Werken und lebendigen Schöpfungen besteht, scheint seinem praktischen Sinn durchaus nicht zuzusagen und er zieht sich immer mehr von ihr zurück; die Journalistik rächt sich ihrerseits für diese Vernachlässigung, indem sie das größte Talent seiner Zeit gänzlich ignoriert. Grillparzer gehört, dem Genie und der Richtung nach, der älteren klassischen Zeit an, wo die Kunst als solche für das höchste galt und wo man bei dem Dichter nicht um politische Meinungen fragte. Grillparzer ist der erste österreichische und der letzte deutsche Dichter. Wenn er Torso blieb, so tragen Zeit und Verhältnisse mehr Schuld daran als sein Talent. Wenn er recht hat, das für Abendröte zu halten, worin andere eine neue Morgenröte erblicken, so hat er auch recht, zu schweigen; sollte ihn aber der Geist noch im späteren Mannesalter überkommen, so wird er euch noch immer Dinge zu verkünden haben, von denen sich eure Philosophie nichts träumen läßt.



3. Hieronymus Lorm (Heinr. Landesmann). 1847.

Wiens poetische Schwingen und Federn.

Von Hieronymus Lorm.

Zweite Abteilung.

Franz Grillparzer.

Nicht ohne beklemmendes Weh schreiben wir diesen edlen Dichternamen nieder, der wie ein sich verhüllender Priester durch die deutsche Literatur geht; nicht genug verhüllt, daß nicht die Strahlen, welche eine Glorie um sein Haupt ziehen, in unsre finstern dramatischen Zustände ein spärliches Licht geworfen hätten. Aber wie segensreich hätte dieses Licht werden können, wäre es an würdigen Stoffen entzündet worden! Die Melpomene Grillparzers, den prächtigsten Sternenmantel auf den Schultern, durfte ihren tragischen Dolch nicht an der höchsten Aufgabe des dramatischen Dichters, an der vaterländischen Geschichte wetzen, sie mußte damit nach hohlen Phantomen zielen und machte dadurch kein Blut fließen, das, wie sie es so leicht vermocht hätte, zum belebenden Herzblut des deutschen Dramas geworden wäre. Gebeugten Hauptes saß sie im Kerker,

nach allen Seiten hin beengt, und spielte mit den Erscheinungen, die eine aufgeregte Phantasie im Finstern auf die leeren Wände malt, den Dolch furchtsam in die Scheide steckend, so oft sie die Waffe eines Kerkermeisters klingen hörte. Grillparzers Muse wollte nicht das Verbrechen begehen, im Sinne der sie bewachenden Eunuchen zu singen, drum schwieg sie; allein auch dieses Schweigen wird zum Verbrechen, wenn es nur eines kühnen Risses bedurft hätte, um sich von den heimatlichen Sklavenfesseln zu erlösen. Aber Grillparzer blieb in Östreich und seine Muse im Kerker.

Grillparzers Name wird in auswärtigen Didaskalien, in der deutschen Literaturgeschichte wenig genannt, von jedem Östreicher jedoch mit Liebe und Bewunderung, in welche sich das Bedauern mischt, den herrlichen Genius nicht nach seinem Verdienst gewürdigt zu sehen. So innig wir jene liebende Bewunderung teilen, können wir doch in der Vernachlässigung von Seite der deutschen Kritik nur die notwendige Konsequenz einer Stellung erkennen, zu welcher sich Grillparzer, mit Verrat an seinem erhabenen Berufe, lebenslänglich verurteilt hat.

Als die Befreiungskriege zu Ende waren und das deutsche Volk, von seinen materiellen Drangsalen erlöset, nun zu einer höhern Befreiung hätte schreiten und sich mit dem Bewußtsein seiner Mündigkeit und nationalen Selbständigkeit hätte erfüllen sollen; als Schiller längst

tot war und Göthe den bedeutendsten Teil seiner dramatischen Wirksamkeit geschlossen hatte — damals hätte das deutsche Volk des großen Dramatikers bedurft, der zur Erhebung seines Selbstgefühls nach Innen mitgeholfen hätte, wie die unmittelbar vorangegangenen Freiheitsdichter der Jahre 1813 und 14 es nach Außen getan hatten. Die Wachtfeuer des Bivouaks geben eine schlechte Theaterbeleuchtung ab, das Volk, das den Vorhang einer neuen deutschen Zeit gewaltsam aufriß und eben selbst ein großes Schauspiel aufführte, konnte nicht Muße finden, sich geduldig vor den Vorhang eines Schauspielhauses hinzusetzen; hier mußten noch die Lieder eines Körner, Schenkendorf, Rückert ausreichen, die auf dem Marsche zu singen waren und den Mut einer jugendlichen Brust noch in dem Momente anfeuern konnten, als diese Brust schon von der Todeskugel berührt wurde. Aber das Volk kehrte vom Schlachtfelde heim, die versprochenen Früchte seiner Taten zu ernten. Der Friede sollte nicht gleichbedeutend mit Ruhe, sondern der Beginn einer neuen Volkstätigkeit sein, die sich noch wirkungsreicher als gegen den äußern Feind gegen den innern gerichtet hätte, der in Gestalt verrosteter Institutionen und mittelalterlicher Zustände störend und zerstörend fortwucherte. Damals wäre es an der Zeit gewesen, die Bühne zu einer Tribüne des erwachten, begeistrungstrunknen Volkes zu erheben, ihm die Ge=

bilde seiner Geschichte mit Shakespears Griffel heraufzubeschwören und, wie jeder Dichter ein Seher, aus der Vergangenheit lehrend und warnend die Zukunft zu deuten. In Wechselwirkung hätten sich der Geist des Volkes und seine Bühne aneinander aufgerichtet und Deutschland besäße heute vielleicht ein Theater, das nicht, ohne Herz für die Nation, den Kopf nur von französischen Vaudevilles angefüllt hätte und sich nicht bloß nach dem Rhythmus italienischer Opernmelodien auf den Beinen erhalten würde, sondern der bestimmte, kernhafte Ausdruck einer von politischem Ernst durchdrungenen Nationalität wäre. Der Dichter für diese erhabene Sendung fehlte, aber nicht das Talent dazu, denn durch eine Ironie des Schicksals keimte es eben in dem teilnahmslosen Östreich empor, mitten unter erdrückendem Bureaustaube und ohne Spur politischen Bewußtseins. Im Jahre 1817, zwei Jahre vor den Karlsbader Beschlüssen, trat Franz Grillparzer auf, mit einem Drama, das, ein Nachzügler der „Schuld“, die selbst eine dramatische Schuld zu nennen, nicht an den Geist, der damals in Deutschland herrschte, sondern nur an den Geist der Schicksalstragödie anknüpfte.

Grillparzer hat durch die „Ahnfrau“ seinem deutschen Ruhme unendlich viel geschadet und sich den Weg zu einer Anerkennung erschwert, die über die der Theaterdirektoren, wenn sie eben die volle Kassa zählen, hinausgeht. Denn dadurch, daß dieses Stück mit so

großem Glück über die sämtlichen deutschen Bühnen ging und das Publikum in Masse zu der unverständigen Begeisterung brachte, mit welcher Kinder einer grauenhaften Gespenstergeschichte lauschen, ließ es keine von Grillparzers spätern meisterhaften Schöpfungen, was Bühnenwirksamkeit betrifft, neben sich aufkommen und die deutsche Kritik glaubte deshalb mit Grillparzer fertig zu sein, wenn sie die Lanzen gegen die Blößen jener Schicksalstragödie gerichtet hatte. Trotzdem ist die „Ahnfrau" das Werk eines dramatischen Genies, von überschäumender Jugendkraft gezeugt, und wenn es auch statt tragischer Schrecken nur jene hervorbringt, die der Theaterkostümeur mit mehr oder minder Geschicklichkeit in seiner Gewalt hat, bleibt es doch von einem Zauber poetischer Schönheiten umflossen, der es um so tiefer bedauern läßt, daß sich so reiche Gewänder um die Gestalt eines unsinnigen Popanzes breiten.

Nun mochte Grillparzer verlegen sein um den Stoff für seine ferneren Gebilde und wandte sich verlangend dem Urquell der Geschichte zu. Als hätte sein Genius ungeduldig das Feld nicht erwarten können, auf welchem er sein Flügelroß besteigen darf, wählte er gleich eines der ersten, das ihm Klio bieten konnte — die griechische Geschichte. Es gibt jedoch wieder Zeugnis davon, wie sehr der Mangel eines politisch durchgebildeten Volksgeistes in Östreich auch seine künstlerischen Talente

nach unfruchtbaren Richtungen drängt, daß die Geschichte Griechenlands, des ersten Staates, in welchem die Menschheit zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, in welchem der erste frische Morgen des Abendlandes anbrach, während sich über das Morgenland schon der erstarrende Abend des Todes gebreitet hatte, daß Griechenland, in welchem Kunst, Philosophie, Wissenschaft, Sprache sich zuerst als abgesonderte Bildungshöhen aus der früher verschwommenen Entwicklung des Menschengeistes erhoben und zur Gestaltung von menschheitswürdigen Staatsverfassungen beitrugen, die von der Gottesstimme des Volkes durchklungen wurden, — daß ein solches Land, eine solche Geschichte dem reichbedachten Grillparzer keine andere Anregung zu dramatischen Schöpfungen bot, als uranfängliche Sagen und Mythen, durch welche Griechenland noch halb mit dem Traumleben der ältesten orientalischen Völker zusammenhing. Er schrieb die Trilogie „Das goldne Vließ“, und wenn die diesem Werke vorangehende „Sappho“ und das ihm nachfolgende Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“ auch dem schon zum vollständigen Charakter sich entwickelnden Griechenland angehören, ist doch in ihnen keine Spur jener historischen Anschauung, durch welche der Dichter in den irdischen Leib der Geschichte den himmlischen Prometheusfunken wirft.

„Sappho“ — im Jahre 1818 erschienen und eine Rolle der unvergeßlichen Schröder, mit der das Stück auch fast von allen deutschen Bühnen verschwand — ist ein lyrisches Drama von überwältigender Schönheit. Freilich wird man in der Darstellung dieses antiken Stoffes vergebens nach den Reizen der Antike suchen und nicht an Göthes Iphigenia darf man sich erinnern, wenn man zum Genuß der Grillparzerschen Sappho ein empfängliches Gemüt mitbringen will. Den Hauptcharakteren fehlt die objektive Gestaltung, die abgegrenzte Bestimmtheit, jene griechisch heitre Ruhe, in der sich noch Schmerz und wilde Leidenschaft mit harmonisch brausenden Wellen bewegen. Sappho, die Dichterin, nimmt ihrem Autor den Griffel aus der Hand, durch dessen Zauberkraft er sie plastisch hätte hinstellen sollen, um sich damit vor dem Zuschauer in lyrischen Monologen selbst abzukonterfeien; Sappho, die Priesterin aus Lesbos, gelangt in Grillparzers Stück nicht einmal zur pantheistischen Sinnlichkeit der Alten, die den letzten Gürtel mit erhabener Geberde abstreift, weil sie noch im Naturdienst den Gottesdienst feiert. Phaon, von den olympischen Spielen als Sieger heimkehrend, also ein irdischer Halbgott, mit dem Anrecht unter die olympischen Götter versetzt zu werden, im ersten Vollgenuß einer errungenen Unsterblichkeit, für welche der christlich modernen Zeit das Volksleben, der Glaube und das Abzeichen fehlt, Phaon, der Dichterin

Sappho nicht nur gleichberechtigt gegenüber, sondern nach griechischer Anschauung über ihr stehend, weil er würdig, daß sie ihr Saitenspiel zu seinem Preis tönen lasse — zu welcher traurigen Unterordnung schrumpft er in Grillparzers Drama, mit Absicht des Dichters, zusammen! Mag ihm der Schauspieler auch durch Kostümbehelfe zur antiken Außenschönheit verhelfen, vor dem Geist des Zuschauers wird er immer in ganz ungriechischer Gestalt, gebeugten Hauptes und gebrochnen Knie's erscheinen. Diese Verkennung der Antike zieht sich durch das ganze Werk, bricht selbst aus tief psychologischen Enthüllungen des weiblichen Herzens, die mehr auf den in alle Zeiten übergegangenen Amor, dem ein geraubter Kuß noch Wonne und Verbrechen zugleich ist, als auf den griechischen Eros zielen, und dehnt sich bis auf die lächerliche Kleinigkeit aus, daß Melitta, im Wunsch zu sterben, ausruft:

„Nehmt mich hinauf zu Euch, zu Euch, Ihr Götter!“

Dieses von der Romantik duftende, katholisch verhimmelnde „hinauf“ ist schon nach dem Sinne, den es hier ausdrücken soll, nicht hellenischen Charakters, abgesehen davon, daß es, nach griechischer Vorstellung vom Tod, eigentlich heißen müßte: laßt mich hinunter, denn Elysium und Tartarus, die Stätten abgeschiedner Seelen, liegen in der Unterwelt.

Will man aber bei Grillparzers Sappho von der Forderung nach einem echten dramatischen Gebilde abstehen, das aus der Zeit, der es entnommen, mit feiner, Tinten und Farben nicht verwischender Hand herausgeschält wäre, will man sich auch um die mit überaus geschickter Ökonomie in fünf Akte gegliederte Handlung nicht allzusehr kümmern, sondern sich geschlossenen Auges vor die Bühne lauschend hinsetzen, so wird man sich von diamantensprühenden Strömen einer heißen, tiefen Lyrik überflutet und das Herz davon zum reinsten poetischen Genuß fortgerissen fühlen. Dieser lyrischen, nicht dramatischen, Wirkung sind sowohl die vielen Auflagen, die Sappho im Druck erlebte, als die wenigen Vorstellungen, die ihr auf der Bühne wurden, zuzuschreiben.

Jung, ruhmbekränzt, die Brust noch voll schöpfrischen Dranges, reiste nun Grillparzer 1819 nach Italien, eine Reise, nach der jeder Dichter als nach einer Selbstbelohnung trachtet, wenn er sich derselben bereits würdig bewiesen. Wie reich an großen Schöpfungen er damals noch seine Zukunft glaubte, davon zeugen die Worte, mit denen er von Rom schied:

„Nun kehr' ich heim mit stolzem Sinn
Und schaff' in gesättigter Ruh,
Was jung soll sein, wie ich es bin
Und alt soll werden wie Du."

Die erste Frucht dieser Reise war eine begeistert zürnende Elegie, ein prachtvolles Gedicht an Italien,

das in dem Wiener Taschenbuch Aglaja mitgeteilt werden sollte. Es war bereits ungefährdet durch die Zensur gegangen, es lag bereits auf dem Verkaufstisch gedruckt vor, als man plötzlich antikirchliche Sympathien darin wittern mochte und nicht vor der brutalen Schmach zurückschreckte, aus allen Exemplaren des Taschenbuches das Gedicht von Polizeileuten herausreißen zu lassen.

Grillparzer aber blieb in Östreich!

Im Jahre 1821 brachte das Hofburgtheater seine Trilogie „Das goldne Vließ“, wovon sich besonders der dritte Teil „Medea“ durch das Spiel der Schröder für einige Zeit auf der Bühne erhielt. Auch hier muß man an den Geist des Altertums und die Gesetze seiner Kunst vergessen und sich mit der unbefangenen Neugierde eines empfänglichen Kindes vor die Kourtine begeben, dann wird man sich der Szenenreihe dieser Tragödie nicht ohne tiefes Entzücken überlassen können. Gleichen die griechischen Mythen zum Teil gestaltlosen Felsungetümen, welche die Phantasie des fernen Beschauers zu menschlichen Physiognomien, zu bestimmten Formen zusammenfügen und den verschiedensten Deutungen unterwerfen kann, und haben sie wirklich in späterer Zeit bald dem Geographen dazu gedient, den Umfang der Erkenntnis bei den Alten zu ermessen, bald dem Historiographen, darin nach den Sitten und Gebräuchen heidnischer Völker zu forschen; haben sie

der Kosmogenie und der Philosophie Materialien zur Beurteilung der Wissenschaft und des Religionsgeistes geliefert und sind sie endlich von klassischen Dichtern selbst durch tragische Hebel aus ihrem Raume gerückt worden, um in ganzer Entsetzlichkeit vor den Augen späterer Generationen zu erscheinen; — warum sollten sie sich nicht auch dazu hergeben dürfen, einmal vom mildernden, versöhnenden Mondlicht der Romantik beschienen zu werden? Dieses Mondlicht breitet sich über Grillparzers „Medea“; die Felsungetüme, die im Sonnenlicht der Antike mit so starrer, unversöhnlicher Furchtbarkeit emporragen, verschwimmen im romantischen Zweifellicht zu sanfteren Formen und lassen sogar zu ihren altersgrauen Füßen ganz junge Nachtviolen des Gefühls aufschießen, deren heißen, leidenschaftlichen Düften sie sich gewährender zuneigen, als ihre antike Würde erlauben sollte. Den besten Beleg dafür gibt uns die ergreifend schöne Szene, in welcher Medea, von Eifersucht gestachelt und krampfhaft nach allem fassend, was ihr das Herz des Gatten wieder zuführen könnte, sich Jasons Lieblingslied lehren ließ, und nun da er kömmt und ihrer nicht achtend mit der Nebenbuhlerin verkehrt, in allen Steigerungen der Leidenschaft, von der kindisch frohen Hoffnung des Gelingens bis zur trostlosesten Gewißheit des Verlustes die Worte wiederholt: „Jason, ich weiß ein Lied!“ Diese Szene wird lächerlich, wenn man die sentimen-

tale Medea des Dramas mit der mordgeübten Tochter des Königs Aeetes verwechselt, die dem sie verfolgenden Vater den zerstückten Leib ihres Bruders als Hindernis in den Weg warf, und die Szene wird erhaben, wenn man in Medea nur das Weib sieht, in seiner urgewaltigen Leidenschaft, mit schmerzbeflügelter Hand den Schleier ziehend von den Schönheiten, aber auch von allen Schrecken und Abgründen des weiblichen Herzens. Dazu kömmt Grillparzers heiße Sprache, die sich im Gefäß antiker Formen vergebens abkühlen will und durch den griechisch-mythischen Stoff hinpulset, als ob warmes rotes Blut durch eine Statue des Phidias flöße. Diese Sprache ist so eigentümlich würzigsüß, daß man ihr die haarsträubende Tragik, die sie ausdrücken will, gar nicht recht glauben kann, und verfolgt man sie bis zu ihrer Urquelle, so entdeckt man das überschäumende Meer von Poesie, das in Grillparzers Seele erhabene lyrische Wellen wirft.

Endlich schien es, als wolle Grillparzer einen realern Boden für seinen Kothurn suchen als im Nebel schwimmende griechische Mythen. Zugleich war zu hoffen, daß er sich durch die Wahl eines Stoffes aus deutscher, aus östreichischer Geschichte zum echten Nationaldichter erheben werde. Er schrieb das Trauerspiel: „König Ottokars Glück und Ende", das, in der Charakteristik markiger und mit festerer Hand gezeichnet als seine frühern Dramen, bei unleugbar großen Vor-

zügen, von welchen die mancherlei Mängel überschattet werden, die weniger dem Dichter, als einer nicht ganz unparteiischen historischen Auffassung zuzuschreiben, das würdige Vorspiel zu einem Zyklus historischer Nationaldramen hätte bilden können, die, bei Ermanglung eines Shakespeare als Dichter, doch denselben nationalen Wert für Deutschland errungen hätten, den Shakespeares historische Dramen in allen Zeiten für England besitzen. Allein die großen Schwierigkeiten, die sich der Aufführung anfänglich entgegentürmten (sie fand im Jahre 1825 statt, und zwar nur auf dringende Verwendung der Erzherzogin Sophie, der man auch die Aufführung von Wilhelm Tell im Hofburgtheater zu verdanken hat), die vielen Kränkungen, die ihm bei dieser Gelegenheit mochten zugefügt worden sein, bewogen ihn — nicht etwa Östreich zu verlassen, das sich des einzigen großen Dichters, den es damals besaß, nicht würdig bewiesen und in entgeistetem Starrsinn und aus Furcht, daß sich einige spitze Dornen darunter verstecken könnten, die Krone der poetischen Verherrlichung nicht annehmen wollte, nach der jedes intelligente Volk der Weltgeschichte als nach seinem höchsten Ruhme ringt; — solche Umstände bewogen ihn vielmehr lieber seinen eigentlichen dramatischen Beruf zu verlassen und sich wieder der theatralischen Einkleidung von Phantomen zuzuwenden, die kein Volksherz begeistern können und denen kein Pulsschlag der Gegenwart zupocht. Er schrieb „Der

treue Diener seines Herrn" — aufgeführt 1830 — und dichtete mit dem ganzen Aufgebot seines reichen lyrischen Talentes die Liebestragödie von Hero und Leander, fand aber mit diesen Dramen keinen bleibenden Erfolg, der ihn für das Aufgeben eines würdigern Terrains nur einigermaßen hätte entschädigen können.

„Der treue Diener seines Herrn" zumal erscheint uns fast wie die allegorische Darstellung seines Schicksals, wie die Apotheose einer Dienstbarkeit, der er seine Muse nicht entziehen konnte oder mochte. König Andreas von Ungarn, im Begriffe mit seinem Heere gegen den Feind zu ziehen, übergibt seinem treuen Diener Bancbanus die Regierung und betraut ihn zugleich mit der Sorge für die rückbleibende Königin und ihr Kind. Herzog Otto von Meran, der Bruder der Königin, aus Frankreich kommend, wild, sittenlos und von der Königin, die ihm mit blinder Schwesterliebe ergeben ist, in seinem Treiben mehr unterstützt als gehindert, untergräbt während der Abwesenheit des Königs das Lebensglück des Bancbanus, indem er dessen Gattin Erny, die ihm längst mit Zorn und Verachtung begegnete, durch Hilfe der Königin in sein Zimmer lockt, wo sie, auf sein Drohen und Bitten nicht einmal das Wort Verachtung zurücknehmen wollend und sich endlich in seiner Gewalt sehend, keinen Ausweg findet, als sich den Dolch ins Herz zu stoßen. Die Brüder und Verwandten der toten Erny und ihres Gatten Bancbanus halten indes

den Herzog Otto selbst für den Mörder, sie wiegeln das Volk auf und drohen die Burg zu stürmen, wenn die Königin nicht den vermeintlichen Mörder ihrer Rache überliefert. Die Königin verweigert es und sieht ihrem und ihres Kindes Untergang durch die Hände des empörten Volkes entgegen. Da erscheint Bancbanus und obwohl Schmerz und Rache in seinem Herzen lodern, bleibt er eingedenk der Pflicht, die er seinem Herrn und König gelobte; er rettet die Königin und ihr Kind und selbst den Todfeind Herzog Otto, als sich die Königin nur um diesen Preis will retten lassen, er führt dem zurückkehrenden König das aufgewiegelte Volk beschwichtigt entgegen, überliefert seinem Richterspruch oder seiner Gnade die Stifter des Aufruhrs, seine eignen Brüder und Verwandte, zum Lohn dafür nichts begehrend als fürder einsam seinem Schmerz leben zu dürfen, durch das Bewußtsein getragen „der treue Diener seines Herrn“ gewesen zu sein. — Die Idee dieses Trauerspiels, an den Servilismus streifend, findet mehr in einer unwillkürlichen Hinneigung des Gemütes als in einer geistigen Überzeugung ihre Begründung und ist eben deshalb nicht groß genug, daß der tragische Fall des Helden, der an ihr untergeht, von der tragischen Erhebung des Zuschauers begleitet sein könnte. Allein die Charakteristik ist von psychologischen Lichtblitzen umgeben, wie sie früher nur Shakespeare noch heller flammen und später nur Grabbe

gleich herrlich leuchten ließ, und die Tendenz erscheint mit einer Glaubensinnigkeit entfaltet, die hinwieder mehr an Calderon als an Shakespeare mahnt. Die Charaktere, namentlich die des Herzog Otto und der Erny, hätten zu selbständigen Tragödien entwickelt werden können, — aus dem ganzen Drama jedoch scheint uns Grillparzers Schicksal selbst, wie aus einem halbklaren, arabeskenverzierten Spiegel entgegen zu schimmern. Der treue Diener seines — Staatsamtes, ließ er den besten Teil seiner ihm angetrauten Muse hinmorden, erlaubte sich keinen Widerstand, beschwichtigte vielmehr den Aufruhr, der sich dagegen in seinem Innern erhoben haben mochte, und überlieferte, was er noch unter solchen Umständen als ihm verwandt darbieten konnte, dem Richterspruch oder der Gnade der östreichischen Zensur. Im Schmerz über den halben Untergang seines poetischen Berufes kann er vielleicht nur vom Bewußtsein aufrecht erhalten werden, der treue Diener seines Amtes gewesen zu sein.

Mit dem dramatisch unbedeutenden Trauerspiel „Des Meeres und der Liebe Wellen“ scheint er von der Tragödie Abschied genommen zu haben, denn hierauf erschienen nur noch im Jahre 1834 ein „dramatisches Märchen“ ohne tragische Elemente: „Der Traum ein Leben“ und später ein „Lustspiel!“ Das erste mahnt nur durch den Gegensatz im Titel, nicht aber durch gleich tiefsinnige Gestaltung des Inhalts an das

berühmte Drama de la Barcas. Dem Vernehmen nach ist es eine Jugendarbeit des Verfassers und soll nicht für die Hofbühne, sondern für eine untergeordnete, die Massen durch äußeres Schaugepränge lockende Bühne bestimmt gewesen sein. Auch hat es außer in Wien, wo man viele Sorge auf eine schöne wirksame Ausstattung verwandte, nirgends sonderlichen Erfolg gehabt, vielleicht weil nur das Wiener Publikum noch so kindlichen Sinnes ist, sich einem Märchen auch von der Bühne herab unbefangen hingeben zu können. Viel Anziehendes liegt in dem Stücke, dessen Stoff schon Voltaire zu einer anmutigen Erzählung benutzte, mit Phantasie ist es geschrieben und mit manchen wirkungsreichen psychologischen Coups ausgestattet. Der theatralische Fehler liegt nur darin, daß in der materiellen Sichtbarkeit, in den zu den Ohren dröhnenden Manövres der Bretterwelt die zauberhafte, in Duft und Nebel schwimmende Märchenwelt zugrunde geht; abgesehen von dem ästhetischen Fehler, daß das Grillparzersche Märchen nicht die Symbolik einer tief ins Menschenleben eingreifenden Lehre gibt, was bei einem *dramatischen* Märchen um so unerläßlicher wäre, sondern höchstens die triviale Klugheitsregel entfaltet: Bleibe im Lande und nähre dich redlich! Versenkt man sich jedoch recht tief in den syrenenhaften Zauber der Grillparzerschen Dramenpoesie, die auch gewaltig aus diesem Werke „Der Traum ein Leben“ tönt, so

möchte man fast glauben, daß, weil die echte dramatische Poesie in Östreich lange Zeit nur ein Traum war, der Himmel ihn ins Leben rief, damit — der Traum ein Leben werde.

Nicht wenig gespannt war das Wiener Publikum, als das Hofburgtheater im Jahre 1838 ein Lustspiel von Grillparzer ankündigte. „Weh' dem, der lügt!" wurde aufgeführt, allein nur dreimal, was in Wien gleichbedeutend ist mit „Durchfallen". Mögen die Gerüchte von Kabalen, die ihm bei dieser Gelegenheit gespielt wurden, auch nicht unbegründet sein und mögen die Schauspieler auch nicht alle den Geist ihrer Rollen mit gehörigem Verständnis gewürdigt haben, die größte Schuld an der Teilnahmlosigkeit des Publikums trägt doch das Stück selbst und nicht jenes ist dafür anzuklagen, wenn sein Gelächter in Szenen rege wurde, wo der Dichter eine ganz andere Auffassung beabsichtigt hatte. Ein Lustspiel im erhabensten ästhetischen Sinne hätte die Idee, die dem Werke zugrunde liegt, abgeben können, wenn nur die Ausführung mit der Intention gleichen Schritt gehalten hätte. Gerne steht man von der Forderung ab, daß das Lustspiel immer das Kleid der Zeit trage, in der es entstanden, und direkt stets Charaktere und Zustände der Gegenwart reflektiere, wenn es nur für allgemeine menschliche Torheiten und Schwächen ein drollig verzerrender Spiegel wird, in

dessen Hintergrund der versöhnende Ernst lauert; gerne überläßt man dem Lustspiel historische Formen und Gewänder verschollener Vergangenheit, wenn nur der Geist, die darin herrschende Idee mit unerbittlicher Fackel in die Verirrungen des eben gegenwärtigen Jahrhunderts dringt und die Schatten, die sie dann werfen, zu heitern Gestalten und Spielen zusammenfügt. Eine solche Idee glänzt in „Weh' dem, der lügt!"; allein statt einerseits das Täuschende und Lügenhafte, in dem was der Mensch stolzen Mundes als Wahrheit verkündet mit heiterer epikuräischer Skepsis anzudeuten und zur Wahrheit des Genusses einzuladen, statt andererseits mit frohlockendem Jubel den Lügenschleier zu reißen von allen geschminkten Sünden und prunkenden Krankheiten unserer Zeit, verkrüppelt die Idee kümmerlich unter der Wucht einer fast ganz interesselosen Handlung. Wohl hört man zuweilen ein fernes Rollen, das wie Humor lautet, und nimmt ein schwaches Wetterleuchten des Witzes wahr, doch kömmt weder die ernste Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?" noch die für ein Lustspiel geeignetere feine Weltironie zum Vorschein, die allen menschlichen Bestrebungen, Träumen und Systemen ein lächelnd warnendes „Weh' dem, der lügt!" zurufen würde. Handlung und Staffage, dem französischen Geschichtsbuche von Thierry: „Récits des temps mérovingiens" entnommen, wären in den Händen eines Tieck oder sogar Fouqué zu einem an-

ziehenden, echt romantischen Gebilde geworden, auf der Bühne aber wurden sie unerquicklich und die Aufnahme war, wie bemerkt, eine höchst mißfällige. Vielleicht hat die Aristokratie dazu beigetragen, die, sonst karg mit Zeichen des Beifalls oder Tadels, es nicht verschmähte, sich bei folgender Stelle zischend aus den Logen zu beugen:

„Gib nicht für einen Ahn, so alt er ist,
Den ersten auf, den ält'sten aller Ahnen,
Ihn, der da war, eh' noch die Sonne war,
Der niedern Staub geformt nach seinem Bild;
Des Menschen Antlitz ist sein Wappenschild."

Seitdem wurden von Grillparzer nur noch zwei dramatische Fragmente „Scipio" und „Libussa" im Druck bekannt. In östreichischen Blättern lassen sich viele poetische und prosaische Klagen über sein Verstummen hören, wir können es jedoch nur billigen, wenn er, vielleicht zur Erkenntnis gekommen, mindestens durch vielsagendes Schweigen ausdrückt, was ihm seine amtliche Stellung mit Worten zu sagen verwehrt, daß Östreich seiner großen Dichter nicht würdig, daß es für dieselben keine Pflege, keine Anerkennung, keine Wertschätzung hat; am wenigsten für den Dramatiker, der zum versammelten Volke spricht, mit von den Händen der Zensur zusammengepreßter Kehle jedoch keine dichterwürdigen Laute hervorbringen kann.

Außer seinen Dramen schrieb Grillparzer viele kleine lyrische Dichtungen, in Almanachen und Journalen zerstreut, wem aber etwas davon zu Gesichte gekommen, der vergißt es nicht so leicht, wie man sonstige Journal- und Almanacherzeugnisse vergißt. Die Lieder aus Gastein z. B., die das Taschenbuch Aglaja brachte, sind von gedankenschwerer Innerlichkeit, die Freude darin mild und sanft, von jener feinen Schleiertrübe umflossen, ohne welche auch der höchste Genuß nicht ins Dichterherz einzieht, — der Schmerz darin gesund und natürlich und dennoch tief ergreifend. Wie sehr ist der Mangel an einer vollständigen Sammlung seiner lyrischen Gedichte zu bedauern! Sind sie vielleicht in Lyrik gesetzte Dramen seines eigenen Lebens, die er keusch verhüllt, die er nicht, wie jene Dramen, zu denen ihm die Welt den Stoff gegeben, auch der Welt wieder überliefern kann?

In den Händen des echten Dichters verwandelt sich wie in denen des mythischen Königs alles zu Gold; er weiß auch den gewöhnlichsten Dingen und Beziehungen eine glänzende Bedeutung mitzuteilen. Der einst sehr berühmten schwäbischen Tänzerin Therese Heberle schrieb Grillparzer folgende Zeilen:

„Freund Amor, sag' mir nur:
Seit wann bist Du ein Schwäberle?
Ob Adelung auch bebe,
Statt Rose sagst Du „Reserle“,
Und „Heberle“ statt Hebe!“

An eine liebliche Dame Wiens, eine der geistig angeregtesten unter den sonst geistigen Beziehungen nicht zugänglichen Frauen Wiens, richtete Grillparzer die folgenden tiefsinnigen Worte:

„Des Menschen urerstem, tiefinnerstem Sein
Bleibt treu nur die Frau auf die Länge;
Sie wirkt, was sie wirkt, durch sich selbst und allein,
Des Mannes Herr ist die — Menge!“

In Prosa schrieb er eine Novelle: „Das Kloster von Sandomir“ und einen Aufsatz über dramatische Kunst.

Von seinem äußeren Leben ist wenig zu berichten und der Biograph wäre bald fertig mit ihm. Er ist am 15. Jänner 1791 in Wien geboren und blieb ununterbrochen an den Staatsdienst gekettet. Eine große Seele lebt sehr einsam in Wien, dem „Capua der Geister“, wie er selbst es nennt. An großen poetischen Anregungen fehlt es, weil es an einem öffentlichen Leben fehlt, diese muß sich der Wiener Poet auf Reisen suchen. Reisen machte er denn auch, und zwar, außer den schon erwähnten nach Italien, auch nach England und Frankreich. In Paris besuchte er Börne, der zu seinen ersten Lobrednern gehörte und, ihn mit den andern Dramatikern seiner Zeit vergleichend, begeistert ausrief: Grillparzer ist ein Dichter! Im Jahre 1843 segelte er nach Griechenland, doch sollte er sich nicht lange auf dem klassischen Boden bewegen dürfen, den

seine Phantasie so oft schon früher betreten hatte als sein Fuß. Die Septemberrevolution war nämlich eben ausgebrochen, ein Deutscher konnte selbst mit Geringachtung der Lebensgefahr nicht zum ruhigen Studium gelangen. So sehen wir ihn in einer seiner edelsten Lebensfreuden nicht weniger als in seinem heiligsten Beruf gestört und verkümmert.

Auf seine Bildung mochte wohl der gediegene Schreyvogel nicht ohne Einwirkung geblieben sein; ihm widmete er auch seine „Sappho“, eine Huldigung, die, wie sie den Schüler ehrt, auch eine große für den Meister ist, denn Grillparzer hat niemals, gleich Friedrich Halm u. a., mit Widmungen wohlberechnete Ordens- und Titelspekulationen getrieben und auch keines seiner übrigen Werke sonst jemand zugeeignet. Überhaupt bewährte er oft eine eiserne Gesinnung, und war es ihm unmöglich gegen manche Zustände und Personen positive Opposition zu bilden, so hat er es doch negativ getan, durch Verstummen, wenn er nicht nach seiner Überzeugung sprechen konnte. Darum fand er auch keinen Mäcen, wie er selbst nie einen gesucht hatte. Kein König sandte ihm die wohlfeilen Auszeichnungen, die nur den Geber geehrt hätten, die aber Grillparzer gewiß zurückgewiesen hätte. Kein Orden verunziert seine ehrliche Brust, keines jener Bänder, mittelst deren man heutzutage an ein großes Talent immer gerne einen kleinlichen Charakter knüpfen möchte. Archiv-

direktor ist er, nicht um einen Titel zu tragen, sondern um leben zu können, denn das Hofburgtheater hat ihm den verdienten Ehrensold immer nur spärlich zugemessen. Wird er aber von oben her gedrückt und vernachlässigt, wird ihm bei jeder Gelegenheit der geschmeidige Aristokrat Friedrich Halm (Freiherr von Münch-Bellinghausen) vorgezogen, so wenden ihm dafür seine Strebensgenossen und alle gesinnungstüchtigen Männer eine Verehrung zu, wie sie noch keinem andern Dichter in Östreich geworden. Ein kleines Zeichen dafür war das Festmahl, das ihm zu seinem 53sten Geburtstage veranstaltet, und das Album, welches ihm bei dieser Gelegenheit überreicht wurde. Und wenn auch nicht die Gesinnung aller, die sich darin einschrieben, unverfälschtes Gold ist, so ist es doch schon die größte Ehrenbezeugung für Grillparzer, daß sich alle Wiener Schriftsteller einschreiben mußten, die eine tüchtige Gesinnung auch nur zur Schau tragen wollten.

Übersieht man sein ganzes literarisches Wirken, so glaubt man in das Atelier eines großen Bildhauers zu blicken, in welchem ein Erdbeben das Meiste umgestürzt hat und von den erhabensten Götterbildern eben nur soviel Göttlichkeit und Reiz übrig ließ, um die Vernichtung tief betrauern zu lassen. Ist er schuldig, ist er bloß unglücklich? Man möchte ihn für das erstere halten, wenn man so herrliches zerstört weiß, weil er nicht Mut oder Kraft hatte, die östreichischen Literatur-

fesseln abzustreifen; man möchte wieder in Mitleid um ihn vergehen, wenn man ihn trauernd ruhen sieht auf den Ruinen einer Poesie, der eine deutsche Unsterblichkeit aufbehalten gewesen wäre, auf ungebornen Werken, die er, statt sie zu schaffen, in seiner Seele zu Trümmern zerschlagen mußte.



4. Josef Samuel Tauber. 1847.

Franz Grillparzer.

(Siehe das beigegebene Portrait.)

Von J. S. Tauber.

Wozu die Daten, wenn und wo Grillparzer geboren wurde. Ein jeder Österreicher wird es wissen und sich des heimatlichen Dichters freuen; unser Vaterland ist auch das seine.*)

Die Dichter, welche im letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts in Österreich blühten, waren nicht mehr und es trat ein poetisches Interregnum ein, wenn auch einzelne, wie z. B. Collin u. a., um die Dichterkrone rangen, ihre Herrschaft war vorübergehend, wie die der Zwischenkaiser. Da trat Grillparzer in die Schranken und siegte. Seine ersten Werke erschienen in einer Zeit, die, noch widerhallend von den Hufen der

*) Das in der Buchhandlung Pfautsch & Comp. erscheinende elegante Taschenbuch „Gedenke mein" enthält das Portrait, dessen Abdruck unserem heutigen Blatte beiliegt, und einen interessanten Abriß der äußeren Lebensverhältnisse des Dichters, sowie die Aufzählung aller bis jetzt von ihm publizierten Werke. Die Redaktion.

flüchtenden Feinde Deutschlands, noch vibrierend von dem letzten Kanonendonner, gerne in die Arme der Poesie flüchtete; einer Poesie, die an keinen Verlust und an keinen so schwer errungenen Gewinn erinnern, die mit ihren heiligen, edlen Worten die noch bewegten Gemüter beruhigen sollte. Eine Zeit, der der Kothurn willkommen war und die auch die griechischen Mythen und die spanische Romantik von unserem edlen Dichter jubelnd aufnahm. Es fiel keinem Menschen ein, ihm darüber Vorwürfe zu machen, daß er Stoffe wählte, die, vom Nimbus längst verflossener Jahrhunderte umwoben, der Phantasie des Dichters viel näher liegen als materielle Zeittendenzen; schrieb ein Alfieri, ein Corneille eine Medea, warum sollte es nicht ein Grillparzer versuchen? Grillparzer lebte und diente nur jener Göttin, die in antiker Schönheit, schaumentstiegen und makellos, bewußtvoll und schüchtern errötend vor dem entzückten Günstling steht, die mit keinem falschen Lächeln und einstudierten Faltenwurf, mit keinem politischen Witz und keiner Polemik gefallen will, ihn rief die Göttin, die zu Herz und Geist, nicht die zu Aug' und Ohr spricht. Längst ist die silberne Hochzeit seit seinem Bunde mit dem Götterweibe vorbei, noch hat sie ihm kein Silber in den Säckel geworfen, kein Stern glänzt auf seiner Brust; aber in dem Himmel seines Herzens glühen und leuchten tausende von Sternen und er ist gesegnet und geweiht. Uns muß es auffallen,

warum so viele Dichternamen in Deutschlands Zeitungen hochgepriesen und besungen werden, die Österreichs Grillparzer kaum erwähnen, warum man auf allen deutschen Bühnen Dramen aufführt, die sich zu Grillparzers Werken wie kleine Lustmanöver zur großen, entscheidenden Schlacht verhalten, warum so viele Literaten Deutschlands, in deren zwanzig Bänden Gedichte nicht soviel Poesie liegt als in einer Strophe aus Grillparzers „Abschied von Gastein“, „Am Morgen nach einem Sturm“, „Die Ruinen des Campo vaccino“, „Abschied von Wien“, vor allem aber in seinem „Tristia ex Ponto“ ꝛc., warum diese Herren ein Buch nach dem andern drucken und wiederholt auflegen lassen und Grillparzer schweigt? Er schweigt! Und darum ist er selten genannt und das kann ein noch lebender Dichter, der im besten Mannesalter verstummt ist, der seit zehn Jahren nichts veröffentlicht, nicht viel anders erwarten.

Daß die Zeit einen großen Teil der Schuld trägt, ist gewiß. Ein edler Dichter wird zum Schweigen gezwungen von einer Zeit, deren Gaumen durch Überreiz und schmeichelnden Kitzel verderbt ist, die in ihrer Blasiertheit, nach ihrem abspannenden Tagewerke sich von dem Dichter amüsieren lassen will, wenn er es auf eine leicht faßliche pikante Manier versteht, wenn er grell zeichnend mit Schreckensdramen oder mit lyrischem Gefasel den Abend auszufüllen weiß; eine Zeit

die sich nicht an dem gesunden Brote sättigen, die nur den scharfen Sauerteig allein, ohne alle Nebenbestandteile haben will und die nur den Dichter schätzt, der zu solchem Frohne sich und seine Gottesgabe herabsetzt und hergibt. Wir können aber den Zweifel hier nicht unterdrücken, ob ein großer Dichter im Bewußtsein seiner Kraft und seines Sieges eben in solcher Zeit sich nicht berufen fühlen muß, sein schöpferisches Gefühl leuchten, sein mächtiges Wort tönen zu lassen.

In der Lyrik hat seit dem Beginne unsers Jahrhunderts Deutschland ungeheuere Fortschritte gemacht, das Unglaubliche erobert, es hat die deutsche Sprache singbar gemacht. Wie Grillparzer jeden Fortschritt liebt, wissen nicht nur alle seine Bekannte, er selbst drückt es in dem Gedichte „Euripides an die Berliner“, glaube ich, deutlich genug aus, in welchem er, der Sappho- und Medea-Dichter, die Richtung, zu der ihn wohl seine ihn umgebenden Verhältnisse brachten, tadelt und an das Leben der Gegenwart mahnt. Aber im Drama sieht Grillparzer seit Goethe keinen Fortschritt, und er gesteht es selbst, daß, wenn man einiges von Goethe und Schiller Haarbeutel schilt, er sich auch den Zopf anhängen lassen will.

Daß Grillparzers Werke nicht tadellos sind, wer wird es leugnen? Doch alle Mängel, die noch von der alles verschönenden Poesie vielleicht entschuldigt

werden könnten, erklären noch nicht diese Lauheit in dem Urteil vieler deutscher Kritiker Grillparzers, die für andere gleich in die Posaune stoßen und für ihn allein keinen einzigen Atemzug zu einer Fanfare haben. Deutschland, jenes Deutschland, das sich seine Freiheit mit Liedertafeln ersingen und mit Festessen erwirken will, das in seinem kindischen Trotze, statt so vieles abzulernen, jene Länder verschmäht, die durch die Reife ihrer Ausbildung als Volk um soviel höher stehen und ihres freieren Seins würdiger sind, jenes Deutschland, das gleich den Splitter des andern belacht, ohne den Balken bei sich zu bemerken, das alle Flaggen aufhißt und die Pöller aller vorrätigen Dampfschiffe löst, wenn ein englischer Romanschriftsteller vorüberfährt: dieses Deutschland sah von jeher mit einer geringschätzenden, mitleidsvollen Miene auf uns arme Österreicher. Es hatte keine Pöller und keine Flaggen für den einzigen österreichischen dramatischen Dichter, und als dieser deutsche, das heißt östreichische Dichter, nach England kam, da waren auch sämtliche Pöller und Flaggen anderswo beschäftigt, da war keine Spur von einem Empfang oder Festessen, und hätte die Zeitung nicht unter den Angekommenen auch seinen Namen gebracht, es hätten es seine Landsleute nicht erfahren, von denen einer Grillparzers Cicerone in der Nebelstadt war und den edlen Landsmann unter den lebenden Dampfmaschinen dort herumführte.

Natürlich, wie sollen ihn die Fremden kennen, wenn ihn die Außerösterreicher nicht ehren? Grillparzer polemisiert nicht, denn er erwidert keinen Tadel mit Persönlichkeiten oder derben Angriffen; es fehlt ihm schon gottlob hierin ein Hebel zur heutigen Popularität; er politisiert nicht, denn er ist ein edler Dichter, und Politik bleibt von der Poesie so entfernt, wie die „Wiener Zeitung“ von einem Musenalmanache je entfernt bleiben wird. Liebt er etwa sein Vaterland weniger, wenn er nicht wöchentlich so und soviel Liberalismus in Zeitungen drucken läßt, da ihm Lust und Geschmack daran fehlen? Oder hat er etwa die Farbe verändert, hat er etwa freier geschrieben und hat er nun ein anderes System, andere Grundsätze? Ist etwa in seinen ersteren Werken, in der an poetischen Schönheiten überreichen „Ahnfrau“, in seiner mit Iphigenia wetteifernden „Sappho“ keine Poesie und verraten dieselben ein politisches Talent? Ein milder, duftiger Hauch weht uns aus dem Blumenbeete seiner Werke an, aber keine Zeile verrät eine zeitgemäße Anspielung. Und Grillparzer weiß, was die Feder und der Bogen Papier eines Dichters für sein Volk vermögen, er weiß, daß Egmont, Götz, Marquis Posa, ja daß Nathan keine zufälligen Werke ihrer Zeit waren; aber — — tausend Cimberassen!

Er konnte und wollte sich nicht dazu verstehen, die Handlung, das Leben eines Dramas als dünne,

astlose Stange hinzustellen, um daran einigen Wort- und Situationswitz, einige eben beliebte politische Knalleffekte und etwas en vogue herrschenden Liberalismusdialog zu hängen.

Grillparzer wollte oder durfte nicht in die Richtung des modernen Dramas biegen; als die Periode der Ruhe und der Erholung von den Kämpfen Deutschlands wiederkehrte, als die deutschen Völker bewußtvoller wurden und erfrischenden Tau von ihren Dichtern verlangten, begnügte er sich damit, da einige Österreicher historische Dramen versuchten und Kunstrichter darauf hinwiesen, den unendlich höher stehenden Ottokar zu schreiben; aber es folgte kein zweiter Versuch. Ging doch Uhlands „Ernst von Schwaben", Kleists „Prinz von Homburg" ohne Effekt vorüber! Die Zeit trennte das dramatische Gedicht vom Theatralischen. Gutzkov, Laube, Mosen, ausgerüstet mit herrlichen Talenten und unerschrockener, sturmaushaltender Tatkraft, geleitet von edelstem Patriotismus und von dem heiligen Berufe des Wortführers, der Vormundschaft des Dichters für sein Volk, erfaßten die Zügel des geflügelten Rosses, für ihr Volk kämpften sie, und wäre es selbst mit diesem Volke. Für ihre Zeit schufen sie und in dieser Zeit. Das ist der Wurm in der edlen Frucht, das fehlt unsern großen Dichter Grillparzer, er schrieb nicht für seine gerechtfordernde Zeit. Man erquickt sich auch an einer Idee der Dichter, das Antike zu beleben;

man stimmt nicht mit ein in das Halloh der Menge, wenn sie den Gemeinplätzen einiger Materiellen, Aushängsschildern von Zeittendenzen und Phrasen Beifall zuruft — aber es gibt einen Mittelweg und der ist der rechte für den großen Dichter; ein Werk hinzustellen, das allen Anforderungen an einem Kunstwerke entspricht und doch den Lebenden begeistert und erhebt, in das Mark der mitlebenden Zeit eingreift, ihre Mängel und Tugenden, was sie zuviel und was sie zuwenig hat, schildert. — Vielleicht auch liegt es darin, daß Grillparzer, in edelster Selbständigkeit, doch keine neue Bahnen eröffnete und nur aus- und weiterbildend — immer aber als ein Meister — die dramatische Kunst der Deutschen förderte. Und so sei denn diese Skizze geschlossen. Viele hätten sie gründlicher schreiben — wenige ehrlicher, begeisterter für die Größe Grillparzers fühlen können. Es tut dem Herzen so unaussprechlich wohl, auch ein Blättchen zu dem Lorbeerkranze, auch ein Steinchen zu einem Ehrendenkmale beisteuern zu können. Es gibt unserem oft so stürmisch bewegten Herzen eine für immer beruhigende Genugtuung, dem Märtyrer auf seinem Schmerzensgange einmal den Schweiß von der Stirne gewischt, ihm den Stein nicht versagt zu haben, auf dem er einen Moment von der Last seines schweren Kreuzes ausruhen wollte. Und wenn einer ein Märtyrer der guten Sache war, so ist's Grillparzer. So hat keiner still

für seinen Glauben, als er für seine Poesie geduldet, sein Parnaß ward ihm zum Golgatha, sein Weg dahin zum schmerzvollen Leidensweg, sein Lorbeer zur Dornenkrone.

Grillparzer blieb übrigens in der großen Pause, da er nichts veröffentlichte, nicht müssig. Er schreibt, wie die Rose auf hoher Alpe blüht, so reizend in ihrer Einsamkeit, so prächtig in ihrer Höhe, unbekümmert, ob sie auch keiner blühen sieht als eben der Fels, dem sie entsproß; er schreibt, wie die Quelle entspringt und brausend, von unnennbarer Macht aus dem Felsenschoße gedrängt, in ungezwungener Schönheit aus hoher Schale schäumt. Solange die Sonne scheint, solange der Fels nicht zertrümmert stürzt, wird die Rose blühen, wird der Bergquell schäumen.

Grillparzer lebt still und zurückgezogen ohne Journalallianze, was auch eine Hauptursache sein mag, ihn so selten genannt zu lesen. Er redigiert keine Zeitung, die seine Stücke pflichtschuldigst bis in den siebenten Himmel hebt, er katzenbuckelt nicht jedem Winkelrezensenten, der es ausposaunt, was er unter der Feder und unter der Presse hat, er will nicht populär gemacht werden von einigen Freunden und Bekannten. Er bleibt kalt bei dem ungerechtesten Tadel, er liest es ruhig, wenn Gervinus, Hillebrand, Mund rc. seiner kaum erwähnen, seinen Werken wenige Zeilen

widmen,*) nur manchmal erinnert er sich lächelnd, was Goethe von ihm dachte und was Byron von ihm sagte, und er denkt, was Geister anderer Zeiten von ihm denken und reden werden, und er lächelt und er schweigt; möge er dieses Schweigen brechen, zu unserer Freude und gewiß zu seinem größten Triumphe, mögen wir uns bald einer frischen Frucht des so starken Baumes erfreuen, möge der neue Frühling neue Kränze bringen.

---

*) In neuester Zeit erschien in einem deutschen Journale ein Artikel „Franz Grillparzer", der dritte als Probe einer demnächst erscheinenden Schrift. Hier war neben der Anerkennung des Dichters mit unzarter Faust in das innerste Leben des Menschen so sehr gegriffen, daß der feinfühlende Redakteur durch Geltendmachung der Vaterlandsliebe unseres Dichters und der kindlichen Liebe zu einer Mutter das Übergreifen des Kritikers paralysieren zu müssen glaubte. Der Überfluß an poetisierender Anschauung und der Mangel an literarhistorisch entwickelter und philosophisch durchdrungener Kritik der drei mitgeteilten Proben läßt keine besonderen Erwartungen an das Ganze knüpfen. Die Redaktion.



5. Otto Prechtler. 1850.

Franz Grillparzer.

„Edle zahlen mit dem, was sie sind," sagt Schiller; in diesem Sinne bringen wir unsern Lesern nicht so sehr biographische Notizen über den ersten dramatischen Dichter unsers Vaterlandes als vielmehr eine Charakterskizze seiner Werke und seines Herzens und glauben, daß der Mit- und Nachwelt das unendlich höher stehen werde, was der Dichter aus den Begebenheiten seines innern Lebens gemacht hat, als die äußeren Begebenheiten selbst, die bei ihm nie das Reich des Ungewöhnlichen, der Romantik, berührten.

Grillparzer wurde am 15. Jänner 1791 zu Wien geboren, vollendete 1811 seine Rechtsstudien, trat bei der k. k. allgemeinen Hofkammer im Jahre 1813 in Staatsdienste, wurde im Jahre 1824 Hofkonzipist und ist seit 1833 Archivsdirektor der Hofkammer (jetzt Finanzministerium). Der Dichter der Sappho ist und blieb unverehelicht, hat aber seine Jugendliebe im „Ottokar" in dem Bürgermädchen Katharina Fröhlich verewigt. Wer das ebenso geist- als gemütvolle Original

kannte, wird bekennen müssen: „Sie war des Dichters wert!“ In seinem 25. Jahre (1816) trat er zuerst mit seiner Schicksalstragödie „Die Ahnfrau“ hervor, die im Theater an der Wien mit ungeheuerem Erfolg in die Szene ging. War diese phantasie- und glutvolle Dichtung auch mehr oder minder ein Echo der damals sieghaften Schicksalsideen, die in Werner, Müllner, Houwald ꝛc. ihre glänzende, aber bald gebrochene Spitze fanden, so war doch die Manifestation eines großen, zukunftverheißenden Talentes im Bereiche der dramatischen Literatur zu glorreich und zündend, um nicht alle Hoffnungen des kunstsinnigen Wiener Publikums in dem edlen Geiste Grillparzers zu konzentrieren. Es ist damals und später viel Tolles und Gelehrtes, Absurdes und Schönes über das erste Werk unsers Landsmanns allerorten geschrieben worden, — eins steht fest, „Die Ahnfrau“ des Dichters aus dem „Phäakenlande“ hat sich in ganz Deutschland eingebürgert, jedermann kennt sie (auch jene, die sie nicht kennen wollen), selbst der mystische Norden, das verstandesklare Schweden hat diese süddeutsche Dichtung liebgewonnen und jetzt noch wandelt das seelenbannende Gespenst an den Ufern des Mälar über die weltbedeutenden Bretter, indes sich im schauerlosen Italien die brennende Seele einer reizenden Venetianerin in die ungewöhnten und unbekannten Gefühle der schwärmerischen Berta versenkt.

Und bald wäre dieses hochpoetische Werk für immer, der Verfasser desselben aber vielleicht für lange noch der Welt fremd geblieben, wenn nicht das Auge des rechten Mannes beide fast zufällig erkannt hätte. Dieser Mann war der treffliche Dramaturg des kaiserlichen Hofburgtheaters Jos. Schreyvogel (pseudonym: Thomas und C. A. West), dessen Namen und Wirksamkeit die Kunstgeschichte bleibend bewahren wird. Schreyvogel beschäftigte sich eben damals mit einer Bearbeitung des Calderonschen Schauspieles: „Das Leben — ein Traum," als ihm ein Amtsgenosse, ebenfalls Literat und als dramatischer Schriftsteller nicht unbekannt, bemerkte, daß ein ihm verwandter junger Mann gleichzeitig an jenem Meisterwerke Calderons sich versuche. Schreyvogel, durch die mitgeteilten Proben freudig überrascht, ließ den schüchternen jungen Mann — es war Grillparzer — sich vorstellen und fragte ihn, ob er denn nicht vielleicht ein Originalprodukt in seinem Pulte verschlossen habe. Der schüchterne Jüngling wollte anfangs mit der Sprache nicht heraus, endlich aber gestand er, daß er wohl ein Stück geschrieben und auch seinem Verwandten, seinem einzigen Vertrauten und Berater, es gezeigt, allein aus dessen Munde das niederschlagende Urteil vernommen habe: „Franz, laß das gut sein, — du bist kein Dichter!" — Schreyvogels ermunternde Zusprache überwand Grillparzers Schüchternheit; dieser brachte ihm

sein Manuskript; es war die „Ahnfrau“, in der ursprünglichen Form. Schreyvogel war außer sich vor Freuden über diesen glücklichen Fund. Das Stück enthielt, trotz bedeutender Mängel, trotz mancher abenteuerlicher Auswüchse, bizarrer Grellheiten, untheatralischer Längen und Mißgriffe, dennoch einen solchen Fond von wahrer Poesie und echtem dramatischen Leben, daß er es für seine angenehme Pflicht hielt, dem Dichter mit Rat und Tat an die Hand zu gehen, um sein Erstlingsprodukt, das den Stempel der Genialität so unverkennbar an der Stirne trug, zur Darstellung zu bringen. Mit freudestrahlendem Gesichte übergab er dem ängstlich einem zweiten Verdammungsurteile entgegenharrenden Poeten sein Werk zur Überarbeitung mit den Worten: „Junger Freund, wär' ich Ihr Verwandter, so würde ich zu Ihnen sagen: Franz, fahre so fort, — denn bei Gott! Du bist ein Dichter!“ — Von diesem Augenblick an blieb Schreyvogel dem edlen Grillparzer ein liebevoller Lehrer, Freund und Mäcen im reinsten Sinne des Wortes.

Als erste reifere Frucht dieser geistigen Berührung erschien im Jahre 1818 das Trauerspiel „Sappho“, das im Hoftheater einen beispiellosen Sukzeß erlebte. Grillparzers Genius entfaltete in diesem poetischen Mysterium des Liebe- und Ruhmeslebens seine schwanenweißen Fittiche und knüpfte das fabelhafte Hellas an die wirkliche Welt des Herzens an, — des

Geistesschmerzes, der allewigen Großheit erhabener Naturen, seien sie nun vor tausend Jahren in der lebensfrohen Hellas oder an den Ufern unserer heimischen Ströme zu Hause gewesen. Der Vorwurf, den die gelehrte und übergelehrte Kritik dieser inhaltschweren und formschönen Dichtung zu machen sich herausnahm, dürfte in seiner Tragweite sehr nahe an die Grenze streifen, wo Unmögliches und Lächerliches sich berühren. Man nannte die Denk- und Sprechweise der „Sappho" zu modern; etwa weil die griechische Dichterin liebte, wie ein Weib liebt, weil sie zu schön sprach, etwa weil sie sogar — deutsch sprach. Eines jedoch steht fest: — daß die „Sappho" den Ruhm des Dichters so recht eigentlich begründete; und was auch norddeutsche Schulweisheit daran mäkeln mochte, um diese reine, schöne dramatische Dichtung nicht für ruhmfähig erklären zu dürfen, — die norddeutsche dramatische Poesie der letzten 40 Jahre hat kein ähnliches Drama aufzuweisen, das diesem an innerem Gehalte und wahrer Formschönheit gleich käme.

Ein Jahr darauf (1819) wallfahrtete der Dichter nach dem Sehnsuchtslande aller Dichter und Künstler: nach dem herrlichen Italien. Das Taschenbuch „Aglaja" brachte manche der schönen, lyrischen Blüten, die er auf dieser Sängerfahrt gepflückt hat. Das ebenso erhabener als poetischer Gedanken volle Gedicht „Die Ruinen des Campo Vaccino" erweckte die größte Sen-

sation in der ganzen gebildeten Welt, dagegen aber mehrseitiges Mißfallen in den Allerhöchsten Kreisen, wo man das geniale Produkt von einem andern Standpunkte aus, als dem poetischen, beurteilen zu müssen glaubte. Grillparzer hatte für das „Kreuz auf dem Kolosseum“ lange Zeit das Kreuz der Ungnade zu tragen, bis — gewissermaßen als Ersatz — er in neuester Zeit (1849) ein anderes Kreuz erhielt: das Ritterkreuz des kaiserlichen Leopold-Ordens, gleich ehrenvoll durch den Anlaß, bei dem, als durch die anerkennende Weise, wie es ihm geboten wurde.

Im Jahre 1822 erschien seine dramatische Trilogie „Das goldene Vließ“, die bekannte Geschichte der Medea behandelnd. Die Gediegenheit dieser großartigen Dichtung, durch die geniale Darstellung der unvergeßlichen Sophie Schröder wie eine zündende Flamme ins Leben hinausgeschleudert, flocht neue Lorbeern um das Haupt des edlen, dem Großen und Erhabenen zugewendeten Dichters, der mit diesem Werke völlig mündig geworden, eine Bewältigung des Stoffes, eine psychologische Tiefe der Charakteristik, eine Erhabenheit der Ideen und namentlich in den vier ersten Akten der Medea eine klassische Vollendung manifestiert, wie sie nur den größten Dramatikern eigen ist.

Mit dem historischen Trauerspiele „König Ottokars Glück und Ende“ betrat Grillparzer im Jahre 1824 den Boden der vaterländischen Geschichte, auf

dem ihm die unvergänglichsten Lorbeern geblüht hätten, wenn nicht das mimosengleiche Gemüt des besten der Menschen von Einflüssen unfreundlicher und schwer zu besprechender Art sich in die Einsamkeit seiner innern Welt, leidend und liebend, verzeihend und grollend, denkend und schweigend zurückgezogen und den ehernen Griffel der Geschichte, wie Moses die Gesetztafeln am Sinai, im Angesichte der Kalbsanbeter hinweggeschleudert hätte. Viel — sehr viel wurde über Ottokar geschrieben; die einen, „die da gekauert sitzen im verjährten Wust", schrien Zeter über Verletzung der historischen Wahrheit und über parteiische Charakteristik; die schon damals antidynastische Sekte österreichischer Ultras protestierte gegen die Vortrefflichkeit des guten Grafen von Habsburg und wollte durchaus keine poetische, keine historische Verherrlichung des deutschen Kaisers von anno so und so anerkennen; Grillparzer aber „dachte sich sein Teil und ließ die andern reden", obwohl diesmal die beiden extremen Parteien sich darin vereinigten, daß sie dem für Recht und Wahrheit begeisterten Dichter gemeinschaftlich grollten. „Jerusalem! die du steinigest deine Propheten!"

Nach vierjähriger Pause brachte das Hofburgtheater Grillparzers neues Trauerspiel: „Ein treuer Diener seines Herrn." Dieses durch seinen widerhaarigen Stoff nicht allgemein zugängliche Drama, dessen herrliche Einzelnheiten und virtuose Mache von der

Bühne herab große Wirkung hervorbrachten, konnte sich für länger auf den Brettern nicht behaupten; das selbst gutmütige Wiener Publikum wollte sich mit der auf die Spitze gestellten Gutmütigkeit des treuen Bancban nicht zufriedenstellen lassen. Auch anderwärts hat diese edle dramatische Dichtung von der Bühne herab keinen bleibenden Erfolg errungen.

Ein Jahr darauf erschien das dramatische Gedicht: „Des Meeres und der Liebe Wellen“ nach der Sage von Hero und Leander. Dieses Gedicht Grillparzers, in dem sich antike Schönheit mit dem Zauber der Romantik auf eine liebliche Weise vermählt; dieses wunderbare Gemälde eines weiblichen Herzens, in das der erste Keim der Liebe fällt, der dann zur totverlangenden Leidenschaft anwächst; dieses an Gedankenfülle und reizender Gemütstiefe überreiche Gedicht hat von der Bühne herab keine große, ja eher eine gleichgiltige Stimmung hervorgerufen —! Lag es an der Aufführung überhaupt, an der Besetzung der Rollen, an einzelnen Fehlern des Stückes? — man sagt, die Leiche des Leander habe die zarten Nerven unangenehm affiziert. (Was braucht man jetzt, um die Nerven nur etwas zu affizieren!?) Genug — das Stück hielt sich nicht und Grillparzer wurde durch diese Gleichgiltigkeit des Publikums schmerzlicher berührt, als durch das Mißfallen, das ein späteres Werk „Weh' dem, der lügt!“ erfahren mußte.

Das Jahr 1834 brachte uns sein hochpoetisches Märchen: „Der Traum — ein Leben"; der Erfolg war ein außerordentlicher, das Wiener Publikum jubelte; — ich jubelte mit und ging die ganze Nacht wie ein Träumender herum:

„Miltiadis tropaea me dormire non sinunt."

Grillparzer selbst, den ich vor der Aufführung besucht hatte, war sehr ungewiß über den Erfolg dieses in der Form etwas abnormen Stückes und äußerte unter anderem: „Ein Dichter, der ein zweites Stück dieser Art schriebe, verdiente Züchtigung; dies eine gewagt zu haben, verdiene, daß es gefiele; er liebe übrigens eben diese Dichtung, wiewohl der Erfolg durch die Form, die Aufführung und das Publikum selbst, wenn es zu weit voraus denke, auf die Spitze gestellt bleibe." Dieses dramatische Märchen hat sich auf dem Repertoire des Wiener Hoftheaters bis jetzt erhalten und findet jederzeit ein großes Publikum und gewaltigen Anklang.

Im März 1838 kündigte der Zettel des Burgtheaters unerwartet ein Lustspiel von Grillparzer an, betitelt: „Weh' dem, der lügt!" So sehr das Wiener Publikum auf dies Produkt einer neuen Richtung seines Lieblings gespannt war, so leicht ließ es sich schon vor der Darstellung von dem hergebrachten Vorurteile übermannen, daß ein Trauerspieldichter unmöglich ein gutes Lustspiel schreiben könne. Und in der Tat, als

das Lustspiel in die Szene ging, ward es ebensowenig verstanden, als günstig aufgenommen. Man hatte ein Lustspiel im Gewande des beliebten Bauernfeld erwartet — und siehe da, der Humor, die Satire, die geistreiche Idee konnten im historischen Gewande des vorzeitlichen Germaniens in den duftenden Logen und in dem bureaukratischen Parterre der Hofbühne keinen Eingang finden. Mit einem Worte: das Publikum nahm dies vortreffliche Werk, vielleicht Grillparzers geistreichstes, als Lustspiel nicht an, wozu auch die unzweckmäßige Besetzung ihr böses Teil beigetragen haben mochte.

Auf diese theatralische Niederlage folgte ein hartnäckiges, bis jetzt noch nicht unterbrochenes Schweigen des Dichters, das leichter zu bekritteln, zu verdammen oder auch zu billigen, als zu enträtseln und gerecht zu beurteilen ist. Wir wollen nicht rechten mit dem grollenden Dichter, — aber beklagen müssen wir sein Schweigen in einer Zeit, die eben seines Genius am meisten bedurft hätte und bedarf. —

Als Bruchstück eines fast vollendeten Dramas wurde ausnahmsweise das Vorspiel zur „Libussa“ aufgeführt; ob wir das vollendete Werk zu sehen bekommen, steht zu bezweifeln, solange die jetzigen Theaterverhältnisse sich nicht ändern und bessern.

Auch ein historisches Drama: „Rudolph II.“ scheint vollendet im Pulte des Dichters zu liegen, das meines

Wissens auch die teilweise ausgeführten Pläne zu „Esther“ — „Der letzte König der Juden“, „Scipio und Hannibal“ ꝛc. enthält.

Ein Opernbuch, das Märchen von der „Melusina“ behandelnd, wohl mehr geistreich und poetisch als textlich dankbar, ursprünglich für Beethoven geschrieben (für den der Dichter, selbst ein ausgezeichneter Musikkenner und fertiger Klavierspieler, stets eine besondere Verehrung hegte, wie er es durch seine ihm gewidmete Grabrede und sein Gedicht „Beethoven“ bewies), wurde nach dem Tode desselben später von Konradin Kreutzer komponiert und im Josefstädter Theater aufgeführt. Kreutzer, so trefflich und populär sein „Nachtlager“ ist, war kein Ersatz für Beethoven und kein Komponist für eine Dichtung Grillparzers.

Von Grillparzers lyrischen Gedichten ist bis nun noch keine ganze Sammlung erschienen; Grillparzer wollte in der vormärzlichen Zeit nicht die interessantesten und besten Gedichte unter dem Beile des Wiener Alba fallen sehen; und nun — ist nicht die Zeit, wo vernünftige Gedichte gesucht, gehört und geliebt werden. — Von seinen einzelnen Gedichten sind eben alle einzelnen berühmt geworden; wir nennen hier, außer dem schon erwähnten „Colosseum“, den herrlichen Zyklus „Tristia ex ponto“, — „Abschied von Gastein“ (das Gedicht aller Dichter für alle Dichter), „Incubus“, „Bann“, „Abschied von Wien“, „Stabat mater“ ꝛc.

In neuerer Zeit hat sein Wort an „Radetzky“ ein wahres Pfingstfest gefeiert; es flog in tausend feuerigen Zungen durch alle Gaue unsers geliebten, unglücklichen Vaterlandes. Grillparzer ließ dies Gedicht in einer Periode erscheinen, die wir als die Flegeljahre der Revolution bezeichnen möchten; er konnte auf keine Tribunensympathien rechnen, aber diese Weise blieb nicht eine „Stimme des Rufenden in der Wüste“, sie hat in Italien Wunder gewirkt, wie jedes *echte, wahre, große Wort!* — Es gehörte mehr Freiheitssinn und Mannesmut dazu, damals gegen den wilden Strom zu schwimmen, als es manchem Volksmanne bedünken mag, der gegen die terrorisierende Masse *servil* zu sein, für klüger und sicherer hält. —

Wenn wir noch anführen, daß Grillparzer im Jahre 1843 eine große Reise nach dem Orient und durch Griechenland machte, welcher jedoch durch die Revolution in Athen etwas Abbruch geschah, so hätten wir das Wirken des Dichters, der in den letzten Jahren seine Geistesflammen in epigrammatischen Funken zu zersetzen liebte, im allgemeinen berührt und wir wenden uns nun zu dem *Menschen*, dessen unbefleckter und wahrer Charakter, dessen reine Seele, dessen von Milde und Güte erfülltes Herz so ganz den edlen Sohn des in seiner Kraft so herrlichen, in seiner Schwäche so liebenswürdigen Österreichs bezeichnen.

Grillparzer ist ein Mann des Rechtes, — des moralischen Rechtes, — also der wahren Freiheit, die

[illegible]

[illegible] der [illegible] chen: das [illegible] neueren [illegible] Eigen[illegible] der [illegible] sie ihr [illegible] — Grillparzer [illegible] kennung [illegible] nige Gr[illegible] Formlo[illegible] liebt er das Gemisch[illegible] duften kleinerer [illegible] Teilnahme [illegible] unterstützt, und als er [illegible] Huldigungen, die ihm [illegible] von einer Gesellschaft [illegible] bekannt unter dem Namen „[illegible]“, [illegible] wurden, das Glas leerte auf „[illegible] die Freunde der Dichtkunst und des [illegible] scheinen, sondern sind!“ — hat er sich selbst am [illegible] charakterisiert.*)

*) Schon drei Jahre vorher (1841) erschien zur Feier des 50. Geburtsfestes unseres Dichters eine von J. Schön geprägte Medaille; sie zeigt auf dem Avers die Büste des Dichters mit der Umschrift: „FRANZ GRILLPARZER GEB.

Die Zurückgezogenheit seiner einfachen, immer gleichen Lebensweise, die Abneigung gegen Vereine und Clubbs jeder Art, die Unlust, Besuche zu machen, hat Grillparzer in den Ruf eines mürrischen Hypochonders gebracht; wer ihn aber näher kennt und mit ihm länger verkehrt (ich habe das Glück, bereits 18 Jahre mit ihm in steter Berührung zu sein), muß dieser Meinung entschieden widersprechen. Grillparzers Konversation ist ebenso lebhaft als geistreich (ja höchst originell durch die treffenden palpablen Ausdrücke, durch die er in Bildern aus dem gewöhnlichen Leben das Bedeutendste auf die schlagendste Weise zu bezeichnen liebt); seine Teilnahme an dem Geschick anderer wahr und warm; mit einem Worte: es ist etwas in ihm, was zugleich Ehrfurcht und Liebe zu ihm erweckt; ich glaube fest, daß noch kein guter Mensch ohne diese Empfindungen von ihm gegangen sei.

D. 15. JÄNNER 1791 IN WIEN." auf dem Revers — eine mit einem Lorbeerkranz umwundene Harfe, mit der Legende: VON SEINEN VEREHRERN ZVR FEIER DES 15. JÄNNER 1841." — Das Fest am 15. Jänner 1844 war daher nur eine Nachfeier, bei welcher ihm, nebst anderen dichterischen Spenden von Halm, Bauernfeld, Castelli u. m. a. auch folgende geistreiche Zeilen von dem edlen Fr. Witthauer, dem wackeren Redakteur der Wiener Zeitschrift vorgelesen wurden:

Die Sternlein am Himmel künden laut, usw.

Grillparzers Charakter als Dichter, als Bürger seines geliebten Vaterlandes und in seiner Stellung zur Gesellschaft steht so rein, unbefleckt und in allen Stürmen so bewährt da, daß selbst seine Gegner (und welcher bedeutende Mann hätte deren nicht?) ihm den Zoll der Achtung weder im stillen, noch öffentlich versagen können. Zwar hat Grillparzer in der großen, glücklichen und unglücklichen neuen Zeit wenig sich in das Licht gedrängt; allein freisinnig in jeder Faser, wenn er auch nicht dafür sprach, das oberste gewaltsam nach unterst zu kehren, klar und ruhig, schmerzlich und grollend, wie jeder wahre Dichter die zerklüftete Welt von oben beschauend, lebte er seiner Pflicht, es den Berufenen überlassend, ihn an jene Stelle zu berufen, wo sein Genius segenbringend in seiner Sphäre wirken könnte.

Ob jene, die es gesollt und gekonnt hätten, es erkannt haben, welch bedeutenden, geistvollen, ehrlichen Mann sie unter den begabten Söhnen des Vaterlandes zählen — ist eine Frage, die sie sich selbst aufrichtig beantworten mögen; ich glaube, das Vaterland hat an den Dichter der „Sappho“ überhaupt eine große Schuld noch abzutragen, — der freisinnige Grillparzer, der nie um die Gunst der Hohen buhlte, ist kaum je vollends gewürdigt, dafür aber oft übergangen worden. —

Es sei mir vergönnt, zum Schlusse einige der eigentümlichen Aussprüche Grillparzers mitzuteilen, welche, großenteils Kunstgegenstände berührend, den Nagel stets auf den Kopf treffen, indem sie in der prägnanten Form des improvisierten Epigramms, wofür Grillparzer überhaupt großes Talent verrät, manche Frage kurz erledigen, über die andere ganze Broschüren schreiben.

Allgemein wird die sinnreiche Definition der „Eifersucht“, daß sie nämlich „eine Leidenschaft sei, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft“ ihm zugeschrieben, wozu vielleicht sein Epigramm: „Beruhigung“ Anlaß gab.

Über die literarischen Anläufe des jungen Deutschlands, denen er ebensowenig hold war als der radikalen Poesie, äußerte sich einst Grillparzer: „Sie haben das Reich der Poesie erweitert, indem sie nämlich die Prosa mit hinein zogen; dadurch ist aber die Poesie nicht reicher, sondern prosaischer geworden.“

Über die triste Gelehrsamkeit mancher neuer deutscher Komponisten sprach Grillparzer das erschöpfende und witzige Urteil: „Sie fürchten sich, angenehm zu werden und verirren sich aus Angst in Spitalmusik.“

Gegen die versfeindlichen neueren Dramatiker spricht sich Grillparzer mit wenigen, aber gewichtigen

Worten aus: „In Versen denken ist eben dichten! Mit dem Verse entstand die Dichtkunst!"

Über Mozart bemerkte Grillparzer bei Aufführung der G-moll-Symphonie: „Die hat Mozart sicher vor der Erbsünde komponiert."

In einem Gespräche über Goethes Iphigenia, betreffend den Stil des Thoas, als eines wilden Scythenkönigs, machte Grillparzer die scherzhafte Äußerung: „Der Thoas spricht wie ein taurischer Hofrat." —

Das etwas kühle nordische Wesen der Jenny Lind, die er als Sängerin der Poesie unendlich hoch schätzte, bezeichnete er mit dem originellen und treffenden Ausdrucke: „Zugeknöpft bis an die Zähne."

In bezug auf die angestrebten Reformen der Dichtkunst und „die Erschaffung einer neuen Poesie", zu welchem Behufe sich einige literarische Revolutionsmänner zum Gotte anschwellen, sprach Grillparzer: „Ich kenne keine andere Poesie als die von Ewigkeit; das Neue ist Auswuchs; das Schöne und sein Begriff sind unwandelbar; da läßt sich nichts reformieren. — ‚Was machst du die Welt, sie ist schon gemacht,' sagt Göthe, und ich sag' es auch; — Genialität ohne Talent ist der Teufel der neueren Kunst."

Indem wir diesen Aussprüchen für unsere Person vollkommen beipflichten, schließen wir diese Zeilen mit

der Schlußstrophe eines jüngeren Grillparzerschen Gedichtes, das ihn selbst am reinsten spiegelt:

„Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als Höchstes wird er finden:
Gesund natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden!“

Otto Prechtler.



6. Heinrich Laube. 1853.

Franz Grillparzer.

Von Heinrich Laube.

Es war früher eine oft wiederkehrende Redeweise: daß die Perle ein Krankheitsstoff der Muschel sei und daß die Muschel am schmerzhaftesten leide, je herrlicher sich die Perle entfalte.

Ich weiß nicht, ob die neuerdings so ausgebildete Naturwissenschaft auch diese Bemerkung unwahr gemacht hat. Es wäre schade. Denn die bildliche Anwendung derselben ist gar eindrucksvoll. Ein fein organisierter Dichter ist so anschaulich mit diesem Gleichnisse zu bezeichnen. Seine poetischen Werke sind die Perle; seine sonstige Persönlichkeit ist die Muschel, welche mit Leid und Schmerz und Verkümmerung bezahlt, was die Perle an Schönheit und Größe gewinnt.

Österreich hat namentlich einen Poeten, für welchen jenes Gleichnis entdeckt zu sein scheint.

Er ist in Wien selbst aufgewachsen. Inmitten der himmelhohen Häuser hat er seine Jugend verlebt. Auf den Basteien hat er die Berge und die Fernsicht er=

Bühne herab große Wirkung hervorbrachten, konnte sich für länger auf den Brettern nicht behaupten; das selbst gutmütige Wiener Publikum wollte sich mit der auf die Spitze gestellten Gutmütigkeit des treuen Bancban nicht zufriedenstellen lassen. Auch anderwärts hat diese edle dramatische Dichtung von der Bühne herab keinen bleibenden Erfolg errungen.

Ein Jahr darauf erschien das dramatische Gedicht: „Des Meeres und der Liebe Wellen" nach der Sage von Hero und Leander. Dieses Gedicht Grillparzers, in dem sich antike Schönheit mit dem Zauber der Romantik auf eine liebliche Weise vermählt; dieses wunderbare Gemälde eines weiblichen Herzens, in das der erste Keim der Liebe fällt, der dann zur totverlangenden Leidenschaft anwächst; dieses an Gedankenfülle und reizender Gemütstiefe überreiche Gedicht hat von der Bühne herab keine große, ja eher eine gleichgiltige Stimmung hervorgerufen —! Lag es an der Aufführung überhaupt, an der Besetzung der Rollen, an einzelnen Fehlern des Stückes? — man sagt, die Leiche des Leander habe die zarten Nerven unangenehm affiziert. (Was braucht man jetzt, um die Nerven nur etwas zu affizieren!?) Genug — das Stück hielt sich nicht und Grillparzer wurde durch diese Gleichgiltigkeit des Publikums schmerzlicher berührt, als durch das Mißfallen, das ein späteres Werk „Weh' dem, der lügt!" erfahren mußte.

Das Jahr 1834 brachte uns sein hochpoetisches Märchen: „Der Traum — ein Leben“; der Erfolg war ein außerordentlicher, das Wiener Publikum jubelte; — ich jubelte mit und ging die ganze Nacht wie ein Träumender herum:

„Miltiadis tropaea me dormire non sinunt.“

Grillparzer selbst, den ich vor der Aufführung besucht hatte, war sehr ungewiß über den Erfolg dieses in der Form etwas abnormen Stückes und äußerte unter anderem: „Ein Dichter, der ein zweites Stück dieser Art schriebe, verdiente Züchtigung; dies eine gewagt zu haben, verdiene, daß es gefiele; er liebe übrigens eben diese Dichtung, wiewohl der Erfolg durch die Form, die Aufführung und das Publikum selbst, wenn es zu weit voraus denke, auf die Spitze gestellt bleibe.“ Dieses dramatische Märchen hat sich auf dem Repertoire des Wiener Hoftheaters bis jetzt erhalten und findet jederzeit ein großes Publikum und gewaltigen Anklang.

Im März 1838 kündigte der Zettel des Burgtheaters unerwartet ein Lustspiel von Grillparzer an, betitelt: „Weh' dem, der lügt!“ So sehr das Wiener Publikum auf dies Produkt einer neuen Richtung seines Lieblings gespannt war, so leicht ließ es sich schon vor der Darstellung von dem hergebrachten Vorurteile übermannen, daß ein Trauerspieldichter unmöglich ein gutes Lustspiel schreiben könne. Und in der Tat, als

das Lustspiel in die Szene ging, ward es ebenso-
wenig verstanden, als günstig aufgenommen. Man hatte
ein Lustspiel im Gewande des beliebten Bauernfeld
erwartet — und siehe da, der Humor, die Satire, die
geistreiche Idee konnten im historischen Gewande des
vorzeitlichen Germaniens in den duftenden Logen und in
dem bureaukratischen Parterre der Hofbühne keinen
Eingang finden. Mit einem Worte: das Publikum
nahm dies vortreffliche Werk, vielleicht Grillparzers
geistreichstes, als Lustspiel nicht an, wozu auch die
unzweckmäßige Besetzung ihr böses Teil beigetragen
haben mochte.

Auf diese theatralische Niederlage folgte ein hart-
näckiges, bis jetzt noch nicht unterbrochenes Schweigen
des Dichters, das leichter zu bekritteln, zu verdammen
oder auch zu billigen, als zu enträtseln und gerecht zu
beurteilen ist. Wir wollen nicht rechten mit dem grol-
lenden Dichter, — aber beklagen müssen wir sein
Schweigen in einer Zeit, die eben seines Genius am
meisten bedurft hätte und bedarf. —

Als Bruchstück eines fast vollendeten Dramas
wurde ausnahmsweise das Vorspiel zur „Libussa“ auf-
geführt; ob wir das vollendete Werk zu sehen be-
kommen, steht zu bezweifeln, solange die jetzigen Theater-
verhältnisse sich nicht ändern und bessern.

Auch ein historisches Drama: „Rudolph II.“ scheint
vollendet im Pulte des Dichters zu liegen, das meines

Wissens auch die teilweise ausgeführten Pläne zu „Esther“ — „Der letzte König der Juden“, „Scipio und Hannibal“ rc. enthält.

Ein Opernbuch, das Märchen von der „Melusina“ behandelnd, wohl mehr geistreich und poetisch als textlich dankbar, ursprünglich für Beethoven geschrieben (für den der Dichter, selbst ein ausgezeichneter Musikkenner und fertiger Klavierspieler, stets eine besondere Verehrung hegte, wie er es durch seine ihm gewidmete Grabrede und sein Gedicht „Beethoven“ bewies), wurde nach dem Tode desselben später von Konradin Kreutzer komponiert und im Josefstädter Theater aufgeführt. Kreutzer, so trefflich und populär sein „Nachtlager“ ist, war kein Ersatz für Beethoven und kein Komponist für eine Dichtung Grillparzers.

Von Grillparzers lyrischen Gedichten ist bis nun noch keine ganze Sammlung erschienen; Grillparzer wollte in der vormärzlichen Zeit nicht die interessantesten und besten Gedichte unter dem Beile des Wiener Alba fallen sehen; und nun — ist nicht die Zeit, wo vernünftige Gedichte gesucht, gehört und geliebt werden. — Von seinen einzelnen Gedichten sind eben alle einzelnen berühmt geworden; wir nennen hier, außer dem schon erwähnten „Colosseum“, den herrlichen Zyklus „Tristia ex ponto“, — „Abschied von Gastein“ (das Gedicht aller Dichter für alle Dichter), „Incubus“, „Bann“, „Abschied von Wien“, „Stabat mater“ rc.

In neuerer Zeit hat sein Wort an „Radetzky“ ein wahres Pfingstfest gefeiert; es flog in tausend feuerigen Zungen durch alle Gaue unsers geliebten, unglücklichen Vaterlandes. Grillparzer ließ dies Gedicht in einer Periode erscheinen, die wir als die Flegeljahre der Revolution bezeichnen möchten; er konnte auf keine Tribunensympathien rechnen, aber diese Weise blieb nicht eine „Stimme des Rufenden in der Wüste“, sie hat in Italien Wunder gewirkt, wie jedes echte, wahre, große Wort! — Es gehörte mehr Freiheitssinn und Mannesmut dazu, damals gegen den wilden Strom zu schwimmen, als es manchem Volksmanne bedünken mag, der gegen die terrorisierende Masse servil zu sein, für klüger und sicherer hält. —

Wenn wir noch anführen, daß Grillparzer im Jahre 1843 eine große Reise nach dem Orient und durch Griechenland machte, welcher jedoch durch die Revolution in Athen etwas Abbruch geschah, so hätten wir das Wirken des Dichters, der in den letzten Jahren seine Geistesflammen in epigrammatischen Funken zu zersetzen liebte, im allgemeinen berührt und wir wenden uns nun zu dem Menschen, dessen unbefleckter und wahrer Charakter, dessen reine Seele, dessen von Milde und Güte erfülltes Herz so ganz den edlen Sohn des in seiner Kraft so herrlichen, in seiner Schwäche so liebenswürdigen Österreichs bezeichnen.

Grillparzer ist ein Mann des Rechtes, — des moralischen Rechtes, — also der wahren Freiheit, die

das Recht jedes Menschen achtet und schützt, es nie verletzt, es nie verletzen läßt; Grillparzer ist ein Mann der Wissenschaft, wie wenige im Vaterlande ihm gleichen; das Studium der Alten, das Verständnis der neueren Klassiker aller Nationen ist ihm Bedürfnis und Eigentum geworden und die kaiserliche Akademie der Wissenschaften hat sich nur selbst geehrt, indem sie ihn unter ihre ersten wirklichen Mitglieder aufnahm. — Grillparzer ist ein Mann der Liebe und der Anerkennung jedes Talentes; ein Vorzug, dessen sich wenige Größen rühmen können. Ein Feind aller genialen (?) Formlosigkeit und titanischen Ungebundenheit achtet und liebt er das Gemäße, Schöne, Klare auch in den Produkten kleinerer Talente, die er ermuntert, durch seine Teilnahme begeistert und mit Rat und Tat edelmütig unterstützt, und als er in Erwiderung der vielfachen Huldigungen, die ihm an seinem 53. Geburtstage (1844) von einer Gesellschaft von Künstlern aus allen Fächern, bekannt unter dem Namen „Concordia", dargebracht wurden, das Glas leerte auf „das Wohl aller derer, die Freunde der Dichtkunst und des Vaterlandes nicht scheinen, sondern sind!" — hat er sich selbst am besten charakterisiert.*)

*) Schon drei Jahre vorher (1841) erschien zur Feier des 50. Geburtsfestes unseres Dichters eine von J. Schön geprägte Medaille; sie zeigt auf dem Avers die Büste des Dichters mit der Umschrift: „FRANZ GRILLPARZER GEB.

Die Zurückgezogenheit seiner einfachen, immer gleichen Lebensweise, die Abneigung gegen Vereine und Clubbs jeder Art, die Unlust, Besuche zu machen, hat Grillparzer in den Ruf eines mürrischen Hypochonders gebracht; wer ihn aber näher kennt und mit ihm länger verkehrt (ich habe das Glück, bereits 18 Jahre mit ihm in steter Berührung zu sein), muß dieser Meinung entschieden widersprechen. Grillparzers Konversation ist ebenso lebhaft als geistreich (ja höchst originell durch die treffenden palpablen Ausdrücke, durch die er in Bildern aus dem gewöhnlichen Leben das Bedeutendste auf die schlagendste Weise zu bezeichnen liebt); seine Teilnahme an dem Geschick anderer wahr und warm; mit einem Worte: es ist etwas in ihm, was zugleich Ehrfurcht und Liebe zu ihm erweckt; ich glaube fest, daß noch kein guter Mensch ohne diese Empfindungen von ihm gegangen sei.

D. 15. JÄNNER 1791 IN WIEN." auf dem Revers — eine mit einem Lorbeerkranz umwundene Harfe, mit der Legende: VON SEINEN VEREHRERN ZVR FEIER DES 15. JÄNNER 1841." — Das Fest am 15. Jänner 1844 war daher nur eine Nachfeier, bei welcher ihm, nebst anderen dichterischen Spenden von Halm, Bauernfeld, Castelli u. m. a. auch folgende geistreiche Zeilen von dem edlen Fr. Witthauer, dem wackeren Redakteur der Wiener Zeitschrift vorgelesen wurden:

Die Sternlein am Himmel künden laut, usw.

Grillparzers Charakter als Dichter, als Bürger seines geliebten Vaterlandes und in seiner Stellung zur Gesellschaft steht so rein, unbefleckt und in allen Stürmen so bewährt da, daß selbst seine Gegner (und welcher bedeutende Mann hätte deren nicht?) ihm den Zoll der Achtung weder im stillen, noch öffentlich versagen können. Zwar hat Grillparzer in der großen, glücklichen und unglücklichen neuen Zeit wenig sich in das Licht gedrängt; allein freisinnig in jeder Faser, wenn er auch nicht dafür sprach, das oberste gewaltsam nach unterst zu kehren, klar und ruhig, schmerzlich und grollend, wie jeder wahre Dichter die zerklüftete Welt von oben beschauend, lebte er seiner Pflicht, es den Berufenen überlassend, ihn an jene Stelle zu berufen, wo sein Genius segenbringend in seiner Sphäre wirken könnte.

Ob jene, die es gesollt und gekonnt hätten, es erkannt haben, welch bedeutenden, geistvollen, ehrlichen Mann sie unter den begabten Söhnen des Vaterlandes zählen — ist eine Frage, die sie sich selbst aufrichtig beantworten mögen; ich glaube, das Vaterland hat an den Dichter der „Sappho" überhaupt eine große Schuld noch abzutragen, — der freisinnige Grillparzer, der nie um die Gunst der Hohen buhlte, ist kaum je vollends gewürdigt, dafür aber oft übergangen worden. —

Es sei mir vergönnt, zum Schlusse einige der eigentümlichen Aussprüche Grillparzers mitzuteilen, welche, großenteils Kunstgegenstände berührend, den Nagel stets auf den Kopf treffen, indem sie in der prägnanten Form des improvisierten Epigramms, wofür Grillparzer überhaupt großes Talent verrät, manche Frage kurz erledigen, über die andere ganze Broschüren schreiben.

Allgemein wird die sinnreiche Definition der „Eifersucht“, daß sie nämlich „eine Leidenschaft sei, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft“ ihm zugeschrieben, wozu vielleicht sein Epigramm: „Beruhigung“ Anlaß gab.

Über die literarischen Anläufe des jungen Deutschlands, denen er ebensowenig hold war als der radikalen Poesie, äußerte sich einst Grillparzer: „Sie haben das Reich der Poesie erweitert, indem sie nämlich die Prosa mit hinein zogen; dadurch ist aber die Poesie nicht reicher, sondern prosaischer geworden.“

Über die triste Gelehrsamkeit mancher neuer deutscher Komponisten sprach Grillparzer das erschöpfende und witzige Urteil: „Sie fürchten sich, angenehm zu werden und verirren sich aus Angst in Spitalmusik.“

Gegen die versfeindlichen neueren Dramatiker spricht sich Grillparzer mit wenigen, aber gewichtigen

Worten aus: „In Versen denken ist eben dichten! Mit dem Verse entstand die Dichtkunst!“

Über Mozart bemerkte Grillparzer bei Aufführung der G-moll-Symphonie: „Die hat Mozart sicher vor der Erbsünde komponiert.“

In einem Gespräche über Goethes Iphigenia, betreffend den Stil des Thoas, als eines wilden Scythenkönigs, machte Grillparzer die scherzhafte Äußerung: „Der Thoas spricht wie ein taurischer Hofrat.“ —

Das etwas kühle nordische Wesen der Jenny Lind, die er als Sängerin der Poesie unendlich hoch schätzte, bezeichnete er mit dem originellen und treffenden Ausdrucke: „Zugeknöpft bis an die Zähne.“

In bezug auf die angestrebten Reformen der Dichtkunst und „die Erschaffung einer neuen Poesie“, zu welchem Behufe sich einige literarische Revolutionsmänner zum Gotte anschwellen, sprach Grillparzer: „Ich kenne keine andere Poesie als die von Ewigkeit; das Neue ist Auswuchs; das Schöne und sein Begriff sind unwandelbar; da läßt sich nichts reformieren. — ‚Was machst du die Welt, sie ist schon gemacht,‘ sagt Göthe, und ich sag' es auch; — Genialität ohne Talent ist der Teufel der neueren Kunst.“

Indem wir diesen Aussprüchen für unsere Person vollkommen beipflichten, schließen wir diese Zeilen mit

der Schlußstrophe eines jüngeren Grillparzerschen Gedichtes, das ihn selbst am reinsten spiegelt:

„Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als Höchstes wird er finden:
Gesund natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden!“

Otto Prechtler.



6. Heinrich Laube. 1853.

Franz Grillparzer.

Von Heinrich Laube.

Es war früher eine oft wiederkehrende Redeweise: daß die Perle ein Krankheitsstoff der Muschel sei und daß die Muschel am schmerzhaftesten leide, je herrlicher sich die Perle entfalte.

Ich weiß nicht, ob die neuerdings so ausgebildete Naturwissenschaft auch diese Bemerkung unwahr gemacht hat. Es wäre schade. Denn die bildliche Anwendung derselben ist gar eindrucksvoll. Ein fein organisierter Dichter ist so anschaulich mit diesem Gleichnisse zu bezeichnen. Seine poetischen Werke sind die Perle; seine sonstige Persönlichkeit ist die Muschel, welche mit Leid und Schmerz und Verkümmerung bezahlt, was die Perle an Schönheit und Größe gewinnt.

Österreich hat namentlich einen Poeten, für welchen jenes Gleichnis entdeckt zu sein scheint.

Er ist in Wien selbst aufgewachsen. Inmitten der himmelhohen Häuser hat er seine Jugend verlebt. Auf den Basteien hat er die Berge und die Fernsicht er=

blickt, welche die Phantasie zu erschließen pflegen. Im Prater hat er den Wald geahnt, am Kahlenberge hat er ihn gesucht und gefunden und gleichzeitig den Blick entdeckt auf die schimmernden Wasserflächen der Donau, welche wie ein metallenes Band erst tief, tief unten an den letzten Karpathenhügeln, an der ungarischen Grenze im Höhenrauche des orientalischen Landes verschwindet. Wenn man dort oben an einer Lichtung steht und nordöstlich über die Fläche des Marchfeldes schaut, so erinnert man sich der Schlachtfelder und der phantastische Blick sieht von links her über die mährischen weichen Hügel die böhmischen Scharen kommen, von rechts her über die Karpathenhügel die Reiter Ungarns, über die Donaubrücke aber meint man auf weißem Rosse Rudolf den Habsburger reiten zu sehen, umgeben von deutschen Rittern, von den Liechtensteinen und Dietrichsteinen, den Schwarzenbergen und den Fürstenbergen, den Trautmannsdorfen und den Windischgrätzen. Da drüben am Marchfeldbache, welcher von Bockfließ herab, an Wagram und Markgrafneusiedel vorüberfließt nach der Donau hinab, da auf dem Hügelchen, wo jetzt die gemauerte Windmühle Markgrafneusiedel das weite Feld beherrscht, da meint man ihn halten und das lange Schwert ziehen zu sehen, langsam und ohne Leidenschaft. Es blitzt sprühend im Strahl der Morgensonne gegen Süden und Norden, es bedeutet Sieg gegen Süden und Norden, langsamen aber sicheren Sieg.

Ist es nicht natürlich, daß dem jungen österreichischen Poeten hier die Keime historischer Dramen in die Seele sinken? Und während sich die junge Seele unruhig windet unter der Empfängnis künftiger Taten, wendet sich Kopf und Schulter nach Süden und Südwesten. Der erregte Blick springt über die waldigen Täler und Höhen des Kahlenbergzuges hinweg und haftet am geisterhaft hinten aufsteigenden Schneeberge, an diesem steinernen ersten Alpenriesen, der so wunderbar malerisch allein am Horizonte steht wie ein geharnischter Riese. Der ganze Oberleib ist nackter Granit, gefurcht und gerieft, wie ein Waffenschmied die Rüstung furcht und rieft, und die steinernen Riesen sind mit Schneelinien ausgelegt, wie der Waffenschmied die Rüstung mit Silber auslegt. Dies ist der Vorposten der Alpen, hinter denen man sich Italien denkt, das Land der römischen Bauten und der Bildsäulen. Romantik zur Linken, die Klassik zur Rechten bedrängt die Seele des jungen Burschen, der träumerisch, mit vorgebeugtem Haupte hinabsteigt gegen Grinzing, um in dem weiten Häusermeere Wiens zu verschwinden, oder gar unterzugehen.

Tausende sehen das und erleben auch Gedankenanfänge und gehen unter. Einer nur von ihnen trägt den Zukunftskeim unzerstreut nach Hause, weil er nicht leicht zugänglich, weil er nicht schwatzhaft ist, weil der dichterische Keim seine Muschel bedrängt. Über diesen

Einen schalten und schelten denn auch die tausend Vorübergehenden, daß er so sonderbar, ja verdrießlich sei, kurz, daß nichts mit ihm anzufangen sei.

Nein, die Masse weiß nichts mit ihm anzufangen, aber er selbst weiß anzufangen, er wird ein Dichter und sein Name steigt aus der Masse empor. Dieser Name heißt Franz Grillparzer.

Es weiß kaum jemand etwas Besonderes aus seinem Leben. Er ist unscheinbar anfgewachsen, ein Wiener unter den Wienern. Er hat es auch nie geliebt, geräuschvoll oder gar herausfordernd vorzutreten. Ja, sein erstes Stück ist auf die Bühne geraten ohne seinen Willen, fast gegen seinen Willen. In der stillen schwermütigen Glut eines jungen Mannes hatte er „Die Ahnfrau" geschrieben und mehr zurückhaltend als hingebend kam er mit dem Manuskripte eines Tages zum Schreyvogel, dem vortrefflichen damaligen Direktor des Burgtheaters. Er möge es ansehen, meinte der junge Poet, ob damit irgendwas vorzunehmen sei; Schreyvogel erkannte in diesem brennenden Wurfe auf der Stelle das Genie. Er plagte den Poeten auch keineswegs mit ästhetischen Einwürfen gegen die Schicksalsidee, welche den Kritikern draußen noch immer das wohlfeile Stichwort liefert, wenn sie in den herkömmlichen Heften von Grillparzer sprechen müssen. Sie sehen den Wald vor Bäumen nicht. Eine Schicksalsidee geht durch jeden Dichter. „Nenn's Glück, Herz,

Liebe, Gott!“ nenn’s Schicksal selbst. „Gefühl ist alles, Name ist Schall und Rauch, umnebelnd Himmelsglut!“ Wäre es denn so verwunderlich, wenn die eingeschobenen Worte im Faust stünden? Gewiß nicht. Das Gefühl geheimnisvoller Abhängigkeit, das Gefühl organischen Geheimnisses, aus dessen Zellengewebe der Mensch sowenig hinaus kann wie aus der eigenen Haut, durchdringt ja jedes sinnige Geschöpf. Dies reizend zu gestalten ist die Romantik des Dichters. Je eigentümlicher er dies tut, desto reizender ist er, je stärker er dies tut, desto mächtiger ist er. Der junge Grillparzer tat es in seinem ersten Stücke stark und verlieh damit demselben eine so große Macht, daß sie noch heute nicht versagt. Und er geriet auf ganz natürlichem Wege zum Ergreifen der eigentlichen Schicksalsidee. Sie war eben Mode. Das Wort klingt zwar frivol, wenn von einem wirklichen Dichter die Rede ist, es bedeutet aber mehr, als man es im abgegriffenen Alltagssinne bedeuten läßt. Die Mode im tieferen Sinne erscheint oft bei ihrem Entstehen wie ein Frühling, dessen Knospen und Blüten ungeahnte Blumen und Früchte veranlassen könnten. Der Frühling hat seinen berauschenden Duft und einen solchen brachten auch die kleinen Schicksalsstücke, die Februare Zacharias Werners und Adolf Müllners mit sich. Sie machten eine augenblicklich starke Wirkung und man war geneigt, Erstaunliches zu erwarten. Die Schiller- und

Goethe-Periode war erschöpft, die Periode der Romantiker hatte ohnedies das geheimnisvolle Wunder gepflegt und man fing an, gerade die einfache starke Kraft an ihr zu vermissen. Konnte es nicht wie ein ganz richtiger Fortschritt aussehen, daß man nun das einfache Schicksal zum Pulsschlage poetischer Werke machen wolle? Das Wort „Fortschritt“ ist ja so oft das Irrlicht in der menschlichen Laufbahn, ihm nachgehend schreitet man wirklich fort, wenn auch in den Sumpf. Und Grillparzers Anfang braucht selbst diese Erklärung nicht. Er war von seinem Vater, welcher Beamter in Wien war, ins Gymnasium und in die Universität geschickt worden und die klassischen Studien waren ihm Lieblingsstudien gewesen. Am Schneeberge auf der steirischen Grenze vorüber war sein Auge immer sehnsüchtig südwestlich geschweift nach dem Lande einfacher, antiker Formen. Italien und Griechenland waren seinem Geiste innig vertraut. Man kann diesem formreinlichen Zuge, dieser keuschen Liebe klassischer Anschauung durch alle seine Werke folgen. Sie ist dem Kurzsichtigen klar in der Sappho, in der Medea, in Hero und Leander — „Des Meeres und der Liebe Wellen“ —, sie ist aber auch ersichtlich in den Schöpfungen, welche den Bürgerssohn einer altgeschichtlichen und romantischen deutschen Stadt, welche den Sohn eines völkerreichen und darum bunten Staates bezeichnen, den Verfasser Ottokars, welcher auf dem

Marchfelde erlag, den Verfasser des Bancbanus — Treuer Diener seines Herrn —, den Verfasser des altdeutschen „Wehe dem, der lügt“, den Verfasser des orientalischen „Traum ein Leben“. In allen diesen Stoffen waltet der klassische Sinn sauberer, sorgfältig abgeglätteter Form, der Sinn für einfach feine Gedanken. Konnte es also nicht die griechische Tragödie allein sein mit ihrem Fatum, welche den noch in den ersten Zwanzigern stehenden Jüngling erfüllte, als er sich gezwungen fühlte, die Ahnfrau zu schreiben? Dieser innere Mittelpunkt, dieser Sinn des Fatums war ihm geläufig geworden in all der Anschauung edler poetischer Taten, konnte er ihm nicht von selbst Mittelpunkt werden für eine Schöpfung, welche übrigens gar nicht tendenziös in ihm hervordrängte? Der junge Poet will ja nicht behaupten, will nicht lehren. Ein ästhetisches Prinzip ist nicht sein Ziel. Er kann es später erblicken und dann ertrachten, er kann es finden, aber von vornherein ist es nicht sein Beweggrund, sowie man nicht ein blondes Mädchen mit blauen Augen liebt, um gerade blonde Mädchen mit blauen Augen zu verherrlichen. Der junge Poet will die Fülle seiner Gedanken und Empfindungen ausströmen, und weil er ein geborner Künstler ist, so tut er dies in einer festen Form, welche seine Gedanken und Empfindungen hält und trägt und wirksam stellt. Der Kern seiner Bildung reicht ihm die erste Form. Es wird da nicht

lange gefragt und unterhandelt und untersucht. Wer so kritisch anfängt, der ist schwerlich ein Poet. Nur tief schöpferische Geister wie Goethe, wie Schiller, sie gehen noch weiter, denn ihre Kraft ist so gewaltig, daß sie jeglichen Anhalt an ihre formelle Bildung verschmähen und mit Götz und den Räubern den neuen Stoff auch gleich in ganz neuer Form aus dem Haupte schlagen. Ein solcher Titan ist Grillparzer nicht. Er ist vorzugsweise das, was man einen Künstler nennt, mit aller Ängstlichkeit und Zurückhaltung und Ausschließlichkeit, aber auch mit aller Sauberkeit und Schönheit, welche der Begriff eines Künstlers in sich schließt.

Ganz und gar diesen Eindruck eines sauber ausgeführten künstlerischen Werkes machte denn auch die Ahnfrau, das erste Drama eines noch so jungen Mannes. Die Komposition sorgfältig und spannend gewebt und doch so klar, daß sie dem größten und gemischtesten Publikum deutlich und eindrucksvoll werden konnte und überall geworden ist. Die Sprache von hinreißender Lebendigkeit, die Bilder und Gedanken mit fester Hand rasch und energisch vorübergeführt. Es ist dies sehr bezeichnend. Nichts in literarischer Tätigkeit ist so schwer als ein Drama, nichts bedarf so sehr gereifter männlicher Fassung und fester Hand, nichts bedarf so sehr mannigfaltiger Erfahrung als ein großes Theaterstück. Man ist daher durchschnittlich der Meinung,

daß es selten oder nie Frauen gelinge und daß junge Männer es nicht zustande bringen könnten. Wenigstens lehrt die Erfahrung, daß die ersten Stücke selbst der größten Talente immer mit Auswüchsen, Abschweifungen und technischen Fehlern aller Art bedeckt und tief eingreifender Änderungen bedürftig sind. Grillparzers erstes Stück macht hiervon eine auffallende Ausnahme; die rein künstlerische Natur war schon in dem jungen Manne vollständig entwickelt. Schreyvogel hatte an der Ahnfrau sowenig zu redigieren oder gar zu ändern, daß er den jungen Dichter mit sofortiger Aufführung dieses ersten Werkes überraschen, ja erschrecken konnte. Ja, erschrecken! Es lebt ein wunderbares Gemisch von männlichen und weiblichen Eigenschaften in Grillparzer. Er ist schüchtern wie ein Mädchen. Vor großer Gesellschaft, vor jeder Art von Repräsentation, vor jeder Berührung mit dem Publikum scheut er zurück. Nichts auf der Welt hätte ihn bewegen können, die erste Aufführung seiner Ahnfrau anzuschauen und jedes neue Stück muß ihm eigentlich entrissen werden. Er ist stets der Meinung, die Übelstände der Schwächen desselben seien überwiegend und seien von der Art, daß man besser tue, es wieder in den Kasten zu verschließen. Dabei weiß er doch aber ganz gut, was es mit dem Publikum, was es mit seinen Stücken auf sich habe. Er ist nicht bloß bescheiden, er ist vorzugsweise scheu. Man möchte sagen,

es sei eine jungfräuliche Schamhaftigkeit. Er scheut die Berührung überhaupt. Nicht gerade das, was er für Schwäche in seinen Stücken hält, macht ihm Sorge für die Aufführung, nein, vielmehr das, was ihm besonders lieb ist in seinen Stücken. Man kann das mißverstehen, meint er, man kann es mißhandeln und deshalb soll man lieber das Ganze fallen lassen. Das Publikum ist so wunderlich, die Masse ist roh. Letzteres sagt er nicht, im Gegenteile gesteht er dem Theaterpublikum viel Takt und Berechtigung zu. „Jeder einzelne versteht nicht viel, aber als Ganzes sind sie ganz gescheidt!“ pflegt er lächelnd hinzuwerfen — und dennoch hat er nicht gern damit zu tun. Es liegt wohl die Einsicht zum Grunde, daß dramatische Werke für die Öffentlichkeit bestimmt sein müßten und daß erst das Publikum durch sein Urteil sie lebensfähig machen könne; aber sein feines Naturell ginge lieber dem Zusammentreffen mit der Masse aus dem Wege, sein Naturell findet es leichter zu entsagen als zu wagen. Der alltägliche Ehrgeiz ist ihm wildfremd. Richtiger gesagt: der bloß persönliche Ehrgeiz. Den Ehrgeiz für die Sache, welche er ganz abgeschält von seiner Person betrachten kann, hat er deshalb doch ganz und klar. Den reinen Anspruch nämlich für die Ehre, welche ein Werk verdient, auch wenn es kein Glück macht. Und hiermit steht man vor der anderen Hälfte seines eigentümlichen Wesens, vor der streng

männlichen. Dieser Poet, welcher schüchtern wie eine Jungfrau erscheinen mag, ist doch im Grunde von männlicher Energie. Er scheut sich, aber er fürchtet sich nicht. Er mag aus dem Wege gehen, aber, wenn er einmal der Begegnung nicht ausweichen kann, dann hält er nicht nur Stand, ist er nicht nur mutig, o nein, dann ist er ein Held, welcher es mit der ganzen Welt aufnimmt. Dann wird er eigensinnig, starr, unbeugsam, ja grimmig. Die Dinge in ihm liegen fest, felsenfest; muß er sie einmal verteidigen, dann tut er es auf Tod und Leben. Er ist um und um und durch und durch eine germanische Natur.

Jedermann kann dies in seinen Dramen erkennen. Bei aller Zartheit der Motive zögern die entscheidenden Wendungen nirgends. Im Gegenteile! Sie treten ein mit kurzem, männlich entschlossenem Schritte; die Gefahren drohen nicht hastig und übertreibend, aber sie treffen von ruhiger, fester Hand.

Ja, auch das Äußere und die Persönlichkeit Grillparzers lehren dies, wenn man sie aufmerksam und längere Zeit betrachtet. Portraits helfen dazu nicht viel; dieser Kopf ist schwer zu treffen und die ganze Haltung gehört dazu und der Wechsel gehört dazu, welcher dies Antlitz und diese Gestalt mit den wechselnden Gedanken plötzlich färbt und bewegt. Die Formen selber haben nichts besonderes an diesem Manne von mittlerer Größe, der unscheinbar dahin streicht unter

der Menge. Nur die Neigung des Hauptes nach vorwärts und ein wenig nach der Seite, wie man's Alexander dem Großen nachsagt, hat etwas eigenes. Das immerwährende stille Sinnen und Dichten und Trachten scheint dies Haupt mit feinem, jetzt ergrauendem Haare nach vorwärts zu neigen. Das Auge sieht matt vor sich hin, die Züge des leicht geröteten Antlitzes ruhen still, fast schlaff und der vor sich hinschauende Dichter wird den vorübergehenden Bekannten gewöhnlich dann erst inne, wenn er vorüber ist. Da fliegt denn eine liebreiche Teilnahme über des Dichters Auge und Antlitz und die grüßende Stimme klingt weich und angenehm. Redet Ihr ihn an, so habt Ihr den Eindruck als hättet Ihr ihn gestört und als wäre es ihm viel lieber, wenn er unaufgehalten weiter schreiten könnte. Aber eine wohlwollende Gutmütigkeit gibt ihm ein paar freundliche Worte ein, welche fast zerstreut und einzeln an die Luft kommen. Eine Frage indes, welche über den Alltagssteg hinausspringt, fesselt ihn sogleich und angenehm lächelnd und das blaue Auge nun frei und völlig aufschlagend steht er Rede. Jetzt steht der lauschende Dichter mit seinen anmutigen weiblichen Eigenschaften vor Euch: dies wunderschöne große Auge ruht klar und lieb auf Euch und die weiche Tenorstimme verrät ein weiches, anteilvolles Herz. Er versteht so leicht und so fein wie ein geschmeidiger Frauenverstand, er antwortet, wenn er bei leidlicher Gesund-

heit ist, so plötzlich und schalkhaft wie ein Mädchen, er drückt so unwillkürlich seine Besorgnis aus wie ein weiblicher Mund. Geht Ihr mit ihm und vertieft sich Euer Gespräch, so öffnet sich langsam und immer sicherer und sicherer eine reiche Welt von Gedanken, welche von der naiven Frage fort und fort schreitet zur feinen und tiefen Bemerkung, zur weiten prächtigen Anschauung, welche in Eifer gerät, in Wärme und Stärke, ja in Zorn. Jetzt ist dies sanfte blaue Auge fest und nachdrucksvoll, das gebeugte Haupt hat sich erhoben, der Fuß steht still, die Handbewegung und Stimme wird scharf und bestimmt, Ihr hört einen Mann, der nach allen Richtungen genau unterrichtet ist und genau weiß, was er will, was man wollen soll.

Männliche und weibliche Elemente, harmonisch gepaart, bilden vorzugsweise Künstler. Wer denkt nicht an Raphael, an Tasso, an Racine! Nur gewaltige Genien, wie Michel Angelo, wie Shakespeare entziehen sich dieser Bemerkung. Bei dem Namen Tasso aber haftet der Gedankengang dessen, welcher Grillparzer kennt. Man könnte sie für Brüder halten. Der ältere ein Romane, der jüngere ein Germane. In dem älteren, vor Jahrhunderten verstorbenen, welcher erzählend dichtete, waren die weiblichen Bestandteile der Poetenmischung überwiegend; in dem jüngeren Bruder, welcher dramatisch dichtet, sind es die männlichen Bestandteile.

Als die geschwätzigen Alltagskritiken wie gewöhnlich sich berufen fühlten, den überraschenden Erfolg eines neuen Stückes in ein Schema einzusargen, um sich von dem lästigen Erfolge einer Neuheit zu befreien, als sie den außerordentlichen Eindruck der Ahnfrau mit dem Bannworte „Schicksalstragödie“ zu beseitigen meinten, da erhob sich der sonst so schüchterne junge Germane sogleich kerzengerade und schrieb in der Vorrede des ersten Abdruckes folgendes:

„Wenn der Beifall . . . . . ersetzt werden kann.“ [Werke[5] III, 11 f.].

Sprach's und brachte die „Sappho“. Da war also der „mit dem Schicksal behaftete“ junge Dichter auf den griechischen Boden selbst getreten, auf den Heimatsboden des Fatums, und — das Stück enthielt keine Spur von diesem gefürchteten Zwange. Es entwickelte sich keusch und einfach in den menschlichen Charakteren, es bietet eine Tragödie des weiblichen Herzens, eine Tragödie der weiblichen Dichterin, welcher ein bloß liebenswürdiges junges Mädchen, Melitta, die geträumte Liebe des Phaon entzieht. Der Aufruhr und die tragische Fassung Sapphos allein bilden die zweite Hälfte und den Schluß der Tragödie. Wer mit solchem Stoffe das Theaterpublikum in hingebende und enthusiastische Bewegung setzen kann, der ist gewiß ein Dichter. Und mit Hingebung und Enthusiasmus wurde das Stück aufgenommen. Die Ahnfrau, welche 1816

erschien, ist bis jetzt mehr denn sechzigmal, Sappho, welche 1818 erschien, mehr denn fünfzigmal im Burgtheater aufgeführt worden bis zum Jahre 1848. Unter den folgenden politischen Stürmen verschwanden beide auf einige Jahre und erschienen 1851 und 1852 wieder auf dem Repertoire.

Mit der Sappho hat sich der Name unserer großen Tragödin Sophie Schröder dauernd verbunden und in dieser Rolle hat ihre Nachfolgerin Frau Rettich ebenfalls die verdientesten Triumphe gefeiert. Der große Monolog der Sappho, welcher die tragische Fassung sucht und noch nicht findet, sowie die mächtige Tadelrede des Rhamnes sind unübertroffene Einzelheiten unserer dramatischen Literatur. Die Teilnahme für den jungen Dichter war nach Erscheinung dieses zweiten Stückes außerordentlich und die Erwartungen für die Zukunft desselben — wir sind ja nie mit dem Geschenke der Gegenwart begnügt — waren aufs höchste gespannt. Umsonst mäkelte die Kritik. Erst als der reifere Dichter sich selbst nicht mehr übertreffen zu können schien, erst dann wurde der uns eigentümlich nagende kritische Wurm wirksam.

Bei allem bereitwilligen Zugeständnis, daß eine freie und strenge Kritik notwendig und heilsam, ja willkommen ist, wird man in der Betrachtung Grillparzerscher Laufbahn fortwährend und empfindlich an die kritische Überwucherung in unserem Vaterlande er-

als in diesem „Goldnen Vließ“, daß also der überschätzte junge Poet schon altere. Es machen diese Urteile jener Zeit den traurigen Eindruck, als ob es der Kritik ein Genüge verschaffe, der Nation ein Talent hinweg zu beweisen. Und diesen Nationalfehler besitzen wir. — Später war diese Geringschätzung Grillparzers ehrlicher. Sie entsprang und entspringt aus Unkenntnis dessen, was er geschrieben hat. Einer lallte dem andern ein paar stehende Redensarten nach, welche sich in den Zwanzigerjahren als Niederschlag sogenannter getäuschter Erwartungen festgelagert hatten. Die Produktionen der Grillparzerschen Manneszeit sind außerhalb Österreichs fast unbekannt geblieben. Es hat dem Dichter ein Cotta gefehlt. Er hätte ihm nicht gefehlt, wenn dieser Dichter sich danach umgeschaut hätte, aber zu dieser also erschwerten Ausbreitung kam nun das zurückhaltende, für solche äußerliche Dinge geradezu indolente Wesen dieses Dichters selbst, der lächelnd und achselzuckend sich verhielt und verhält bei dem Andringen seiner zahlreichen, für seinen Ruhm bedachten Freunde und Verehrer.

Es wird kaum jemand sagen können, daß er eine Klage aus Grillparzers Munde vernommen hätte, die anderswohin als gegen seine eigene Schwäche gerichtet gewesen wäre. Und dennoch hat ihn, den ohnehin zur Melancholie neigenden Poeten, der Mangel an verdienter Aufmunterung beschädigt. Deshalb wird man

bei seinem Namen aufs empfindlichste an jenen Fehler kritischer Beschädigungssucht erinnert, welchen man leider einen Nationalfehler nennen muß.

Dieser Fehler hat sich aus einer guten und aus einer schlechten Eigenschaft des deutschen Wesens gebildet. Die gute Eigenschaft ist unser Drang, nichts Unberechtigtes in Geltung kommen zu lassen und deshalb uns selbst lieber übermäßig zu tadeln als übermäßig zu loben. Vielleicht hat sich dieser Zug aus den frühesten germanischen Sitten vererbt. Diese werden ja zur Zeit der Römer so geschildert, daß die freien Cherusker, Friesen, Sachsen und wie sie weiter hießen, keinen über sich duldeten, der nicht durch immer wieder bewährte Überlegenheit eine unwiderstehliche Übermacht begründete. Die schlechte Eigenschaft ist der Neid, von welchem wir uns nicht freisprechen können. Er nagt in allen unseren Geschichtsepochen, in allen unseren Verhältnissen. Wo gibt es eine Nation, die so geflissentlich und hartnäckig die Herausbildung eines Stammes, einer Landschaft, eines Ortes zum Ausdruck und Träger der Gesamtmacht verhindert hätte, als die unsere?! Die Großstaaten und Großstädte, welche unter uns entstanden sind, haben nur an den Grenzpunkten, nur an den Marken deutscher Länder entstehen können, also mit Zutat und unter vorzugsweiser Beherrschung nichtdeutscher Stämme. Wo gibt es eine Nation, die so bereitwillig, und nicht bloß bereitwillig, sondern zudringlich die Vorzüge und

Größen anderer Nationen priese als die unsere?! Allerdings ist dies ein Zeichen außerordentlicher Unbefangenheit und wie man gern sagt, außerordentlicher Gerechtigkeit. Aber diese Gerechtigkeit ist eben außer ordentlich. Das Ordentliche ist in der Volkssitte vorzuziehen. Jeder bessere Mensch hat das Bedürfnis: zu loben. Sucht er sich dafür vorzugsweise Fernes und Fremdes aus, so liegt die Folgerung nahe, daß er instinktmäßig das Näherliegende überspringen will, um den Konsequenzen des Lobes auszuweichen. Jeder neidische Mensch, der übrigens gebildet ist, lobt gern auf Kosten, lobt gern das ihm Ungefährliche auf Kosten des ihm Gefährlichen. Vergleiche man nun, wie teilnahmsvoll und aufmerksam und nachsichtig wir literarische Erscheinungen des Auslandes behandeln, und frage man sich alsdann gründlich, ob hiebei nicht der Neid auf unsere Landsleute im Spiele sei.

Freilich ist unser Kosmopolitismus überhaupt dabei im Spiele, der alle Tage und in allen unseren Ländern von unseren vaterländischen Zinsen lebt; und endlich trägt an der kritischen Tadelsucht in deutscher Literatur unsere philologische Erziehung einen artigen Teil der Schuld. Man höre nur zu in einem Gymnasium, ja selbst in einem Universitätsauditorium, wie da ein Homer, ein Ovid, ein Theokrit erklärt wird! Es ist vorherrschend ein Umherkriechen unter Gestrüpp von Wörtern und Partikeln, ein Verweilen bei kleinlichen

Streitfragen. Die Gestalt, den Atem des Dichters wird der arme Schüler gar nicht gewahr und so wird er von Jugend auf gewöhnt an die Klauberei bei Schriftstellern, an die Verzettelung des Eindrucks. Dies ist am Ausgebildetsten an den sächsischen Schulen, deren sorgfältige Detailphilologie Jahrhunderte lang berühmt war. Und gerade in Sachsen hat sich denn auch dementsprechend der kleine Journalismus und der große literarische Industrialismus am Wirksamsten ausgebildet. Letzterer besonders in den Encyklopädieen und Konversationslexiken, welche durch Umfang und Verbreitung die gleichsam stereotypierte literarische Kritik in hundertjährigen Erbpacht zu nehmen schienen. Da saßen und sitzen denn die hundert kleinen philologischen Schulmeister zu Gericht über die Größen der Nation. Ein Buchhändler ist die letztentscheidende Instanz über die historische Stellung, welche ein Dichter in hunderttausend Exemplaren eines durch materielle Wucht schwer wiegenden Nachschlagebuches einnehmen soll. Oder wird nicht wirklich für einigermaßen zweifelhafte Größen in diesen Büchern der Kurs bestimmt, weil sie ihres massenhaften Inhalts wegen in Millionen Hände kommen? Und ist dies nicht ein kritischer Skandal?

Man sehe nach, in welcher empörenden Weise diese Fabrikbücher über Grillparzer berichtet haben! Unkenntnis und Kleinlichkeit und Geringschätzung reichen einander die Hände. Ein Plätzchen von etwa zwanzig Zeilen,

gerade soviel wie dem Anekdotensammler Müchler ist ihm eingeräumt mit trockener, noch dazu chronologisch falscher Aufzählung seiner Stücke und mit einer maliziösen Klatschbemerkung einer halben Zeile — damit wird ein Poet abgetan, welcher zu unseren besten gehört und seinen Platz in klassischer Reihe einzunehmen berufen ist! Und vom Jahre 1843 ist dieser Band eines dreißigbändigen Universallexikons datiert, welcher dergestalt über eine unserer Größen für eine Generation Bericht erstattet!

Daß Grillparzer ein Österreicher ist und seinen Wirkungskreis immer nur in Österreich gesucht, das hat allerdings wesentlich beigetragen, ihn unkenntlich zu erhalten für die Kritik deutscher Literatur. Der Mangel an Verbindung zwischen Österreich und Deutschland war groß, die in Deutschland zur Schau getragene Geringschätzung für österreichische geistige Größen war nicht minder groß und der Mangel an nachdrucksvollen Stimmen aus Österreich, welche die Leute jenseits der mährischen und böhmischen Grenzgebirge hätten aufklären und überzeugen können, war noch größer. Sowie in Deutschland die Kritik überwucherte, so stockte sie in Österreich und die Prosa, das Ergebnis lebhaften Geistesverkehres, entwickelte sich nicht. Darunter mußte der Ruhm einer österreichischen poetischen Größe bitterlich leiden.

Wer weiß zu sagen, ob solche herbe Begegnung für Grillparzer ein Anstoß gewesen sei, sich nach dem

„Goldenen Vließe“ von den griechischen Stoffen abzuwenden! Er weiß es vielleicht selbst nicht.

Es vollziehen sich Prozesse im menschlichen Geiste ebenso unberechenbar wie in Luft und Boden. Interessant ist es immerhin, daß er sich jetzt vaterländischen Stoffen zuwendete und zwar solchen, die ganz den österreichischen Kreisen angehörten. Ganz wie Goethe, als er den Clavigo schrieb, so hatte auch Grillparzer damals die Absicht, unbekümmert um kritische Mäkelei, Theaterstück auf Theaterstück zu schreiben, wenigstens jedes Jahr eins. Pläne hatte er zahlreich aufgesammelt und er brachte dann im Februar 1825 „König Ottokars Glück und Ende“ und im Februar 1828 „Ein treuer Diener seines Herrn“. Beide sind sehr eigentümlich. Die Charakteristik des slavischen Königs Ottokar ist ein Meisterstück. Genial steht daneben die feine Rache des Zawisch, jenes Rosenberg, der sich italienischer Abkunft rühmt unter Slaven, vortrefflich zwischen beiden die großartig eitle Ungarin Kunigunde, und gegenüber diesen unruhigen Gestalten wie einfach, wie beruhigend stehen und gehen die deutschen Männer, die Merenberg und Rudolf von Habsburg, die deutsche Frau Margareta von Österreich! Es ist in den ersten Akten eine so reizende Bewegung, wie sie nur österreichischen Dramatikern erreichbar ist, denn gerade durch hinreißende Expositionen zeichnen sich die besten Dramatiker Österreichs aus, nächst Grillparzer, Friedrich

Halm und im leichteren Spiele Eduard Bauernfeld. Die letzten Akte des Ottokar sind, wie dies oft bei Grillparzer der Fall ist, von schwächerer dramatischer Wirkung, weil die ersten zuviel an- und aufgeregt haben und weil die Gewissenhaftigkeit des Autors doch streng und enthaltsam dem Kerne des Ganzen gerecht werden will, auch wenn dieser Kern kein Aufgebot und keinen Aufwand von Kräften mehr gestattet. Derselbe Gang herrscht im „treuen Diener“, herrscht in „Des Meeres und der Liebe Wellen“.

Zum „treuen Diener seines Herrn“ lautete die oben erwähnte halbe Zeile des Universallexikons von 1843: „ein des Servilismus angeklagtes Drama“. — Kann man kürzer und wohlfeiler vergiften? Schwerlich. — Ein harmloser Dichter, welcher im Gedankenkreise eines patriarchalischen Monarchismus aufgewachsen ist, vertieft sich in ein Thema ungarischer Vorzeit, welche charakteristisch ist durch treue Hingebung, oder um es noch besser zu bezeichnen, durch originelle Hingebung des Dieners an den Herrn, des Herrn an den König. Dieser Zug ist die Signatur jener Zeit, jenes Volkes. Der Dichter ordnet sich das so fein, daß die Gegensätze übernommener Verpflichtung und des natürlichen Dranges zu Zorn und Selbsthilfe rührend und aufregend einander die Wage halten, kurz, er baut ein Kunstwerk aus leisen Regungen der Seele und der Sitte und sachte davon zurücktretend und sich sorg-

fältig hütend, daß sein eigener Hauch noch etwas an dem fein zusammengestimmten Organismus verändere, öffnet er die Türen. Jedermann kann es nur aus der Entfernung anschauen, welche der Poet selbst dafür angibt. Das geschieht und man freut sich des Werkes. Aber die Neugier will mehr, die Begier nach alltäglicher Anwendung will noch etwas anderes als den Kunsteindruck und beide dringen ein, um es ganz nahe und von anderen Gesichtspunkten zu betrachten, als die sind, unter welchen es der Dichter geschaffen hat. Da bleibt denn nicht aus, daß die charakteristische Treue von dem Einen sublim, von dem Andern hündisch genannt wird. Die Steigerung politischer Atmosphäre tritt hinzu und überreizt die Parteinahme für oder gegen etwas, was politisch absichtslos erfunden und gegeben worden ist. Man erzählt, daß Kaiser Franz selbst gleich nach der ersten Anschauung des Stückes geahnt hat, es werde mißdeutet werden, ganz wie jene giftige halbe Zeile im Lexikon es mißdeutet hat, und daß er seinem Oberstkämmerer den Auftrag gegeben, Grillparzer die Zurücknahme des Stückes anzuraten. Der Oberstkämmerer soll dem Dichter gesagt haben, es sei dies Stück dem Kaiser so wert, daß er es nicht der Öffentlichkeit ausgesetzt sehen, sondern es dem Dichter abkaufen wolle. Für den Dichter aber war dies ebensowenig die Bestimmung seines Werkes, wie die parteiisch politische Auffassung, welche es von ent-

gegengesetzter Seite erfahren mochte. Ihm war und blieb es ein Kunstwerk, welches sich ohne Förderniss und Hinderniss den richtigen Platz suchen und finden werde. Und so ist es auch geschehen. Die Parteianschauung ist vergangen, das Stück ist geblieben. 1851, also in politisch viel bewegterer Zeit, ist es am Burgtheater wieder einstudiert und dargestellt und vom Publikum unbefangen beifällig aufgenommen worden.

Was die politische Seite überhaupt betrifft, nach welcher seit Jahrzehenten jedermann, auch der Poet, gefragt wird, so ist denn auch Grillparzer dem immer wiederkehrenden Examen nicht entgangen. Zu Rom im Kolosseum hatte er ein Gedicht empfangen, welches dem Ursprunge gemäß nicht frei war von politischen Gedanken. Im Taschenbuche Aglaja hatte er es abdrucken lassen, und da er Staatsbeamter war, so hatte man dies auffallend gefunden und es hatte sich ein Geflüster verbreitet: Dies Kolosseumgedicht habe dem österreichischen Poeten Unannehmlichkeiten zugezogen. Hierdurch war er eingereiht in die Schar liberaler Opposition und es wurde später geläufige Redensart, dies große Talent komme nur deshalb nicht zu vollem Schwunge auf, weil es durch den Gedankendruck seiner Heimat verkümmert werde. Der „treue Diener“ wollte nun freilich dazu nicht passen in seiner naiven Treue und Aufopferung. In Österreich wußte indessen jedermann, daß die Beschuldigung des Servilismus in betreff

Grillparzers eine Abgeschmacktheit und Nichtswürdigkeit war. Rein und edel ist von jeher und für jedermann der Charakter dieses Dichters gewesen. Jungfräulich hat er sich stets seine Seele bewahrt und einer solchen Seele konnte nur roher Unverstand eine künstlerische Buhlerei andichten. Das brachte also niemals einen andern Eindruck hervor als den der Entrüstung und Grillparzer galt nach wie vor als ein schweigsamer Genosse derer, welche eine freiere Geistesbewegung ersehnten. Das ist sehr allgemein und sehr vieldeutig. Ein denkender Mann wie er, welchem die nachgesprochene Phrase wildfremd geblieben Zeit seines Lebens, ist gar nicht bezeichnet durch irgend eine summarische Parteirichtung. Die Ultras hatten es also auch nur ihrer Verblendung zuzuschreiben, daß sie im Jahre 1848 durch ein Gedicht überrascht wurden, welches die Wirkung einer Schlacht, und zwar einer Niederlage, für sie hervorbrachte. In allen Dingen Maß und Ziel der Möglichkeit und Zweckmäßigkeit überschreitend, sahen sie plötzlich mitten im Siegesschrei den sonst so schüchternen Dichter auf das brennende Haus Österreich steigen. Ja, es brannte und die sonst lebhaftesten Leute gingen erschreckt und stumm zur Seite in diese oder jene Nebengasse; denn die Drohung der Sieger war lebensgefährlich. Nur der stille, sonst fast menschenscheue Dichter scheute sich nicht vor bestimmter Gefahr im entscheidenden Augenblicke; er trat auf das

brennende Haus und winkte gebieterisch mit der Hand, das heißt mit seinem Namen, um gehört zu werden. Und so war der Name, daß selbst jener leidenschaftliche Lärm schwieg und Grillparzers Rede, das Gedicht an Radetzky, gehört wurde. „In deinem Lager ist Österreich, wir andern sind nichts als Trümmer“ rief er damals wie ein zürnender Prophet und vor manchem Auge zerriß jetzt erst der Nebeldunst und mancher Zagende fühlte sich wunderbar gestärkt.

Der unpolitische Dichter hatte eine erschütternde politische Tat vollführt, die nur er tun konnte. Er warf seinen Ruhm zornig der Unpopularität vor die Füße. Zerreißt ihn, befleckt ihn, wie ihr mögt! Was kümmerte ihn Schein und Name! Der Kern der Dinge ist des wahren Dichters Seele und es ist das Recht und die Macht des Dichters, dem Kerne Schein und Namen zu verleihen.

So schien er zu rufen, während man „Reaktionär!“ „Alter Mann!“ und dergleichen hinter ihm her schrie. Er verdiente weder vor 1830 und 1848 die Unzufriedenheit der Regierung, noch 1848 und 1849 den Zorn der Revolution. Er ist ein selbstdenkender Mann, der sich weder von rechts noch von links zum Nachsprechen nötigen läßt. Und er ist vor allen Dingen kein Parteimann. Dennoch gehört er keineswegs zu jenen abgeschlossenen Dichtern, welche die Gedanken und Taten der Gegenwart mißachten und geflissentlich ignorieren.

O nein, er ist gesund und strebsam immerdar. Er erfährt, um zu wissen und zu lernen; er hört und liest, um zu erfahren; er lebt, wenn auch scheinbar recht still.

Dies war und ist sein Verhältnis zur Politik, welches 1828 beim „treuen Diener" zum zweiten Male, 1848 zum dritten Male in Rede kam.

Wer mag entscheiden, ob ihm der politische Lärm über den „treuen Diener" die naheliegenden vaterländischen Stoffe für den Augenblick verleidete! Es scheint beinahe so; denn wir wissen, daß er deren zahlreich im Sinne hatte und daß er nach einem Jahrzehente vaterländische Stoffe wieder aufgenommen hat. Damals, am Ausgang der zwanziger Jahre, wendete er sich unerwartet zu einer Sage griechischer Welt zurück, um sie in die Form eines dramatischen Kunstwerkes zu festigen. Die Sage von Hero und Leander war es. Wie schön ist sie und wie oft hat man sich gewundert, daß außer Schillers Ballade keine größere poetische Darstellung damit versucht worden ist. Grillparzer tat es in einer Zeit, welche alle Augen auf Frankreich gerichtet hielt, im Jahre der Julirevolution, 1830, vollendete er dies Drama und nannte es „Des Meeres und der Liebe Wellen". Der Titel klingt etwas manieriert. Grillparzer hat aber den natürlichen, „Hero und Leander", darum absichtlich vermieden, weil er nicht wieder, wie bei Sappho den Anspruch absolut grie-

chischer Welt aufwecken wollte in den Kritikern, welche so gern philosophische Ansprüche machen, wo poetische befriediget werden. Er wußte recht gut, daß eine Goethesche Iphigenie ebensowie Sappho den ganz begründeten und doch ganz unbegründeten Vorwurf ungriechischer Gedankenwelt erfahren hatte; er lächelte und lächelt heut dazu, daß man die Dichtung entseelt vom Lebenshauche des Dichters verlangen könne. Aber er streitet nicht gern und so meint er, mit einem spanisch klingenden Titel — er ist ein tiefer Kenner und Freund spanischer Poesie — dem Vorurteile ausweichen und die Aufmerksamkeit auf den Grundton seines zufälligerweise in Griechenland spielenden Dramas lenken zu können. Es ist das Drama der Liebe und als solches in unschuldiger Sinnlichkeit und deren psychologischer Entwicklung wohl das schönste in unserer Literatur wie Shakespears Romeo und Julie in der englischen Literatur.

Shakespears Romeo und Julie übertrifft im kühnen, romantischen Gange der Charaktere und Handlungen Grillparzers Hero und Leander gerade so, wie Grillparzers Hero und Leander das englische Stück übertrifft an Zartheit des inneren Zusammenhanges und an überzeugender Ausführung der feineren Charaktere. Man hätte deshalb meinen sollen, dies reizend deutsche Werk müsse lebhaftester Anerkennung in Deutschland begegnen. Daß dies nicht so leicht geschieht, ist aber

ebenfalls deutsch. Im Frühjahr 1831 wurde es zum ersten Male im Burgtheater aufgeführt und die ersten drei Akte fanden eine begeisterte Aufnahme. Die letzten zwei Akte, dramatisch allerdings viel schwächer, fielen ab. Das Stück verschwand nach wenig Aufführungen. Die anderen deutschen Bühnen erfuhren gar nichts davon. Zwanzig Jahre lang blieb dies reizende Werk, eine echte Perle unserer Dichtung, vergessen, so vergessen, als ob es nie für Bühne und Nation vorhanden gewesen. Da wurde es 1852 unter Achselzucken derer, welche sich nun der Aufführung 1831 zu erinnern wußten, neu in Szene gesetzt auf dem Burgtheater. Frau Bayer-Bürck hatte sich die Rolle der Hero zu eigen gemacht und auf die zwei letzten Akte war all die Aufmerksamkeit gewendet worden, welche die Kunst der Inszenesetzung entwickeln kann in sorgfältiger Verteilung von Licht und Schatten, von Kräftigung und Pause, von szenischer Anordnung und zustimmender äußerer Zutat und daraus entsprang unerwartet eine so zauberhafte Einheit des Gedichtes, daß auch die letzten Akte ein volles Recht der Geltung gewannen und das Ganze einen entzückenden Eindruck hervorbrachte.

Welch eine Eroberung für die deutsche Bühne! sollte man glauben. Ach nein! Das feinere Poetische hat nicht so leichten Cours auf dem Markte. Das Vorurteil bildet sich auch wohl noch immer ein, in Wien

herrsche ein spezifisch anderer Geschmack als anderswo und der österreichische Poet werde bevorzugt. Und doch hatte man dasselbe Werk desselben Poeten in Wien fallen lassen, und doch leben im Burgtheater norddeutsche Stücke ein unvergänglich Leben, welche in Norddeutschland sehr vergänglich erscheinen; z. B. Lessingsche Stücke, Heinrich von Kleists Kätchen, Shakespeares Julius Cäsar und von den neueren: Werner, Monaldeschi, die Makkabäer, welche dem sogenannten Wiener Geschmack weit abliegend genannt würden, wenn das Vorurteil zu entscheiden hätte. Nein, der Geschmack nüanciert sich wohl, aber im großen und ganzen ist er derselbe in Wien, Berlin und denjenigen Städten, welche den Westen und Nordwesten Deutschlands repräsentieren. Es kommt nur auf die Mittel an, mit denen die Sachen dargeboten werden, es kommt nur darauf an, ob die Empfänglichkeit des Publikums rege erhalten oder ob der Sinn des Publikums verwildert wird.

Die richtige Darbietung ist freilich das poetische Geheimnis des bühnlichen Gelingens und dabei genügt es nicht, einzelne darstellende Persönlichkeiten von Auszeichnung zu haben. Ein Drama hat seinen eigenen Lebenston. Der muß getroffen werden, wenn die Einzelheiten zusammenstimmen und eine Melodie geben sollen. Entsteht diese Melodie, so erfreut sich jedes aufmerksame Publikum daran, und mißlingt etwas Be-

deutendes, was irgendwo gelungen, an einem andern Orte völlig, so liegt dies Mißlingen nicht am dramatischen Werke, sondern an der Darstellung.

Dresden nämlich, wo Frau Bayer-Bürck lebt, versuchte sich allein an dieser wiedererweckten Liebestragödie und — erreichte keine Wirkung. Die Rezensenten lernten das Stück nur aus dieser langweiligen Vorstellung kennen — im Buchhandel sucht man so abgelegene Ware nicht! — und schrieben in voller Genüge ihrer Weisheit albernes Zeug darüber und alles war vorbei, wieder einmal vorbei mit jenem überschätzten Poeten in Wien, der seine „Ahnfrau“ und „Sappho“ nicht mehr einholen könne. Frau Bayer-Bürck selbst gestand, daß sie in so niederschlagender Atmosphäre an dem Gedichte irre geworden sei, welches ihr sonst von Jugend auf teuer und lieb gewesen. So verstimmt kam sie 1853 wiederum nach Wien und spielte auf allgemeines Verlangen wiederum die Hero. Anfangs unsicher und in beunruhigendem Zweifel. Aber das Gedicht stieg wiederum wie ein Phönix aus der neuen Asche und die edelste und größte Wirkung entfaltete sich wie im Jahre vorher und Leute der verschiedenartigsten Bildung und von allerlei deutschen Nationalitäten, Süddeutsche wie Norddeutsche, bekannten sich dankbar zur schönsten ästhetischen Rührung, welche ihnen das Theater nur gewähren könne. Ist das nicht genügend? Ein solches Gelingen ist kein

Irrtum, sondern ein Beweis, daß am Nichtgelingen das Gedicht keine Schuld trägt.

Wer übrigens der Meinung bleiben möchte, es trüge eben wohl die Heimat Grillparzers zu diesem Gelingen wesentlich bei durch entgegenkommendes Wohlwollen des Publikums für den Landsmann, der hat nicht erfahren, wie sich dasselbe Publikum am 6. März 1838 gegen denselben Landsmann betragen hatte. An jenem Tage ward ein Stück Grillparzers, „Weh' dem, der lügt", im Burgtheater aufgeführt und vom Publikum gröblich verhöhnt, verhöhnt als ob es von einem wildfremden, gleichgiltigen Autor herrühre. Publikum ist eben bei entscheidenden Fragen immer Masse, welche gleichsam elementarisch berührt wird, wohl oder übel. Verhoffe niemand, daß landsmannschaftliche oder persönliche Rücksichten von hundert Einzelnen, von tausend Einzelnen ein gutes oder übles Schicksal des Theaterstückes hemmen können; nein, das Stück wirkt wie Sonnenschein oder Regen, denen sich keine vorgefaßte Meinung entziehen kann, und gegen den naß machenden Regen verwahrt sich jeder unwillkürlich, mag seine Verwahrung gebildet oder ungebildet erscheinen. So entsteht auch in einem fein gearteten Publikum ein Fiasko, welches unfein und gröblich sich geberdet, und es trifft unfein und gröblich auch einen Autor, den jeder einzelne im Publikum davor bewahrt sehen möchte.

Und es folgte „Weh' dem, der lügt“ nicht etwa unmittelbar auf den halben Erfolg von Hero und Leander, so daß man glauben könnte, das Vertrauen auf den Autor sei schon erschüttert gewesen. Nein, am 4. Oktober 1834 war das fast wunderliche Stück „Der Traum ein Leben“ von Grillparzer gegeben worden. Fast befremdet hatte man stundenlang vor dieser eigentümlichen Komposition gesessen, in welcher ein ehrgeiziger Jüngling, Rustan, durch wilde und beängstigende Schicksale geschleudert und von einem personifizierten bösen Geiste Zanga an den Rand des Abgrundes getrieben wird. Trotz prächtiger, rasch rollender Sprache in Trochäenversen, trotz des unabweislichen Eindruckes, es werde da ein orientalisches Faust-Gedicht in tiefsinnigen Wendungen und Reden vorübergespielt, hatte man sich dem Untergange des Stückes viel näher gefühlt als dem Gelingen, bis plötzlich klar geworden war: man sei durch ein kurzes Vorspiel in einen Traum hineingezogen worden, der schon mehrere Stunden dauere und der jetzt durch das Erwachen Rustans die peinliche Spannung von der Brust wälze. Mit dieser Einsicht, welche ein allgemeiner, halblauter Ruf der Zuhörer verkündigte, war ein stürmischer Beifall im Publikum aufgesprungen, gleichsam die Summe von lauter Einzelheiten, welche sich bis dahin unter anderem Gesichtspunkte ungünstig gestellt hatten und welche sich nun durch die jähe Wendung des Gesichts-

punktes plötzlich günstig vor das geistige Auge stellten, und dieser Beifall hatte sich am Schlusse des Stückes zum Enthusiasmus gesteigert. Man war wider alles Verhoffen einem heimatlichen Faust und Mephisto begegnet in Rustan und Zanga und dies Schauspiel war ein Lieblingsstück des Wiener Publikums geworden; bis zum Jahre 1848 ist es fünfzig Mal gewesen, 1850 wieder aufgenommen, hat es seinen früheren Zauber bewährt. Man war also 1838 bei der ersten Aufführung von „Weh' dem, der lügt" in der vertrauensvollsten, dankbarsten Stimmung für Grillparzer und — ließ sein neues Stück doch unbarmherzig mißhandeln.

Dies „Weh' dem, der lügt" ist ein Idyll, welches an der deutsch-französischen Grenze spielt zur Zeit, da das Christentum erst langsam vordrang in die Wälder an der Mosel. Ein wohlgelaunter Bursch, Leon, will seines Bischofs Neffen aus der Kriegsgefangenschaft bei einem deutschen Grafen befreien und will doch dabei nicht lügen, weil sein Bischof aller Übel Wurzel im Lügen findet. Er lügt denn auch nicht direkt, d. h. nicht mit Worten. Er lügt nur tatsächlich, er täuscht durch Handlungen, so daß am Ende der alte Bischof sagen muß, als Mann und Weib sich auch die gegenseitige Neigung verleugnen wollen:

„Wer deutet mir die bunt verworrne Welt?
Sie reden alle Wahrheit — sind drauf stolz,
Und sie belügt sich selbst, und ihn; er mich
Und wieder sie; der lügt, weil man ihm log —
Und reden Alle Wahrheit, Alle, Alle.
Das Unkraut, merk' ich, rottet man nicht aus,
Glück auf, wächst nur der Weizen etwa drüber."

Wohl wegen dieses Spiels mit der Lüge, welches sich innerlich widerspricht bei der unvermeidlichen äußern Lebenspraxis und welches sich am Ende doch nur heiter widerspricht, hat Grillparzer dies idyllische Schauspiel ein „Lustspiel" genannt und hat damit schon das Theaterpublikum auf einen falschen Gesichtspunkt geleitet. Der alte Begriff „Komödie", selbst der französische Begriff der „Comédie" bedeutet nicht das, was unser Publikum unter Lustspiel erwartet, und eine fälschlich erregte Erwartung rächt sich im Theater stets durch falsche Eindrücke, welche ebensoviel bedeuten als Unzufriedenheit. Dies Stück ist ein idyllisches Schauspiel, welches seine Reize im naiven Wesen von Naturkindern entwickelt und welches seine Vorzüge in der Einfachheit erreicht. Unter diesen Gesichtspunkt gebracht, kann es poetisch anmuten. Für die Darstellung aber behält es stets eine Lebensgefahr in der Person eines noch ganz verwilderten Burschen, Galomir, welcher das bloß instinktmäßige Menschengeschöpf darstellen soll und welcher doch in seiner sozialen Eigenschaft eines Herrensohnes den Anspruch eines Bräutigams erheben

darf. Dies ist für die Bühne, welche immer nur bis auf einen gewissen Grad über das Banale und Wahrscheinliche hinaus darf, weil sie unmittelbaren Glauben verlangt, und zwar von der großen Menge verlangt, dies ist für unsere Bühne eine lebensgefährliche Figur. Sie braucht einen genialen Darsteller, wenn nicht der Eindruck des Blödsinnes entstehen und beleidigen soll, oder wenn nicht eine plumpe Komik entstehen soll, über welche das Publikum ein- oder zweimal lacht und vor welcher es beim dritten Male unwirsch zurücktritt, weil es sich durch tierische Späße entwürdigt glaubt. Denn das Publikum ist eitel wie ein Individuum und hält sich für beleidigt, wenn es der Meinung wird, man traue ihm einen rohen Geschmack zu. Letzteres ereignete sich bei der ersten Aufführung dieses „Lustspiels“, welches anscheinend nichts Lustiges darbot als diesen „Troddel“, und in solchem Zusammenhange wurde das Stück ungünstig aufgenommen und wurde verspottet. Daß Leon ein bloßer Koch und der germanische Gutsherr Graf heißt, der Koch also am Ende die Komtesse heiratet, das war außerdem den modernsten Anschauungen des vornehmeren Publikums ganz und gar außer dem Spaße und trug sein ungünstiges Scherflein redlich bei zur Verurteilung.

Wer freilich einem Kunstwerke die Sitte und Rangordnung des Zeitalters einräumt und wer das Bühnenwagnis an der poetischen Absicht zu messen versteht,

der wird von „Weh' dem, der lügt!“ mit einem andern Urteile scheiden, als das Theaterpublikum 1838 von ihm geschieden ist. Er wird die Eigentümlichkeit der einfachen Komposition, der gesunden Charaktere und vor allem die idyllische Stimmung zu schätzen wissen, welche wie ein Hauch von Wald und Haide durch das Ganze weht.

Vor allem aber wird er tief beklagen, daß dies Theaterschicksal den ohnedies scheuen Dichter tief verstimmte und ganz von der Schaubühne verscheuchte. Grillparzer hat von jenem Tage an dem Theater kein Stück mehr anvertraut. Er hat ihrer noch geschrieben, aber er hat sie nicht zur Aufführung hergegeben. Zunächst eine „Libussa“, dann einen „Rudolph und Mathias“. Den ersten Akt der Libussa hat er einmal auf ungestümes Andringen seiner Verehrer zu einer Wohltätigkeitsvorstellung unter dem Titel eines Vorspiels hergegeben, nichts aber hat ihn bis jetzt veranlassen können, eines seiner fertigen Stücke der Aufführung preiszugeben. Sie liegen seit Jahren fertig in seinem Pulte, und zwar nur in der einen Abschrift vom Dichter selbst. Der keinste Zufall, welcher ein Papierheft zerstören kann, ist imstande, zwei Werke eines reifen Dichters für immer zu vernichten. Ja im Jahre 1848 nach der empörenden Katastrophe mit General Latour, wo jeder bedeutende Mensch fürchten konnte, es sei von nun an jede Größe dem Untergange

durch die gleichmachende Masse preisgegeben, in jenen entsetzlichen Oktobertagen Wiens soll Grillparzer ein Testament niedergeschrieben haben, welches seinem Erben die Verpflichtung auferlegt, alle von ihm nachgelassenen Manuskripte ungelesen den Flammen zu übergeben.

Glaube man übrigens nicht, daß diese Zurückhaltung und diese Geringschätzung seiner eigenen Arbeiten nur von außen veranlaßt worden, nur aus Unmut über ein Theaterfiasko oder aus Ekel vor der menschlichen Roheit entstanden sei. Das waren nur Beiträge; der Grund zu dieser Zurückhaltung liegt tiefer, er liegt in Grillparzers Charakter. Die Scheu vor jeder Berührung, die Bescheidenheit und die lähmende Einsicht des Alters: das lebendig wirkende, das unwidersprechlich wirkende Kunstwerk nicht mehr erschaffen zu können, das sind die Charaktermotive, welche ihn von jeder weiteren Veröffentlichung zurückhalten. Er unterschätzt dabei den Wert seiner eigenen Arbeiten nicht wie ein furchtsamer Autor, er weiß recht gut, was sie wert sind im Vergleiche mit so manchem, was unverdiente Geltung findet. Er überschätzt auch den Wert des Tagesurteils nicht, er weiß recht gut, aus welchen Zufälligkeiten und Grillen es oft entstehen mag; aber sein wohlbegründeter Stolz ist indolent, sein dichterischer Mut mag nur noch in den Kampf eintreten, wenn dieser Kampf absolut nicht zu vermeiden ist; kurz, sein Ehrgeiz ist schwach und — seine Freunde sind schwach.

Letztere könnten ihn, gerade ihn locken, da in seinem Charakter Fähigkeit zu allem vorhanden und also nur Antrieb von außen nötig ist.

Der Entstehung und Entwicklung dieses Grillparzerschen Charakters nachzugehen mitten in diesem lebenslustigen und leicht entschlossenen Wien, ist ungemein interessant. Er scheint sowenig von dem zu haben, was man sonst obenhin Wienerisch nennt, und ist doch ein Wiener. Sogar jene naive Bescheidenheit, welche aufgemuntert sein will, um dann fröhlich aufzuspringen, sie stammt aus seiner Vaterstadt. Ebenso die natürliche Lebenslust, welche auch seinen kärgsten Gestalten innewohnt, und ebenso sein großstädtisches Geschick, eine verworrene und gehäufte Anlage plötzlich und klar und energisch in Ordnung und fließende Bewegung zu bringen, und endlich das großstädtische Talent, auch den feinsten Erfindungen die Seite abzugewinnen, welche für große Massen verständlich und wirksam ist.

Grillparzer ist eigentlich nicht viel herausgekommen aus seiner Vaterstadt, obwohl er einige größere Reisen unternommen. Außer der schon erwähnten italienischen Reise ist er einmal nach Griechenland unter Segel gegangen und hat in Athen verweilt. Politische Ereignisse in Griechenland brachten gerade zu derselben Zeit einige Verwirrung am Piräus hervor und beeinträchtigten einem kunstsinnigen Wallfahrer den Auf-

enthalt. Grillparzer selbst aber ist wohl überhaupt nicht darnach geartet, längere Zeit mit Behagen in der Fremde zu weilen und das Allerlei wechselnder Eindrücke in sich aufzunehmen. Dafür ist sein künstlerischer Geist, möchte man sagen, zu reinlich, zu sehr der Ordnung und Sammlung bedürftig. Ein einsamer Aufenthalt in den Karpathentälern Ungarns, wo er im vorgerückten Alter eine Badekur versucht hat, liegt seinem Sinne schon näher. Im ganzen aber scheint ihm am wohlsten zu sein, wenn er in die ruhige Regelmäßigkeit seines Wiener Berufslebens zurückkehren, wenn er nach ausgefüllten Morgenstunden dichterischer Sammlung in seine Archivkanzlei gehen und des Abends den kleinen Familienkreis seiner nächsten Bekannten aufsuchen kann.

Wunderlicherweise ist er auch nie ein regelmäßiger Theaterbesucher gewesen. Er hat das Burgtheater, welches ihn von Jugend auf interessiert, auch in der Jugend nur selten gesehen, und zwar hat ihn sein Vater davon abgehalten. Dieser Vater, ein Advokat und ein Mann von gründlicher Bildung, hat die Besorgnis gehegt, die poetische Liebhaberei seines Sohnes werde sich in Dilettantismus verzetteln und dergestalt einer vollen Berufsbildung Eintrag tun. Wenn also von einer besonders anziehenden Vorstellung im Burgtheater die Rede gewesen und im Auge des jungen Franz das Verlangen darnach emporgeleuchtet ist, da

hat der Vater immer sogleich von einem sehr lustigen Stücke im Leopoldstädter Theater erzählt und Mutter und Kinder aufgefordert, dorthin zu gehen. Hätte er geahnt, daß dieser Franz berufen sei, ein poetischer Leitstern dieses Burgtheaters zu werden, er würde eine ganz andere Taktik beobachtet haben; denn er liebte eigentlich die wahre Poesie und wäre — allen Schilderungen nach — glücklich gewesen, seinen Sohn wohlberufen auf solcher Laufbahn zu sehen. Und doch hat vielleicht gerade diese Seltenheit des Theatergenusses dem jungen Manne die Romantik der Bretter erhalten!

Solche Romantik war dem jungen Poeten treu geblieben trotz der bunten großen Stadt. Am Bauernmarkte und am Judenplatze, wo er mit den Eltern gewohnt, hat er sich alle steinernen Anhaltspunkte der engen, hohen Stadt dichterisch ausgebildet und namentlich ein altes Gebäude am Judenplatze ist für seine Phantasie der Schloßraum Ottokars geworden, in welchem er den böhmischen Napoleon wandeln und befehlen gesehen hat. Dieses Hineinwachsen Napoleons in den böhmischen Herrscher, welches Grillparzer lächelnd einräumt, ist ein Fingerzeig, wie Grillparzer von der Gegenwart angeregt wird, ein Fingerzeig: wo Diejenigen den Aufschluß zu suchen haben, welche in der zweiten Hälfte in „Ottokars Glück und Ende" befremdet worden sind durch das Emporwachsen des Habsburgers, durch das Versinken Ottokars.

Wie bei jedem Dichter ist auch bei Grillparzer die Natur der Mutter am einflußreichsten gewesen. Die künstlerische Sinnigkeit und der melancholische Zug scheint von ihr zu stammen. Sie ist eine einfache Frau gewesen, ohne irgend welche literarische Bildung, aber von künstlerischem Naturell und von einem fein reizbaren Gemütsleben. Vierhändige Musikstücke mit ihr am Klavier spielend, hat der junge Dichter seine Phantasie erregt und eine Geistesschwermut, welche sie später übermannt, hat ihm Liebesschmerz uneigennützigster Art in die Seele gesenkt.

Er gedenkt mit innigem Schauer des Abends, an welchem sie plötzlich von ihm geschieden. Entfremdeten Geistes hat sie auf dem Krankenlager gelegen und niemand ist im Zimmer gewesen als ihr Franz, welcher schmerzvoll zu ihr hinüber geblickt hat. Da erkennt er an ihren Bewegungen, daß sie aufstehen will; er eilt hin und unterstützt sie. Sie steigt aus dem Bette, gelehnt auf seine Arme, und erstarrt plötzlich unter heftigem Zittern — sie ist tot. Als man auf sein Rufen herbeieilt, findet man in den Armen des Sohnes die Leiche der Mutter.

Auch eine Schwester ist neben ihm berührt worden von einer Trübung des Geistes. Die Fäden zwischen Hirn und Nerven scheinen eben von besonderer Zartheit und Reizbarkeit gewesen zu sein in dieser Familie und solche Reizbarkeit gehört ja dergestalt zum Dichten,

daß schon die Griechen ihre Pythia in schwärmenden Wahnsinn versenkten, wenn sie Orakel verkünden sollte. Die feinsten Orakel stehen uns sicher noch bevor in den Gedichten Grillparzers, von denen wir noch immer keine Sammlung besitzen, ja von denen wir einen großen Teil noch gar nicht kennen. Hie und da verschenkt er ein Blatt mit einem Gedichte und einige Frauen in Wien haben geschriebene Sammlungen von diesen verstreuten Gedanken; hie und da hat er einzelne auf unermüdliches Ansuchen drucken lassen, aber eine Übersicht über seine lyrischen Gedichte haben wir noch heute nicht. Und doch ist gerade das, was wir von ihm kennen, in dieser Form von feinster Schönheit und es ist diesem leise anklingenden Grillparzerschen Wesen von weitem anzuhören, daß es im kleineren Gedichte von besonderem Zauber und stiller Macht sein müsse. Jedenfalls von besonderer Art; denn ein durchwegs eigener Mensch ist Grillparzer in hohem Grade. So wie er da ist, weich, scheu, herzlich und treu, sollte man doch zum Beispiel glauben, es müsse einer Frau leicht gelingen, ihn zu fesseln, zu beglücken, zu führen, ja zu regieren. Und doch ist dem nicht so. Die Mischung weiblicher Hingebung und männlicher Sprödigkeit in ihm hat keine Ehe für ihn zugelassen. Er ist unverheiratet geblieben, obwohl wir schon in den Zwanzigerjahren eine Neigung des Dichters für ein Wiener Bürgerskind verzeichnet finden. Im Ottokar

tut er es mit heiterem Ausdrucke selbst, indem er episodisch die „Katharina“ dem Kaiser vorstellt. Der Kaiser sagt zu ihr: „Fall' nicht, Katharina! Ei, was ist sie hübsch! Wie fromm sie aus den braunen Augen blickt, und schelmisch doch!“ — Nun, diese Katharina zu heiraten, war Dichter Franz sein Lebelang beflissen. Einst waren denn auch alle die kleinen bürgerlichen Hindernisse beseitigt, es stand gar nichts mehr im Wege und die Vorbereitungen waren getroffen. Da — da kam ein unerwartet Hindernis? Ja; aber nicht von außen. Es erhob sich in der Seele des Dichters, in seiner scheuen Seele und seine Sorge trug's wohl auch hinüber in die Seele der Braut, welche seinen leisesten Regungen folgte. Er fing an zu besorgen, ob die Ehe nicht ihr beiderseitig reizendes Begegnen stören, zerstören könne, ob er in einem gebundenen Nebeneinander nicht beschädigt, ja vernichtet werden könne in seiner freischwärmenden Schöpfungswelt, ob er nicht die Geliebte unglücklich machen werde — kurz, die Sorge erzeugte Zögerung, die Zögerung Stockung und die Ehe wurde vertagt und vertagt, und ist unterblieben, ohne daß gegenseitiges Wohlwollen, ohne daß Neigung und Treue dadurch gelitten hätten. — Ist auch dies vielleicht jener Zug in der Muschel: auf Kosten des sinnlichen Lebens alle edleren Bestandteile in einen Punkt zu sammeln, welcher Perle wird und welcher den Menschen reizender und wertvoller erscheint als alles übrige Gehäuse und Leben?

Wenigstens hat Grillparzer, wenn durch nichts anderes, dadurch seinen Dichterberuf an den Tag gelegt, daß er sein ganzes Leben hindurch immer seine edelsten und reinsten Bestandteile verdichtet und verklärt hat auf seine eigenen Kosten — zur Freude und zur Erhebung sinniger Menschen. Er ist eine Perle geworden für sein Vaterland.



7. J. H. Eisler. 1864.

Zu Grillparzers dreiundsiebzigstem Geburtstag.

Skizze von J. H. Eisler.

Als ein erfreuliches Zeichen der Zeit, als einen Beweis geistiger Mündigkeit und Reife können wir die Kundgebungen begrüßen, durch welche Österreichs Volk seinen hervorragenden Männern Anerkennung und Würdigung zu zeigen beginnt. Wir brauchen wohl nicht erst zu erwähnen, daß die dreiundsiebzigste Geburtsfeier unseres größten vaterländischen Dichters uns zu dieser Bemerkung Anlaß gegeben; wir wünschten nur, es wäre uns gegönnt, dem Gefeierten durch eine ebenso lange Reihe von Jahren, als er verkannt wurde, unsere Liebe und Verehrung zu bezeigen, dann genössen wir das Glück, ihn noch ein halbes Jahrhundert in unserer Mitte zu besitzen.

Franz Grillparzer ist nie nach Verdienst gewürdigt, wohl aber sehr oft übergangen worden, denn er vermied es, sich vorzudrängen; ein Feind jeder Reklame, wirkte er still und bescheiden in dem Kreise, der ihm angewiesen war, doch füllte er seinen Platz vollständig aus.

Seit einer Reihe von Jahren lebt nun der greise Dichter still und zurückgezogen vom Geräusch der Welt, aber ein aufmerksamer Beobachter, folgt er jedem Ereignisse, jeder Bewegung, jedem Vor- oder Rückschritte der Zeit mit der lebhaftesten Teilnahme. Von seinem Monarchen in die Reihen derer gestellt, die berufen sind, in die Geschicke des Volkes einzugreifen, beobachtet er auch da eine schweigende Zurückhaltung. Nicht als ob es dem Dichter „Ottokars“, dem gründlichen, unermüdlichen Forscher in Natur und Geschichte, an diplomatischer Gewandtheit gebräche; wir haben in manchen kritischen Momenten wiederholt Gelegenheit gehabt, den politisch klaren Scharfblick, die richtige Auffassung der Verhältnisse, die ihm ein fast prophetisches Wesen verleiht, zu bewundern; aber der greise, vaterländische Dichter, der Ritter des Leopoldordens, das Mitglied des Herrenhauses besitzt nicht weniger Schüchternheit, als seinerzeit der jugendliche, an sich selbst zweifelnde Verfasser der „Ahnfrau“. Doch wo es gilt, frei und offen seine Gesinnung zu manifestieren, da tönt, wie erst kürzlich, seine weiche, biegsame Stimme hell, klar und fest.

Dieses bereits erwähnte ängstliche Zurückziehen in sich selbst, das absichtliche Vermeiden jeder großen lärmenden Gesellschaft brachte Grillparzer in den Ruf eines Hypochonders, doch mit Unrecht. Wohl haben die wiederholt erfahrenen Kränkungen, das oftmalige Ver-

kanntwerden, die vielen ungerechten Anfeindungen ein klein wenig Bitterkeit in das jungfräulich zarte Gemüt des Dichters gegossen, doch niemals wurde dem Unmute durch Worte Ausdruck gegeben. Der Dichter der „Sappho“ ist überaus sensitiv, stets ängstlich besorgt, um ja nicht zu verletzen, aber ebenso sehr fürchtend, verletzt zu werden. Gleich der Mimose zieht er sich bei der leisesten unsanften Berührung in sich selbst zurück, doch bleibt er nicht lange verschlossen. Freudig erschließt er sich jedem, dem es gelungen, seine Teilnahme, seine Freundschaft zu erlangen. Oft bemerkte man unter den einzelnen Spaziergängern auf der Bastei zwischen Burg- und Kärntnertor oder im Prater an freundlichen Herbst- oder Frühlingstagen einen Mann dahinschreiten, die Hände über den Rücken geschlagen, den Oberkörper vorgebeugt, nicht durch die Last der Jahre — man hat diese Haltung an Grillparzer stets bemerkt — das Auge sinnend und gerade vor sich hin blickend. Ihr begegnet ihm, er scheint euch nicht zu bemerken, bis ihr vorübergegangen. Ihr grüßt, er fährt auf, als würde er aus seinen Träumen aufgeschreckt, er spricht einzelne Worte, die er, wie es wenigstens scheint, verlegen, verwirrt ausstoßt, und ihr bereut es sehr, ihn gestört zu haben, doch sein dunkles Auge blickt so sanft, seine Worte sind so freundlich, so mild, daß ihr nun begreift, der Schein habe euch getäuscht. Ihr könnt euch nicht entschließen, zurückzutreten, der

Spaziergang wird gemeinschaftlich fortgesetzt, ein Wort gibt das andere und die schönen tiefen Gedanken, die geistvollen Bemerkungen, die anfangs nur durchsickern, fließen bald sprudelnd hell und klar. Es ist euch vergönnt, in eine neue Welt von Ideen zu blicken, die euch bis dahin ganz fremd gewesen. Doch findet ihr sie so natürlich, so einleuchtend, daß ihr euch nur wundert, wie euch diese Wahrheiten solange unbekannt bleiben konnten. Von den vielen geistreichen, scharf charakterisierenden Bemerkungen Grillparzers, die wohl verdienen, gesammelt und der Nachwelt erhalten zu bleiben, wollen wir nur der einen über die Ristori bei Gelegenheit ihres Gastspieles in Wien erwähnen. „Wie groß muß diese Künstlerin gewesen sein,“ sagte er, „bevor sie berühmt wurde.“

So ist Grillparzer erhaben und erhebend und so kennt ihn jeder — der eben das Glück hat, ihn zu kennen, und die Zahl dieser Bevorzugten ist nicht mehr gering, denn es ist bereits bekannt, mit welcher warmen Teilnahme er sich für junge aufstrebende Talente interessiert, mit welcher ausdauernden und mit Rücksicht auf die körperlichen Leiden, von denen er in letzter Zeit so oft heimgesucht wird, mit welcher selbstverleugnenden, aufopfernden Ruhe er ihre Fähigkeiten prüft, wie er sie warnt, ermahnt, leitet, und mit welcher Bereitwilligkeit er ihnen den reichen Schatz seines Wissens und seiner Erfahrungen erschließt.

Seine Erfahrungen! Wie viele traurige, bittere, enttäuschende mögen wohl ihr „Vergiß mein nicht“ in die Furchen der hohen Denkerstirne gegraben, wie viele ihren Stachel in dem schwerverwundeten, tiefgekränkten Herzen zurückgelassen haben! — Das innere Leben unseres Dichters ist sonderbarerweise ein Rätsel geblieben, das noch immer der Auflösung harrt. Wohl sind einige Notizen hierüber in die Öffentlichkeit gedrungen, doch enthielten sie nur Vermutungen oder — Verleumdung. Grillparzer selbst spricht sich nie hierüber aus. Nur einmal, als ich zu ihm von meiner Vaterstadt und ihrer reizenden Lage sprach, sowie von den andern herrlichen, von der Natur besonders reich dotierten Gegenden Mährens, entfuhr ihm halb unwillkürlich die Äußerung: „Die Zeit, die ich dort verlebte (wie ich glaube, in Znaim), war die reichste an Kummer und Trübsal.“ Später vermied er es sorgfältig, hierauf zurückzukommen oder mehreres über seine Äußerung mitzuteilen.

Soviel uns bekannt, hatte sich Franz Grillparzer mit der ganzen Glut seines tieffühlenden Herzens der Liebe hingegeben. Das Ideal war der Verehrung würdig, seine Liebe wurde ebenso rein und aufrichtig erwidert, aber es stand nun einmal im Buche des Schicksals, der begeisterte Sänger, der in „Sappho“ und in „Des Meeres und der Liebe Wellen“ der Liebe Schwanenlied so schön, so hochpoetisch, so ergreifend anzustimmen

wußte, sollte von keiner sorgsam wachenden, zärtlich pflegenden Gefährtin auf der rauhen dornenvollen Dichterbahn begleitet werden. Grillparzer blieb unverheiratet. Er weihte das schwergeprüfte Herz zum Tempel der Erinnerung, wo er dem Gegenstande seiner Jugendliebe unverbrüchliche Treue bewahrte, und setzte demselben ein unvergänglich Denkmal in der Katharina Fröhlich in „Ottokars Glück und Ende".

In seiner dreifachen Stellung als Bürger, Staatsmann und Dichter steht der Charakter Grillparzers in makelloser Reinheit da. Freimütig in jeder Faser, beseelt von edlem Freisinn, konnte ihn nur gemeine Scheelsucht des Servilismus zeihen. Seine schon erwähnte Schüchternheit wird durch seltene Offenherzigkeit paralysiert. Grillparzer ist vielfach ein bewährter Charakter, im Geringen wie im Großen ehrlich. Es ist dieses ein vielgebrauchtes Wörtchen, aber die ganze umfassende Bedeutung desselben lehrte uns der Dichter in seinem stillen Tun, Schaffen und Wirken begreifen. Sein gründliches Forschen in der Geschichte der Vor- und Jetztzeit, das eifrige Studium der griechischen und römischen Klassiker machte ihn zum Gelehrten in des Wortes edelster Bedeutung. Auch der Vorgeschichte des jüdischen Volkes widmete er sehr viel Aufmerksamkeit und äußerte sich wiederholt, daß ihn die mehr der Sagenwelt angehörende Geschichte der Schöpfung und der Sündflut unter allen ähnlichen der alten Völker

am meisten anziehe. Besondere Vorliebe bewahrte er auch stets für die in ihrem Beginne so sagenreiche Geschichte Böhmens und war ein warmer Verteidiger Hajeks, als dieser der Erfindung beschuldigt wurde. „Hätte er wirklich all diese poetisch schönen Libussasagen erfunden," pflegte er zu sagen, „dann müßten wir den Dichter Hajek weit höher schätzen als den böhmischen Chronisten."

Die kaiserl. Akademie der Wissenschaften ehrte sich nur selbst, als sie Grillparzer zum wirklichen Mitgliede ernannte.

Als dramatischer Dichter ist der Einfluß des Verfassers der „Ahnfrau" und der „Sappho" von hoher Bedeutung. Die Bühnenverhältnisse lagen sehr im Argen und das Bedürfnis nach einer gründlichen Umgestaltung derselben trat immer deutlicher hervor. Der damalige Hoftheatersekretär Schreyvogel ahnte die hohe dramatische Wirkung der Schöpfungen des großen Briten und gab sich viele Mühe sie seinem Publikum zugänglich zu machen, er hat sich in dieser Beziehung unter dem Pseudonym Thomas und C. A. West als Schriftsteller vielfache Verdienste erworben. Das größte Verdienst dieses trockenen, in seinem Wesen oft abstoßend scheinenden Mannes besteht in dem scharfen, klaren Blick, mit welchem er die Edelsteine aus dem Kiesgerölle, das wahre Talent unter breitmachender, aufgeblasener Selbstüberschätzung herauszufinden wußte.

Ihm verdanken wir das Erscheinen Grillparzers in den Reihen der vaterländischen Dichter, die er bald durch geistige Klarheit, durch hochpoetische Darstellung, durch fest gerundete, plastische Formen überstrahlen sollte. „Seine Werke sind gesprochene Plastik," urteilte L. A. Frankl. Seine Frauen sind zarte lyrische Gebilde, seine Helden Heroen aller Zeiten, ob unter klassischem Himmel oder auf vaterländischem Boden. Die Leidenschaften, die sie bewegen, gehören keiner abgeschlossenen Periode an, es sind ewige Wahrheiten, deren Klarheit und Wirklichkeit ihren mächtigen Eindruck und ihre Wirkung nie verfehlen werden, solange es Menschen gibt, die menschlich fühlen und — — menschlich fehlen.

Es war im Jahre 1816, als der Dramaturg Schreyvogel in die Leopoldstadt eilte, wo er mit den literarischen Kapazitäten der damaligen Zeit zusammen zu treffen pflegte. Wenn seine Hast, sein unstäter Blick, die Schnelligkeit seines Ganges bereits zu bekannt war, um aufzufallen, so verrieten diesmal doch die geröteten Wangen, daß er sich in außergewöhnlicher Aufregung befinde. „Ich — ich hab' ihn gefunden," rief er seinen Freunden entgegen, „ich hab' ihn gefunden, jetzt wird es anders werden!" — „Wen hast du gefunden?" — „Den Dichter, wie wir einen nötig haben, einen Dichter, welcher der Sprache Meister und sich seines Strebens bewußt ist!" — „Da hört einmal!" — Und er las ihnen einige Stellen aus einem Manuskripte vor, das schlecht

leserliche Schriftzüge auf blauem Papiere enthielt! — „Da — habt ihr gehört? — Nun ist dies eine Sprache? — Was — sind das Ideen? — Aber was ich zu tun hatte, bis mir der junge Mensch das Manuskript anvertraute! — Er ist schüchtern wie ein Mädchen! — Das muß aber anders werden! — Morgen führe ich ihn in unsere Gesellschaft ein! — Er wird schon seine Schüchternheit ablegen! — Ja — ich habe vergessen, euch zu sagen, wie der junge Mann heißt, Grillparzer, Franz Grillparzer heißt er. So, jetzt wißt ihr's!" —

Am andern Tage stellte sich der fünfundzwanzigjährige Grillparzer dem Hofdramaturgen Schreyvogel vor.

„Hat schon früher jemand das Manuskript gelesen?" frug ihn dieser.

„Ja, mein Verwandter N. Aber er riet mir ab zu schreiben und sagte sehr oft zu mir ganz ernstlich: Laß das gut sein Franz, du bist kein Dichter!"

„So — wäre ich Ihr Verwandter, ich würde zu Ihnen sagen: Fahre nur fort Franz, denn bei Gott, du bist ein Dichter! — Aber bin ich auch nicht Ihr Verwandter, — so bin ich doch Ihr Freund und will es bleiben. Hier nehmen Sie das Manuskript nur wieder mit, ändern Sie die bezeichneten Stellen und kommen Sie bald wieder. Für die Aufführung des Stückes lassen Sie mich sorgen."

Schreyvogel stellte hierauf dem vor Freude glühenden jungen Manne das Manuskript zur Überarbeitung zurück und hielt Wort. Er blieb ihm stets ein treuer Freund und Führer.

Am 31. Januar 1817 gelangte die „Ahnfrau" im Theater an der Wien zur ersten Aufführung. Der Erfolg war ein außergewöhnlicher. So sehr man bereits anfing gegen die Schicksalstragödien zu eifern, riß das Erstlingswerk unseres Dichters durch die hohe Poesie, die es durchweht, gewaltsam zur Begeisterung hin. Gegen spätere Anfeindungen und Vorwürfe verwahrte sich der Verfasser entschieden in der Vorrede zur zweiten Auflage der „Ahnfrau".

Schon im darauffolgenden Jahre 1818 erschien „Sappho" mit der großen Tragödin Sophie Schröder in der Titelrolle. Der geistvolle Börne schrieb hierüber: — — — — „und so wurde uns eine köstliche Frucht in goldener Schale geboten." Der Beifallsjubel, mit dem das Stück aufgenommen wurde, war ein rauschender, ein in den Annalen des Hoftheaters unerhörter. Die antike Schönheit, die edle Einfachheit der Sprache, der poetisch milde Hauch, der durch das Gemälde eines hellenischen Dichterlebens weht, muß selbst gefühlt, empfunden werden und läßt sich nicht durch Erzählen wiedergeben.

Im nächsten Jahre 1819 finden wir unseren Dichter auf der Reise nach Italien, dem klassischen Boden der

Kunst und Poesie. Die Reize des südlichen Himmels blieben auch auf den Sänger der „Sappho" nicht ohne Wirkung. Die herrlichste Frucht dieser Reise ist wohl das Gedicht: „Die Ruinen des Campo Vaccino." Die ebenso erhabene als poetische Schönheit desselben verfehlte nicht in allen Kreisen ungewöhnliches Aufsehen zu erregen. In der ganzen gebildeten Welt fand es entscheidenden Anklang, aber in gewissen Kreisen wollte man mehr als bloß poetischen Ausdruck darin vermuten und der Dichter brachte den Hofbeamten in eine unbequeme Situation, die aber glücklicherweise nicht lange währte. Man erkannte das Unhaltbare der Verdächtigung und dem Dichter wurde im Beamten ehrenvolle Genugtuung.

Die dramatische Trilogie: „Das goldene Vließ", welches 1822 an zwei aufeinander folgenden Abenden zur Aufführung kam, wurde nicht mit so lebhafter Teilnahme wie „Sappho" aufgenommen. Das Publikum war in seinem Geschmacke nicht empfänglich für all die klassisch erhabenen Schönheiten, die das Werk enthält.

Mit „König Ottokars Glück und Ende" betrat Grillparzer 1825 den Boden des historischen Dramas. Das Werk war die Frucht mehrjähriger streng historischer Studien und was Vollendung der Charaktere, psychologische Schärfe der Zeichnung und markige Diktion betrifft, gehört das Stück zu den vorzüglichsten,

historischen Dramen, die das deutsche Volk besitzt. Aber man sollte es nach so vielen rühmlichen Erfolgen kaum glauben, dieses Meisterwerk aus Grillparzers schöpferischer Feder wurde eine Quelle unendlicher Anfeindungen. Es entstand eine förmliche Ottokarliteratur. Die Einen wollten in der Charakterschilderung des ersten Habsburgers knechtischen Servilismus finden, die des großen Dichters unwürdig ist. Andere waren mit Ottokar nicht zufrieden. Ja es gab sogar Stimmen, welche die historischen Daten bekrittelten. Wenn auch das richtige Verständnis dem Dichter in tausenden Versen (Collin, Finck u. m a.) zujubelte, wurde doch das Gemüt des Verfassers bereits nicht wenig peinlich berührt. Grillparzers Ottokar ist ebenso historisch als dramatisch richtig. Die Zeichnungen mit vieler Wahrheit und technischer Gewandtheit ausgeführt und wir verweisen nur auf die vortreffliche Behandlung und Besprechung des Stückes in Hormayrs Archiv für Geschichte und Literatur XVI. Selbst wenn sich Grillparzer nicht darüber ausgesprochen hätte, müßte man bei tieferem Einblicke in das Stück finden, daß dem Verfasser in Ottokar das Schicksal Napoleons vorgeschwebt. Wir sehen Ottokar von Stufe zu Stufe steigend auf dem Höhepunkte der Macht anlangen. Da — reizt ihn der Übermut. Er scheidet sich von seiner treuen, ihn zärtlich liebenden Gattin, von der er keine Erben hoffen kann, und heiratet eine ungarische

Prinzessin. Aber mit dem Einzuge der mächtigen Königstochter ist sein Glück von ihm gewichen. Ungemach auf Ungemach trifft ihn und er fällt endlich, verraten und verlassen, nicht durch Übermacht, das Schicksal hat sich gegen ihn verschworen und stürzt ihn, der Knabe Meerenburg hat dem Helden Ottokar, dem Verratenen, Verlassenen, Verwundeten nur noch den Todesstoß zu geben. Wem fällt hier nicht das Schicksal Napoleons ein! —

Ein zweites Drama: „Ein treuer Diener seines Herrn" kam 1828 zur Aufführung und wurde von den Kritikern nicht minder scharf mitgenommen. „Da sieht man, riefen sie im Chorus, er predigt Servilismus! Ist solche knechtische Unterwürfigkeit, solch unmännliche Selbstverleugnung einem dramatischen Helden angemessen? Es liegt offenbar Absichtelei in dem Stücke!"

Im Jahre 1830 brachte das Burgtheater das dramatische Gedicht: „Des Meeres und der Liebe Wellen" und die Hallen des Musentempels erdröhnten wieder von einem Beifallssturm wie bei der ersten Sappho-Darstellung. Das Gedicht bietet eine solche Fülle von lyrischer Schönheit und zauberhafter Romantik, daß der Zuschauer wie der Leser, tief ergriffen, den Mangel der dramatischen Handlung vergißt.

Nach einer Pause von beinahe fünf Jahren erschien das hochpoetische Märchen: „Traum ein Leben".

Der Triumph, den der Verfasser feierte, übertraf alle früheren und steht in den Annalen des Burgtheaters unerreicht. Grillparzer selbst hatte einen solchen Erfolg nicht erwartet und äußerte sich einige Tage vor der Aufführung: „Ein Dichter, der ein zweites Stück dieser Art schreibt, verdient Züchtigung, dies Eine gewagt zu haben, verdient daß es gefalle!" Und es gefiel, gefiel außerordentlich, das Publikum jubelte dem Verfasser zu und bekannt ist es, daß Ferdinand Raimund, der sich im Parterre befand, bei jeder folgenden Szene immer unruhiger wurde; als ihn sein Nachbar fragte, was ihm sei, rief er mit komischem Verdrusse: „Ja, so — so fühle ich auch — so lebt's in mir, aber die Sprache! — Ich bin ein beklagenswerter Mensch!"

Tief beklagen müssen wir noch heute die rücksichtslose Aufnahme, die 1838 das Lustspiel: „Weh dem, der lügt!" gefunden. Die etwas bizarr gehaltene Handlung des Lustspiels ist mit technischer Fertigkeit durchgeführt und ein empfängliches Publikum wäre von dem duftigen Hauche, der das ganze durchweht, nicht unberührt geblieben. Selbst die unbegreiflich schlechte Besetzung entschuldigt nicht das schonungslose, aller Pietät bare Benehmen der Kritik wie des Publikums. Der Dichter, schmerzlich verletzt, zog sich zurück und grollt — grollt heute noch und alle Versuche, ihn wieder mit dem Publikum auszusöhnen, blieben erfolglos. Im Jahre 1859 wollte das Hoftheater das

erwähnte Lustspiel nochmals mit neuer Besetzung und Szenierung zur Aufführung bringen, aber der Verfasser widersetzte sich entschieden. Eine abermalige kühle Aufnahme würde ihn zu schmerzlich berühren.

Seit diesem unseligen Abende kam mit Ausnahme des ersten Aktes von „Libussa", welcher bei Gelegenheit einer Akademie im Josefstädter Theater zur Aufführung gelangte, und einer Oper, „Melusina" an derselben Bühne, kein Stück des Dichters zur Darstellung. Der Operntext war ursprünglich für Beethoven geschrieben, doch als dieser unerwarteten Todes verblich, komponierte Konradin Kreutzer die Musik. Das Drama „Libussa", 1847 vollendet, sollte bereits am Josefstädter Theater zur Aufführung kommen, doch zog Grillparzer das Manuskript zurück und verschloß es in seinem Pult, wo es neben mehreren andern vollendeten Dramen ruht. Wir nennen bloß: „Rudolph II.", „Scipio und Hannibal" (einige Szenen im deutschen Dichteralbum 1850), „Mathias", „Der Majestätsbrief", „Esther", „Der letzte König der Juden". Zu beiden letzteren bot Philippsons Estherka und Jehojakum (Saron) neuen Stoff.

Von den meisterhaften lyrischen Bardenklängen unseres Dichters, die in Almanachen, belletristischen Zeitschriften usw. erschienen, wollen wir nur einige anführen: Colosseum, der Zyklus: Tristia ex ponto, Abschied von Gastein, Incubus, Beethoven, Bann,

Abschied von Wien, Stabat Mater, Mein Vaterland, Radetzki. Eine Gesamtausgabe ist nicht erschienen, doch sind die meisten im erwähnten Dichteralbum enthalten. Auch zwei Novellen haben wir aus Grillparzers Feder! „Das Kloster von Sandomir“ und „Ein alter Spielmann“ (Iris, Taschenbuch 1848). Ferner enthält der 3. Jahrgang von Lemberts Taschenbuch für Schauspieler „Szenen aus des Lebens Schattenbild“ von Grillparzer.

Franz Grillparzer ist der Sohn eines geachteten Advokaten und geboren am 15. Januar 1791 zu Wien. Er vollendete 1811 die juridisch-politischen Studien an der Wiener Hochschule und trat zwei Jahre später in Staatsdienste bei der k. k. allgemeinen Hofkammer. 1824 wurde er Hofkonzipist und 1833 Archivsdirektor der Hofkammer (gegenwärtig Finanzministerium). Nach dreiundvierzigjähriger Tätigkeit im Amte wurde er auf sein Ansuchen 1856 als Archivsdirektor pensioniert und gleichzeitig durch Verleihung des Hofrattitels ausgezeichnet.

Der italienischen Reise Grillparzers haben wir schon gedacht. Im Jahre 1843 führte Wanderlust den Dichter der „Sappho“ in die Heimat der klassischen Sagen. Er reiste über Ungarn nach Konstantinopel und gedachte die trojanische Ebene zu besuchen und sodann den Rückweg über Italien zu nehmen. Aber schon in Athen wurde der Reise ein unerwartetes Ziel

gesetzt. Es brach eben die griechische Revolution aus und Grillparzer erlebte in dem Lande, das er durch seine Dichtungen verherrlicht, viele Unannehmlichkeiten. Er mußte im Gesandtschaftshotel Schutz suchen, sogar Sprache und Nationalität verleugnen, da die Erbitterung gegen die Deutschen sehr groß war. Nach einer Abwesenheit von kaum drei Monaten kehrte Grillparzer nach Wien zurück, von seinen Freunden und Verehrern mit Jubel begrüßt.

Am 15. Januar 1841 feierten die Koryphäen der österreichischen Dichter den fünfzigsten Geburtstag ihres Großmeisters in würdiger Weise und eine Medaille, geprägt von J. Schön, bewahrt die Erinnerung an diese Feier. Die Medaille trägt auf dem Avers die Büste des Dichters mit der Unterschrift: Franz Grillparzer, geboren den 15. Januar 1791 und auf dem Revers eine mit einem Lorbeerkranz umwundene Harfe mit der Devise: Von seinen Verehrern zur Feier des 15. Januar 1841.

Am 15. Januar 1844 wurde die Rückkunft des Dichters aus dem Oriente durch ein Doppelfest gefeiert, die Kunst und Literatur war durch neunzig der hervorragendsten Kapazitäten vertreten. Der Saal war mit dem Bilde des Gefeierten und einem allegorischen Emblem geschmückt. Staudigl trug einen Prolog vor, Löwe ein Gedicht von Otto Prechtler usw. Ein Album mit dichterischen Spenden von Halm, Bauernfeld,

Castelli usw. überreichte zuletzt die Gesellschaft dem Jubilanten mit einer nicht minder sinnigen Ansprache.

Im Jahre 1847 machte Grillparzer eine Reise durch Deutschland und wurde in allen größeren Städten, die er passierte, mit Auszeichnung empfangen. Im selben Jahre wurde auf Anregung seiner zahlreichen Verehrer vom Bildhauer Hirschhäuter seine Statuette angefertigt. Grillparzer steht an eine Säule gelehnt, auf welcher Rollen mit den Namen seiner Werke liegen, die Konsole schmücken die tragischen Embleme.

Zwei Jahre später, 1849, nach Veröffentlichung des Gedichtes „Radetzky“ erhielt der Dichter den Leopoldorden und bei Eröffnung des Herrenhauses wurde Grillparzer als lebenslängliches Mitglied in dasselbe berufen.

Im Jahre 1859 bei Gelegenheit der Schiller-Jubelfeier sandte die Leipziger Universität dem greisen Dichter das Ehrendiplom als Doktor mit rühmlichst ehrenden Prädikaten und der damalige Prinzregent von Preußen zog ihn bei seiner dramatischen Preisausschreibung in den Areopag der ästhetischen Preisrichter.

Trotz all den freundlich versöhnenden Sternen, die am Horizonte seines Abendhimmels auftauchen, grollt das verletzte Dichtergemüt noch immer. Grill-

parzer läßt den reichen Schatz der Poesie in seinem Pulte ruhen.

Der 73. Geburtstag bringt unserem Grillparzer neue Ovationen von allen Seiten und sogar die Stadtkommune Wiens erinnerte sich, daß dieser Dichter als Bürger in ihrer Mitte wohnt.



8. Heinrich Laube. 1871.

Grillparzer.

Ich bin kein leidenschaftlicher Verehrer von Jubiläumsfeierlichkeiten, obwohl ich in meiner ersten Lebenshälfte darüber habe klagen helfen, daß verdienstvolle Männer bei ihren Lebzeiten durch Mangel an Auszeichnungen verletzt würden und daß man nur Beamte feierte.

Auch diese letzteren feierte man damals sehr reizlos, sehr phantasielos. „Saurer Wein grins'te im Glase", wie Börne ungefähr darüber schrieb.

Aber daß bloß sichergestellte Leute von so und so viel gesetzlichen Jahren gefeiert wurden und daß kein Mensch daran dachte oder denken durfte, die unsicher gestellten Größen auszuzeichnen, das erschien uns ärgerlich.

Diese unsicher gestellten Größen — meinten wir — seien die Hauptpersonen einer Welt, welche den Fortschritt verbot oder doch nicht fördern wollte. Die unsicher gestellten Größen förderten ihn, indem sie sich frei erhielten von den Fesseln eines Beamtentums,

welches nur innerhalb eines vorgeschriebenen Programms geistreich sein durfte; sie förderten ihn durch freie Erfindungen, wären diese Erfindungen auch nur Gedanken, nur Worte, nur Vorschläge, deren Ausführung nicht zugelassen würde. Kurz, wir klagten über die abscheuliche Undankbarkeit der Deutschen gegen ihre genialen Landsleute und es war Mode, zu sagen: In Deutschland muß man sterben, um gefeiert zu werden.

Das wurde anders, als die Gelegenheit kam, uns freier zu entwickeln. Und nun verfielen wir ins andere Extrem. Der pflichtgemäße Mann, welcher innerhalb streng gezogener Grenzen seine Pflicht ausgezeichnet und mit opfervoller Hingebung erfüllte, er blieb im Schatten und die ungebundene Äußerung nahm alle Aufmerksamkeit, alle Feier in Anspruch. Es regnete Feierlichkeiten und die Jubiläen wurden so zahlreich, daß sie abgeschmackt erschienen. In Leipzig ließ sich ein mittelmäßiger Dichter ein Jubelfest veranstalten, weil er vor zwanzig Jahren sein erstes Gedicht verfertigt, so daß ein vorlauter Mensch mit Erfolg äußern konnte: „'s ist nur schade, daß es nicht sein letztes geblieben ist!"

Dieser Mißbrauch mit Jubiläen hat mich und wohl auch manchen andern mißtrauisch gemacht gegen das monumentale Jubilieren des herrschenden Tages.

Aber die Geschichte ist uns zu Hilfe gekommen, wie sie das immer tut: sie hat uns große Gelegen-

heiten geboten und bei großen Gelegenheiten ist die Feier ein Segen. Große Erinnerungen sind der Sporn zu großen Taten.

Wir haben Schillers hundertjährigen Tag feiern können. Wie stark ist davon die Wirkung gewesen! Wieviel ist dadurch entstanden!

Wir haben eben Beethoven gefeiert und wir erleben jetzt die Freude, einen Dichter feiern zu können, der noch unter uns lebt. Dem achtzigjährigen Grillparzer können wir durch Feierlichkeiten ausdrücken, daß wir stolz auf ihn sind, daß wir ihn lieben und verehren.

Auch Goethe erlebte seinen achtzigsten Geburtstag. Damals waren ausgewählte Kreise in Deutschland beflissen, ihre Freude auszudrücken. Ausgewählte Kreise; das Jubiläum eines Nichtangestellten war eben noch ungewöhnlich. Übrigens war er ja doch eine Art Minister gewesen. Und doch wirkte jenes noch vereinzelte Jubilieren tief. Ich ermesse das an mir selber: ich war ein dreiundzwanzigjähriger Don-Carlos-Dilettant und suchte mein Flandern, meine Gegenstände zur Begeisterung. Schiller hatte ich, aber Goethe noch nicht. Er war mir zu einfach vorgekommen. Jetzt, da die gebildeten Leute ein so großes Wesen machten bei seinem achtzigsten Geburtstage, jetzt horchte ich genauer hin und beachtete zum ersten Male die Gründe und Ursachen, um derentwillen er ein großer Dichter, und nun

las ich ihn von neuem und verstand und fing an zu genießen. Daß er noch lebte, daß er von den einzelnen Feierlichkeiten durch Zuschrift und Zeitungen erfuhr, das fand ich rührend, das erhöhte überaus meine Teilnahme.

Darüber sind einundvierzig Jahre vergangen und nun haben wir in Österreich dasselbe vor und nicht bloß in ausgewählten Kreisen. Unser großer Dichter lebt glücklicherweise auch noch, hat auch sein achtzigstes Jahr vollendet und hört und liest es, wie sehr wir ihn lieben und verehren. Das ist doch eine Feier, die Herz und Geist bewegt, Herz und Geist in beglückender Übereinstimmung.

Es kommt einem wie ein Wunder vor, wenn man das äußerlich so unscheinbare Leben Grillparzers betrachtet, daß dies Stillleben zu einer Feier hat führen können, welche Tausende der gebildetsten Menschen in gedankenvolle Bewegung setzt. Wenn man den schlanken, mittelgroßen Mann mit seitwärts geneigtem Haupte in sich gekehrt und still durch die Straßen Wiens hat gehen sehen lange Jahre, wenn man ihn beobachtet hat, wie er wortkarg im dunklen Erdgeschosse des „Matschakerhofes“ täglich sein kleinbürgerliches Mittagsmahl eingenommen, wie er die vier Stockwerke seiner Wohnung in der Spiegelgasse täglich hinaufgestiegen und sie jetzt noch, ein Greis, geduldig hinaufsteigt, wie er jetzt noch da oben im schmucklosen kleinen Zimmer

ein wenig gekrümmt am Fenster sitzt und Bücher liest — er hat eine kleine Bibliothek sehr wertvoller, meist klassischer Bände, die besten Griechen, Römer, Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer und Deutschen — wie er Bücher liest, deren Lektüre strenge Sammlung erfordert — da fragt man sich wohl: Aus so geringen Verhältnissen, bis zum achtzigsten Jahre des Mannes unverändert geringen Verhältnissen also sind Schriften hervorgegangen von so geistig vornehmem Style, von so hohem poetischen Inhalte? Schlägt aber der alte Herr, welcher da in niedrigem Lehnstuhle sitzt mit niedergesenktem Kopfe, das Auge zu euch auf, das blaugraue schöne Auge, da seht ihr in eine reiche, schöne Welt. Tiefer Ernst, gründliches Wohlwollen, klare Weisheit, anmutig lächelnde, verborgene Schalkhaftigkeit sprechen da gleichzeitig in einem Blicke. Ihr begreift es da mit einem Male, daß hier in dem dürftigen Menschenleibe ein bedeutender Menschengeist lebt und noch völlig lebt.

Welch ein Geheimnis ist's um den Genius! Er mutet uns immer an wie ein Wunder.

Da ist ein junger Student vom Bauernmarkte in Wien oft abends ins Theater gegangen, in die Burg oder an die Wien, und hat still zugesehen, wie man auf der Bühne gespielt und wie man rings um ihn im Parterre stürmisch applaudiert oder leise gemurrt hat, und eines vormittags geht dieser junge Mann auf

die Theaterkanzlei zu Schreyvogel und übergibt diesem ein Manuskript, das Manuskript eines Theaterstückes. Es ist in Folioformat, ist graues, grobes Papier — solides Papier, man kannte damals noch kein Maschinenpapier — und die Schrift ist fein, ist klein. Es ist ein Trauerspiel und heißt: „Die Ahnfrau“.

Schreyvogel erkennt darin Talent und Schwung, dramatische Kraft und Macht. Er will es aufführen, nur soll noch einiges geändert werden. Das sagt er dem jungen Dichter und hört mit Erstaunen, daß der gar nicht leicht auf Änderung eingeht, daß der sehr genau weiß, was er will, und daß er sich nicht einverstanden erklärt mit einigen Zusätzen.

Noch jetzt sagt er: „Was ich je hinterher verändert habe, das hat Verschlechterung hervorgebracht.“

Trotzdem sind damals Veränderungen hineingekommen und gerade sie haben dem Stücke den haut-goût vom Schicksalsdrama eingeimpft, welcher in unseren Literaturgeschichten so lange Zeit gespukt hat. Bequemerweise nannte man und nennt man wohl noch den Dichter einen Schicksalstragöden, was er gar nicht ist, und stellte ihn neben den knochenlosen Houwald, neben den überspannten Zacharias Werner, neben den nüchtern kalkulierenden Müllner, mit denen sämtlich er gar nichts Wesentliches gemeinsam hat.

Sein zweites Stück gleich, „Sappho“, hätte die oberflächlichen Literarhistoriker überzeugen können, daß

hier ein ganz menschlich motivierender Dramatiker sich rasch und mächtig entwickelte.

Es bleibt ein Rätsel, wie ein junger Mann solch eine „Sappho“ hat schreiben können. Wie solche Reife und Überlegenheit in der Komposition mit so einfachen Mitteln ihm erreichbar gewesen.

Wenn irgendwo, so muß man hier auf den Gedanken kommen: es gibt einen Genius, welchen Mutter Natur in einen Menschen haucht von Anbeginn dieses Menschen.

In einer kurzen Reihe von Tagen hat er dies Musterstück geschrieben. Bekanntlich hat ihn jemand auf einem Spaziergange nach dem Prater aufgefordert, einen Operntext „Sappho“ zu schreiben. „Nein, nein!“ hat er gerufen und ist allein weitergeschritten in die einsamen Waldpartien des Praters hinein und da ist ihm die Komposition des Dramas „Sappho“ aufgegangen in allen Hauptumrissen, und heimkehrend hat er das Stück begonnen und hat es in Einem Zuge vollendet.

Sein nächstes Werk war die große Trilogie: „Das goldene Vließ“, deren Mittelpunkt Medea.

Er ist noch nicht dreißig Jahre alt gewesen, als er dies so herb-ernste Werk ausgearbeitet hat. Woher in so jungen Jahren der Blick in die Tiefen und Schmerzen eines leidenschaftlichen Weibes, in die dunkelsten Irrgänge weiblicher Gefühle! Daß ein

junger Mann leidenschaftliche Gefühle schildert, das befremdet uns nicht, wenn diese Gefühle eben nur Wünsche und Begierden enthalten. Wer aber in jungen Jahren diese Wünsche und Begierden nur als Voraussetzungen behandeln und zu den Wurzeln derselben hinabsteigen, der tief unten kriechenden Verzweigung dieser Wurzeln nachgehen kann bis in die letzte Faser, wer dies mit weitschauendem Seherblicke vermag, der ist ein eigener Mensch, und wer es treffend auszudrücken weiß, was er gesehen, der ist ein Originaldichter.

Eigen! Dies ist ein Hauptwort für Grillparzer.

Er hat sehr viel gelernt. Das Material seiner Bildung ist sehr groß. Er hat in allen Sprachen das Beste gelesen und mit klarer Sammlung, mit sicherem Verständnisse gelesen; er ist in aller gebildeten Völker und Männer Gedanken und Formen eingedrungen, er ist in der klassischen, in jeder romanischen wie in der englischen Literatur zu Hause und er weiß genau, was er weiß — aber er schreibt nur Eigenes, er schreibt es nur eigen.

Alles, was er aufgenommen in sich, ist gründlich in ihm verarbeitet, ist in Saft und Blut übergegangen in ihm, hat sich seinem Naturell eingeordnet, untergeordnet. Er hat gelernt, um zu wachsen, nicht aber um nachzuahmen.

Dies sind die Kennzeichen eines klassischen Menschen. Ein solcher gibt nur Eigenes in eigener Art

und nur so entstehen die Muster und was man Typen nennt.

Grillparzer ist kein leichtes, kein geläufiges Muster. So wenig als er nachgeahmt hat, so schwer ist er nachzuahmen und deshalb wird sein Wert und seine Größe von der landläufigen Mittelmäßigkeit kaum erkannt. Seine Eigenheit bringt es mit sich, daß er für die Schablonenkritik ein verschlossenes Buch geblieben, daß ein großer Teil geschäftiger deutscher Kritik heute noch nicht weiß, was die deutsche Poesie an Grillparzer besitzt.

Und doch ist er nicht etwa dunkel, nicht etwa schwer zu verstehen, nicht etwa absonderlich, keineswegs. Klar wie der Bach aus dem Felsen fließt sein Wort, alles berührt er im Vorüberziehen, was am Ufer liegt, alles spiegelt er wider. Es ist gar nichts Gesuchtes in seinen Schriften, alles ist natürlich gewachsen — aber so viele brave Kritiker brauchen die Kennzeichen vom Übernatürlichen, um in Erstaunen zu geraten.

Er erinnert mich wohl an die Felsengewässer von Gastein, von Tüffer, von Wildbad und von Pfäffers. Der Chemiker zuckt die Achseln über diese Gewässer und sagt: „'s ist nichts!" Er weiß die Bestandteile darin nicht nachzuweisen und da sagt er getrost: Es sind keine vorhanden, es kann also auch keine Wirkung entstehen. Die Menschen aber, welche in diesen Ge=

wässern baden, erfahren große Wirkung und zucken ihrerseits die Achseln über die absprechenden Chemiker.

Daß Grillparzer ein Österreicher ist, hat freilich stark dazu beigetragen, ihm in Deutschland die volle Aufmerksamkeit zu entziehen. Gar zu lange hatte man sich daran gewöhnt, nichts geistig Bedeutendes aus dem Reiche zu erwarten, welches die freie Bewegung der Geister so hartnäckig und so grundsätzlich verhinderte.

Und Grillparzer verstärkt das noch durch sein Wesen: er ist ein Österreicher ganz und gar. Das ist ein Etwas, welches oberflächlicher deutscher Kritik unverständlich, unfaßbar bleibt. Ich spreche nicht in politischem Sinne, obwohl der hier gemeinte Sinn mit politischen Grundlagen zusammenhängt.

Lange bevor an eine Animosität deutscher Politik gegen Österreich gedacht, lange bevor in einem preußischen Militärblatte zum ersten Male gesagt wurde, Österreich sei kein deutscher Staat, da wirkte schon das österreichische Etwas in Grillparzer befremdend und verwirrend auf deutsche Kritiker. Sie wissen's heute noch nicht, was sie nicht verstanden, was sie nicht gewürdigt haben, denn sie wissen heute noch nicht, daß solch ein Etwas vorhanden ist. Worin besteht es? Es liegt in dem Charakter der Ostmark und in dem Naturell der Österreicher.

Der Charakter der Ostmark war und ist Ausbreitung deutscher Kultur und Herrschaft nach Osten

hin über nichtdeutsche Völkerschaften im Osten. Das kann nicht bloß mit Feuer und Schwert geschehen, man braucht dazu auch Milde. So entstand eine gleichsam nationale Milde, welche ein Österreichertum wurde. Jeder gute Österreicher nahm an dieser Milde teil und die scharfen Grenzen des Nationalwesens, welche wir heute den Ton angeben hören, waren abgestumpft im Österreicher. Das gedeiht im Poeten zu einer Verklärung der Unterschiede und Gegensätze und erzeugt einen poetischen Charakter, welcher seine Unterschiede und Gegensätze ganz wo anders sucht und findet, als man sie zu suchen und zu finden gewohnt ist. Reiner und höher. Und gerade deshalb ist Grillparzer den gebildeten Österreichern so ungemein wert und teuer und gerade deshalb wird er „draußen" — wie man zu sagen pflegt — nur von den tiefer Blickenden, nur von den geläuterten Geistern gewürdigt. Sie nur begreifen, daß nicht ein Mangel deutscher Gesinnung zum Grunde liegt, sondern eine Erhöhung, ein wichtigstes deutsches Kulturmoment, ein Drang nach Ausbreitung deutschen Wesens und deutscher Vorzüge. Vielleicht deshalb steht Grillparzer der heutigen Jugend nicht so nahe, als er seinen Altersgenossen stand und steht. Jetzt herrscht ein kritisches, ja ein kriegerisches Verhältnis zu den nichtdeutschen Nationalitäten und in Sachen der Eroberung ist der Osten gerade nicht an der Reihe. Er wird schon an die Reihe kommen und dann wird man

entdecken, wer in der Tiefe vorbereitet hat, dann wird man entdecken, daß der Begriff eines Österreichers und eines österreichischen Dichters unschätzbare Dinge sind für Deutschland. Denn wenn eine Nation nicht auch in der Tiefe und in der Milde nach Ausbreitung trachtet, dann steht sie mit den größten, bloß äußerlichen Erfolgen der Waffen gar bald still und verdorrt. Aus den Wurzeln saugt der Baum seine beste Nahrung.

Grillparzers Österreichertum hat ferner ein Etwas, welches nur dem österreichischen Volksstamme angeboren ist. Das ist die Sinnlichkeit, welche die Österreicher so vorzugsweise zum Künstlertume befähigt, eine lebhafte, schöne Sinnlichkeit. Die Abstraktion liegt ihnen fern, alles wird ihnen Gestalt, wird ihnen unmittelbares Leben. Der Fremde braucht sie nur im Theater zu beobachten, wie rasch sie jede künstlerische Wendung verstehen, viel rascher als ein Stamm „draußen“, wie unbefangen sie sinnliche Beziehungen auffassen und aufnehmen, viel unbefangener als ein Stamm „draußen“. Dies sinnliche Stammeselement haucht eine unbeschreibliche Schönheit in Grillparzers Dichtungen. Er ist dabei die keuscheste Natur und das schwierige Problem erscheint in ihm gelöst: daß die Sinnlichkeit im Gedichte vollgiltig auftreten kann, ohne irgend eine niedrige Begierde zu erwecken.

Wie wahr dies ist und wie stark hierin der Unterschied zwischen dem Österreicher und dem Norddeutschen,

das lehrt die Aufführung des Grillparzerschen Dramas: „Des Meeres und der Liebe Wellen", wenn man sie heute in Wien und morgen in einer norddeutschen Stadt ansieht. In Wien die reine Freude an der sinnlichen Liebe Heros und Leanders, in der norddeutschen Stadt eine Art Erschreckens davor und die leise Frage: ob das nicht unsittlich sei?

Dieser sinnliche Zug aus keuschem Herzen geht durch alle Dichtungen Grillparzers wie ein warmer, weicher Luftstrom und macht sie zu Kunstwerken. Es ist sonst herbe Strenge in ihm; der weise Gedanke hat sich in ihm abgeklärt durch Studium und Erfahrung. Fehlte jener warme Luftstrom, dann würde seine Dichtung trocken lehrmäßig erscheinen. Jetzt ruht die Lehre in weichen Armen und die glücklichste Mischung des Gedankens mit sinnlicher Gestaltung macht ihn klassisch.

Darum fehlt es auch in seinen Dramen nie an echt dramatischer Bewegung; der wahre Kunstdrang tritt in ihnen immer wieder mächtig hervor, wenn der bloß geistige Drang eine Zeitlang das Übergewicht zu erhalten scheint — mit Einem Worte: er ist ein großer Künstler.

Dabei sind seine Wendungen der Handlung, sind seine Lösungen der aufgeworfenen Schwierigkeiten immer überraschend, weil immer tief und eigentümlich. Nirgends eine Spur von Schablone, überall waltet die vollkommene selbständige Dichterkraft.

Vielleicht ist es auch seinem Österreichertume entsprungen, daß all seine Dramen entweder in der österreichischen Heimat spielen oder dem Oriente zugewendet sind, nach welchem hin die Ostmark zu dringen und zu wirken hat. Die klassischen Stoffe Sappho, Medea, Hero und Leander gehören ja dem Oriente, welchem die Donau zuströmt. Ihre Wasser im Schwarzen Meere bespülen ja Medeens Küste von Kolchis, rauschen ja zwischen Sestos und Abydos durch den Hellespont, welchen Leander durchschwamm, und kommen ja an den Felsen von Lesbos, von welchem Sappho sich in den Tod stürzte.

Die „Ahnfrau" spielt ersichtlich in Mähren; der mährisch-historische Name Zierotin ist die Veranlassung gewesen zu Borotin.

„Der treue Diener seines Herrn" ist ein ungarischer Stoff und zeigt die liebevollste Pflege eines historischen Bildes, welches der Dichter treu hinstellt, unbekümmert um die moderne Gesinnung, welche einen solchen Dienstmann nicht mehr anerkennen will. Seht ihm nur näher ans Herz, ihr findet da Züge des Rechtsgefühles und der Selbständigkeit, welche zu allen Zeiten ehrwürdig sind.

„Ottokars Glück und Ende" ist der Entscheidungskampf um die Frage, ob die Deutschen einen Großstaat bilden sollen in der Ostmark oder die Slaven, und daß selbst ein vorurteilsfreier Slavenfürst unter-

liegen muß vor dem Gründer eines deutschen Österreich.

Nur mit dem Schauspiele „Weh dem, der lügt!“ scheint er abzuweichen: es spielt in Frankreich. Aber auch da kommt mit dem Bischofe, dessen Lehre als eine vom Osten kommende auftritt, der milde Schluß. Oder, wenn das zu gesucht erscheint, hängt das Schicksal dieses Stückes vielleicht doch mit der Fabel vom Antäus zusammen, der unterlag, sobald er seinen Boden verließ? Es ist das einzige Stück Grillparzers, welches auf der Bühne nicht zur Geltung gekommen ist, und darum liebt er es besonders, wie man ein mißhandeltes Kind besonders liebt. Ganz mit Recht: das Stück ist eine sinnige Arbeit. Er selbst hat ihr den Theatererfolg von Hause aus erschwert dadurch, daß er auf dem Titel „Lustspiel“ bestand, den mittleren Titel „Schauspiel“ verwerfend. Wie die Franzosen Alles „comédie“ nennen, was nicht herb ausgeht. Dadurch wurden die Ansprüche des Publikums von vornherein falsch gestellt; und unter allen Umständen ist es kein Stück von starker Theaterwirkung. Aber es hat eine schöne Seele und reizende Figuren.

Das letzte Stück, welches er noch selbst dem Theater übergab, war „Der Traum ein Leben“. Das ist direkt in den Orient gelegt und ganz der österreichischen Phantasie angehörig. Im Theater fordert dies Stück eben auch die Phantasie des Zuschauers

heraus. Er muß in rascher Operation entdecken, daß ihm bis auf die Höhe der Katastrophe nicht der Inhalt des Stückes vorübergeführt wird, sondern der Inhalt eines Traumes, welcher den Inhalt des Stückes bedingen soll. Diese rasche Tätigkeit der Phantasie ist im norddeutschen Theaterpublikum nicht zu Hause und so hat das Stück dort nicht leicht eine Stätte finden können. Nur in Hamburg, welches die theatralischen Dinge oft gerade so auffaßt wie Wien, ist es rasch verstanden worden. Das ist vielleicht nachzuholen durch vorausgehende Erklärung für das Theaterpublikum und dieser österreichische „Faust", wie man das Stück nennen kann, verdiente solche Vorhilfe. Es ist voll poetischer Weisheit und von reizender Originalität.

Unter den Fragmenten, die man Grillparzer zuweilen aus der verschlossenen Lade entreißt, ist „Esther" wiederum ein orientalisches Thema und „Libussa" wie „Ein Bruderzwist in Habsburg" sind wiederum österreichische Stoffe. Beide Stücke sind ganz vorhanden; jenes behandelt die Heldin der böhmischen Sage, dieses den Kampf zwischen Kaiser Rudolf und Mathias.

„Libussa" gehört zu Grillparzers eigentümlichsten Kompositionen: Märchenhintergrund, lustspielartige Szenen, welche tiefsinnigen Charakteren zur Entwicklung dienen, und mild tragischer Ausgang voll welthistorischer Ahnung.

Der „Bruderzwist in Habsburg“ ist ein historisches Gemälde, welches theatralisch vielleicht zu sehr ausgedehnt ist und deshalb an die nicht vollendete Form der Shakespearschen „Historien“ erinnern mag. Und doch ist es anders und hält den Faden des dramatischen Zusammenhanges fester, eine inhaltreiche, höchst merkwürdige Komposition. Das konservative Element im Staatsleben ist kaum irgendwo so geistvoll und interessant geschildert worden als in diesem wunderlichen und tiefsehenden Kaiser Rudolf. Es ist eine der größten dramatischen Szenen, in welcher ihm die böhmischen Großen den Majestätsbrief abdrängen, und was er ihnen sagt, würde jetzt einen schlagenden, ja für jene Großen vernichtenden Eindruck hervorbringen.

Warum er diese Stücke nicht aufführen läßt? Ein Erfolg, sagt er, mache ihm nur noch ein sehr mäßiges Vergnügen und ein Mißerfolg würde ihn doch betrüben.

Der Kern dieser Äußerung liegt darin, daß er bei seinem hohen Alter mehr und mehr die Öffentlichkeit scheut. Er ist bescheiden im schönsten Sinne des Wortes und ist stolz im Sinne des Shakespearschen Wortes, daß „Größe selbst sich kennt“.

Über das zu streiten, was er besser versteht als eine rasche, wohl auch oberflächliche Kritik, das steht ihm nicht mehr an. Beschauliche Ruhe ist das

Einzige, was er noch zu brauchen meint, und Alles, was ich da schreibe und was wir betreiben zu seiner Feier, das erließe er uns herzlich gern; es beunruhigt ihn.

Er muß es aber doch ertragen. „Würde bringt Bürde“ und uns ist es nicht nur ein Bedürfnis, uns ist es eine Pflicht.

Seine Scheu vor dem Lärmen des Tages hat etwas Mädchenhaftes, etwas Jungfräuliches und sie mag selten sein bei einem so gründlich dramatischen Dichter. Sie ist auch ein Grund, daß seine Schriften nicht hinlänglich bekannt geworden sind. Er war nie dahin zu bewegen, daß eine Gesamtausgabe derselben bewerkstelligt werde. Von seinen kleineren Gedichten weiß deshalb das große Publikum so gut wie gar nichts. „Nach meinem Tode! Nach meinem Tode!“ ruft er stets, wenn man ihm auseinandersetzt, daß die Lesewelt nie dahin zu bringen ist, vereinzelt herausgegebene Bände aufzusuchen. Und wie wünschenswert ist es doch, daß er selbst bei einer Sammlung und Sichtung seiner Schriften das aufklärende und entscheidende Wort sprechen könnte!

Vielleicht reift ihm die jetzige Feier seines Dichterlebens die Entscheidung dafür.

Und nun frag' ich schließlich: Ist das ein österreichischer Dichter, welchen der Österreicher mit Recht feiert, welchen jeder Deutsche feiern soll? Wahrlich, er

ist es. Wohl dem Lande und Volke, welchem solche Propheten gegönnt sind! Sie verherrlichen es für Jahrhunderte; und Grillparzers werden sich unsere sinnigen Kinder und Enkel noch dankbar erfreuen. Denn die Werke eines geborenen Poeten, eines echten Künstlers tragen die Dauer im Herzen.

Heinrich Laube.



9. Moritz Mandl. 1871.

Grillparzer.

Eine Grillparzer-Feier? Mir ist, als sähe ich über das Antlitz des edlen Dichters das Lächeln des heiligen Unglaubens ziehen und aus seinem Mienenspiel den Gedanken heraustreten: „O nichtige Äußerlichkeit, mußt du mit meinem Namen dein Spiel treiben!“ Und es ist leider nicht eine böse Einbildung, daß in dieser oder ähnlicher Weise der greise Altmeister unserer Poesie der allgemeinen, gewiß echten Feier, welche man ihm — wie anders wäre es denn nur auch möglich? — zu seinem achtzigsten Geburtstage bereiten wird, gegenübersteht. Grillparzers Stimmungen sind wohl überhaupt nicht geartet, solchen Feierlichkeiten entgegenkommenden Sinn widmen zu können; heute drückt ihn schwer die Last des mit schweren Gebresten behafteten Daseins und er pflegt in den ihm gelegentlich abgeforderten Stammbuchversen dies scharf genug auszudrücken. Aber nicht minder betrübend ist, daß der zu feiernde Dichter die Feier wie einen Widerspruch anschaut zu der in seinem Vaterlande gegen ihn herrschenden Stimmung

und Beurteilung. Und wie könnte man sich über dieses verdüsterte Bewußtsein des greisen Künstlers einer auch noch so flüchtigen Täuschung hingeben, da die Werke desselben gerade aus der reifsten, bedeutungsvollsten Zeit seines Schaffens, mit dem Banne des Verfassers belegt, vorenthalten werden, so daß wir von dem, was Grillparzer seit drei oder vier Jahrzehnten geschaffen, kaum etwas wissen — Bruchstücke wie das herrliche der „Esther" ausgenommen, welche die Entfremdung des Dichters kaum zu mildern vermögen.

Wir sprechen von einer Grillparzer-Feier, was wäre natürlicher, näherliegender, als daß das Burgtheater eine solche mit einem der nichtaufgeführten Bühnenwerke begeht? Nun, wir wissen, daß man daran gedacht hat. Man versuchte Grillparzers Einwilligung zu einer ersten Darstellung der „Libussa" zu erlangen; an diesem Gedichte hängt er selbst mit aller künstlerischen Innigkeit, es hätte die Bedeutung hocherfreulicher Versöhnung, wenn er den unzweifelhaften Erfolg desselben, den voraussichtlich alles gewöhnliche Maß übersteigenden, noch erleben könnte. Wir bedauern, daß man dies nicht hoffen darf; Grillparzer hat, wie man vernimmt, die unumgängliche Einwilligung nicht erteilen wollen.*)

*) Wir entnehmen dies einem Schreiben des Burgtheaterdirektors Wolff an einen Freund, in welchem es heißt: „Unmittelbar nach dem Antritte meines Amtes hatte ich mich an

Unter solchen Umständen drängt sich vor der Feier, welche Aller Herzen ein Bedürfnis ist, diese Entfremdung Grillparzers gegen seine ganze Zeitgenossenschaft als eine so peinlich quälende Erscheinung auf, daß es den Gefühlen für das Fest an Wahrheit mangeln müßte, wenn man nicht aus Anlaß der Feier jene trübe Erscheinung zur Sprache brächte, hoffentlich zu ihrer Versöhnung beitragend. Wie jene Tatsache dem Publikum nicht bekannt ist, das bei den Aufführungen Grillparzerscher Meisterwerke mit Entzücken lauscht und mitlebt, so sind ihm die Gründe fremd und ist es daran unschuldig, wenn sich sein geliebter Dichter — wir gebrauchen sein eigenes, hartnäckig von ihm behauptetes Wort — „vergessen glaubt". Die Ursachen für diese Voraussetzung des Meisters liegen zumeist in der Aufnahme seiner früheren Dichtungen. Die „Ahnfrau" schon, welche man als ein der Schule der Zacharias Wernerschen oder Müllnerschen Fatalismustragödien zugehöriges, mit vollen Segeln nach Wirkung steuerndes Theaterstück (durch persönliche und sachliche

Grillparzer um die „Libussa" gewendet, da ich meine hiesige Wirksamkeit nicht würdiger glaubte beginnen zu können, als durch Vorführung einer neuen Bühnendichtung des vaterländischen Altmeisters; es war damals vergeblich und als ich nun durch dem Dichter nahestehende Personen demselben meinen — gewiß des ganzen Wiener Publikums Wunsch vortragen ließ, seine bevorstehende achtzigste Geburtstagsfeier durch die erste Aufführung der „Libussa" zu feiern, war auch dies vergeblich."

Gründe getrieben) bekämpfte, brachte unserem Dichter den ersten Lorbeer mit scharfen Dornen untermischt. Die Vorwürfe hatten hier ihr Gutes: der Meister lehnte sie ab und verließ die bedenkliche Bahn rasch und für immer. Desto tiefer kränkte es ihn, auf den neuen Wegen den alten Gegnern und dem nie alternden Unverstand und Mißverstand zu begegnen. Wir sind nun an der Quelle der Stimmungen Grillparzers.

Drei Werke von Grillparzer sind es, deren Aufnahme den Dichter in jene tiefbetrübende Abgewandtheit von seiner Mitwelt, welche trotz Allem nur scheinbar ist, gebracht. Von diesen beiden ist das Lustspiel: „Weh' dem, der lügt", weil es zu schattenhaft, auf der Bühne nach aller Voraussetzung nicht wirkungsfähig; mindestens ist es selbst dem getreuesten Bewunderer Grillparzers, Dr. Laube, nicht gut erschienen, auch dieses Bühnengedicht gleich den anderen der Bühne versuchsweise zurückzugeben, von der es einst allzu streng vertrieben wurde. Jenes Lustspiel kann also wohl außer unserer Betrachtung bleiben und diese sich auf „König Ottokars Glück und Ende" und „Ein treuer Diener seines Herrn" beschränken. Diese Stücke sind auf unseren Bühnen wieder eingebürgert; ihre Geschichte, wie deren Mißverständnis Grillparzer gekränkt, wie es uns um ein ununterbrochenes Verhältnis des Dichters zur Nation, das beiden gleich ersprießlich, gebracht: das soll hier in raschen Zügen vergegenwärtigt werden.

Am 19. Februar 1825 wurde Grillparzers „Ottokars Glück und Ende“ im Hofburgtheater zur ersten Darstellung gebracht. Die allgemeine Erwartung auf das lange vorher angekündigte Werk war zum Höchsten gespannt. Ein ungeheurer Andrang hatte statt; zum Vorteile der vier Regisseure Koberwein, Koch, Krüger, Korn wurde die Vorstellung gegeben. Die vaterländische und dynastische Bedeutung des geschichtlichen Schauspieles drückte schon die Ouvertüre, in welche die Weise der „Volkshymne“ verwebt war, aus.*)

Das Stück, in welchem der Dichter zum ersten Male den Boden einer noch der Gegenwart bedeutsamen Zeit betreten, hatte allseitig den glänzendsten Erfolg; es ist zehnmal ohne Unterbrechung gegeben worden. Gleichwohl bildeten sich bei der öffentlichen Beurteilung zwei Parteien; die eine, welcher Hormayrs „Archiv“ das Wort lieh, pries den Dichter und hob die der Dynastie gezollte dichterische Verklärung wohl um etwas mehr heraus, als es eben nötig gewesen wäre. Ein Widerspruch hiegegen war damals aus gar vielen triftigen Gründen nicht möglich; man erhob sogar den Vorwurf, Rudolf von Habsburg sei in der Szene, wo, als Ottokar kniet, die Zeltvorhänge gelöst werden, zu klug dargestellt, was eine Änderung veranlaßte. Dennoch

*) Zum Überflusse wurde auch noch zum Schlusse ein Epilog vom Dichter Zedlitz gesprochen, der die gleiche Tendenz ausspricht, jedoch in viel schlechterer Melodie.

mäkelte man an dem Stücke; es beleidige das böhmische Volk, wußte man unter anderem zu tadeln an einem vaterländischen Bühnenwerke, das vom Österreicher also sprach:

> s' ist möglich, daß in Sachsen und beim Rhein
> Es Leute gibt, die mehr in Büchern lesen;
> Allein was nottut und was Gott gefällt,
> Der klare Blick, der helle, richt'ge Sinn,
> Da tritt der Österreicher hin vor Jeden ....

und in welchem Rudolf von Habsburg die künftigen Aufgaben seines Herrscherstammes also in flammenden Worten ausspricht:

> Nicht Habsburg bin ich, selber Rudolf nicht,
> In diesen Adern rollet Deutschlands Blut
> Und Deutschlands Pulsschlag klopft in diesem Herzen!

Während man solche Losungsworte, der damaligen Zeit angemessen, mehr oder minder gleichgiltig aufnahm, fand man „die mit Österreich vereinigten Nationen" hart mitgenommen, sowohl Kärnten als Steiermark, Ungarn und „Böhmen besonders". Der Dichter hatte Ottokar sagen lassen:

> Ich weiß wohl, was ihr wollt, ihr alten Böhmen:
> Gekauert sitzen im verjährten Wust — —.

Dies nun und Ähnliches wurde dem Verfasser übel ausgelegt, natürlich nur von üblen Auslegern.

Doch fanden die Stimmen den Weg zur Öffentlichkeit, unreinere Äußerungen vermengten sich mit gedanken-losen, sich als freimütig geberdenden Erörterungen, welche endlich den sonst unabhängigen Dichter ver-stimmten. Er mußte aus seinem Volke heraus auf Widerhall gerechnet haben, wenn er die Stimme der Geschichte erschallen ließ. Daß es nur Stimme bleiben konnte, mußte ihn schon schmerzen. Und noch verkannt zu werden? Die Frage warf sich Grillparzer nicht auf, ob ein Volk, ohne das man von jeher seine Geschichte gemacht hatte, mit Einem Male unter der elektrischen Berührung des poetischen Funkens ein Leben empfangen konnte, das man in allen Beziehungen von ihm ab-gewehrt hatte. Bei freien Völkern muß man die Har-monie mit ihrer Geschichte suchen, den unfreien ist sie nur der Schacht drückender Erinnerungen, der alte Ruhm selbst ist nicht sein eigen. Es gibt Ausnahmen, mit einzelnen Gestalten fühlt sich das Volk Eins; die Frage war, ob Grillparzer eine solche ergriffen hatte. Der Dichter hat das gefühlt und sein Rudolf von Habs-burg ist ein Meisterbild, reich an volkstümlichen Zügen wie an tiefem Staatsgeiste. Aber es ist selbstverständ-lich, daß auch das nur eine Bevölkerung ganz wür-digen konnte, welcher ein selbständiges geistiges Leben gewährt war.

Die Aufführung des nächsten Grillparzerschen Stückes: „Ein treuer Diener seines Herrn“, steigerte

in manchem Betracht die Mißverständnisse, womit man der Dichterlaufbahn des kaiserlichen Beamten gefolgt war, dem man ausgezeichnete Fähigkeiten niemals bestritten hat. Das Werk wurde am 27. Februar 1828 zum ersten Male gegeben und auch diesmal teilte sich das Urteil; der Vorwurf wurde erhoben, es werde in dem Stücke lediglich eine unbedingte Untertanentreue gepredigt und verherrlicht — als Schauspiel habe es große Gebrechen. Man erzählt, die Kaiserin Karolina Augusta habe das Bühnenwerk bei dem Dichter bestellt,*) es sollte ihre Krönung zur ungarischen Regentin verherrlichen, man fand es aber dazu nicht geeignet. Dagegen erkannte Kaiser Franz, daß es den Poeten in den Geruch des Servilismus bringen werde, und man fügt hinzu, er wollte die ferneren Aufführungen hindern und das Stück deshalb ankaufen. Sei dem wie immer, es sind jene Mißverständnisse entstanden und heute, wo man unbefangen urteilt, begreift man, daß sie entstehen konnten.

Der Verfasser schuf später jenes reizende Gedicht: „Der Traum ein Leben“, welches als ein Meisterstück immer anerkannt und aufgenommen werden wird. Dann folgte der schon erwähnte Mißerfolg des Lustspiels: „Weh' dem, der lügt“, welcher den Dichter

*) Mündliche Mitteilung von einer dem Dichter nahestehenden Person.

so tief verletzt hat, daß von dieser Zeit an seine Arbeiten mit dem Bann, im Pulte zu verbleiben, belegt blieben.

Soweit, wie das Biographische Lexikon Wurzbachs es angibt, daß der Meister als letzten Willen geboten, die Werke zu vernichten, ist Grillparzer nicht gegangen, wie wir bereits vor Jahren an anderer Stelle mitteilen konnten. Wahr aber ist, daß die Siege, welche einst mißverstandene Werke errungen, die ihrem Dichter von keiner Seite mehr vorenthaltene Anerkennung seine düsteren Vorstellungen nicht zerteilt haben. Welch erschütternder Anblick, daß der vor allen Anderen Österreich im Herzen tragende Dichter sich um dessentwillen vom Volke Österreichs verkannt und mißverstanden glaubt!

Grillparzer hat drei Kaiser die Krone Österreichs auf ihr Haupt setzen sehen; drei große, von den sturmvollsten Ereignissen durchtobte Zeitabschnitte hat er miterlebt mit dem bewegtesten, anteilsreichsten Herzen. Er war nie und nimmer einer jener Schmeichler, welche auch noch in die Poesie das niedrige Wort der Unterwürfigkeit unter hohle Machtgebote einführten. Das Gedicht, welches er nach einer mit kaiserlicher Unterstützung gemachten Reise veröffentlicht, hat die Polizei in ihre Krallen genommen. Als Beamter ist er vierzehnmal präteriert, das ist in der regelmäßigen Vorrückung übergangen worden; man hat kaum je von ihm ver-

langt oder erwartet, daß er seine dichterische Kraft auf Handlangerdienste für die Unfreiheit verwenden könnte. Aber andererseits trennte sich in Grillparzers Anschauung Haus Österreich und Volk Österreich niemals; wenn er mit reiner Begeisterung den Stammvater des Herrschergeschlechtes im Ruhmesglanze darstellte, so hat er herrlicher fürwahr noch den Volksstamm gepriesen in jenen unvergänglich schönen Worten, die nur ein wahrer und wahrhafter Dichter zu seines Volkes Weihe finden konnte; wir meinen den Ruhm Österreichs, welcher Ottokar Horneck (dem Verfasser der als Geschichtsquelle bekannten „Reimchronik") in „Ottokars Glück und Ende" in den Mund gelegt wird. Wer sein Volk so liebt, so kennt, der treibt keinen Servilismus in dem Sinne, wie er mit Recht verpehmt ist. Es ist nicht nötig, dies zu beweisen, nur der gedankenlose Troß kann es jemals bezweifeln. Niemals konnten die Beziehungen unseres teuren Dichters zur Dynastie, welcher Art sie auch waren, ihn zur Gesinnungsentäußerung bewegen. Wenn er sagte: „Ich bin des Kaisers", so mußte man wissen, wie er es allein meinen konnte, um zu verstehen, wie er es gemeint hat.

Im Argwohn liegt eine unheimliche Macht, die edelste Natur verfällt ihr am leichtesten. Indem sich Grillparzer mißverstanden sah, fürchtete er stets mißverstanden zu werden, und um dem ein- für allemal vorzubeugen, verzichtete er auf jeden Kontakt mit dem

Volke, das ungebührlich an ihm verfahren; er hätte wohl niemanden milder behandelt als dieses, das unter dieser Strenge die reifsten Werke seines besten Dichters zunächst verloren hat.

Grillparzer, welcher Österreich verklärt hat wie kein anderer, hat es so geliebt, wie man nur das vollkommenste Vaterland lieben kann. Deshalb hatte er die Unabhängigkeit und den Mut, im Jahre des Sturmes und Dranges, als der Staat in allen seinen Grundfesten bebte, Radetzky zuzurufen: „In deinem Lager ist Österreich!" Er sah eben kein anderes zusammenhaltendes Element als das Heer; wie er im Haus Österreich Alles, was der Staat sein konnte, sich vorstellte, so war ihm der alte Held in seiner Treue und Biederherzigkeit der Vorkämpfer Österreichs und seines Bestandes. Wenngleich er nun über diese seine Empfindung nicht hinausging und nie der Reaktion irgend welche Dienste leistete, so hat die Revolution ihn doch ebenso mißverstanden wie einst der Spießbürger seine Werke. Wir wollen dem Verfasser der „Sappho" übrigens nicht schmeicheln und nicht vorgeben, daß er seinen Fuß in das Lager der Demokratie setzte. Dieses frisch aufgeschossene Parteitreiben begegnet in mancher Beziehung seinem Mißtrauen; das Ausschroten so vieler allgemein geläufiger Schlagworte in der Presse, dem Volksstücke, auf der Tribüne ist nichts, was auf einen so scharf blickenden Mann auch nur

im mindesten wirken könnte. Er ist in dieser Beziehung wie Goethe, „die Zeit hat ihm einen fremden Zug“, das Freiheitsgebrülle wird leer und lästig, die Schlagworte sind nur „leere Schälle“, die „liberale Gesinnung müßte im Gemüte sein“, wo so Wenige sie hegen. Darum ist aber Grillparzer doch jede große Stufe zur Freiheit mit hinaufgeschritten. Lange bevor es gestattet war, hat er seinen Bannstrahl — jener der Poesie äschert ein, was er trifft, und erleuchtet jene, die es sehen — gegen die geisterschändende Kirche geschleudert, und wie er seine welke Hand an die Standarte der Verfassung klammerte, so hat er mit ihr die Verurteilung des Konkordates unterschrieben. Was ist ihm also vorzuwerfen, ihm, der die Berührungen mit einem gewissen Teile des öffentlichen Lebens scheute, weil er zu gesinnungsrein war, um in Worten zu prahlen? Man verlange doch nicht, daß Jeder der Freiheit in gleicher Weise diene, die Freiheit kann den Dichter „Ottokars“ so wenig entbehren als Österreich seinen herzgetreuen Bürger — wir können ihm zurufen: „In deinem Herzen ist Österreich!“

Überzeugungen wie die hier ausgesprochenen beherrschen alle gebildeten Kreise der Hauptstadt. Nur verstärkt können sie werden, wenn einst ein anderes Bühnenwerk Grillparzers zu Tage kommen wird, „Rudolf II.“, welcher, seit vielen Jahren vollendet, der Nation vom Dichter mit Selbstverleugnung vorenthalten

wird. Mit Selbstverleugnung — denn in diesem ganz im Shakespeareschen Stile angelegten Bühnengedichte würden die Vergötterer des Schlagwortes manches schlagende Wort mit Entzücken in die Vorratskammer der Freiheit tragen, wie etwa den Vorwurf an den Adel, daß „er das Volk immer gleich Nullen ansehe, nur gut, ihm den Vorrang zu verleihen“, während Dank und Wert dem Volke entzogen bleiben. Während in „Ottokars Glück und Ende“ die Aufgabe des Dichters mehr dahin drängte, allen Glanz einer ruhmreichen Zeit um das Haupt Rudolfs von Habsburg und diesen im Lichte geschichtlicher Bedeutung erstrahlen zu lassen, ist Rudolf II. ein ganz anderer Held mit dem Zwiespalt im Herzen, im Leben, im Handeln! Demgemäß sind Entwurf und Ausführung des Stückes ernst bis zur Schroffheit und es läßt sich erraten, daß die höchsten Staatsprobleme selbst hier in das Gedicht hineinragen. Alles dies hat der Dichter für jetzt den Zeitgenossen verschlossen, nur sehr enge ist der Kreis Jener gezogen, welche einige Auskunft über die Bedeutung jener Bühnendichtung geben können. Wir begnügen uns, festzustellen, daß die Quelle sich erst noch erschließen muß, in welcher Grillparzer seinen tiefen, freien Geist im klaren Spiegel uns zeigt.

Darum sind aber alle Mißverständnisse geschwunden, weil sie vor einer unbefangenen Würdigung nicht bestehen konnten. Wer denkt noch bei Ottokar oder

Bankbanus an Servilismus? Die hohe Vertrauensstellung als kaiserlicher Sekretär, welche der Dichter hatte, war für ihn nie ein Grund, den Mann an den Höfling zu tauschen. Beethoven, Grillparzers vertrauter Freund, war Republikaner, darum ging er ganz ungescheut in der Hofburg aus und ein; man mußte die Polizei warnen, ihm es nicht entgelten zu lassen, daß er in der Kneipe die Regierung in der unerbittlichsten Weise verunglimpfte. Es ist das merkwürdig, daß in Österreich Gegensätze von so schneidender Schärfe in den Personen nicht die ganz ungetrübten Beziehungen störten. Ob sich hierin Leichtsinn oder Überlegenheit ausspricht, genug daran, daß die amtliche Stellung Grillparzers — und wir haben gesehen, daß er oft genug mit ihr in Widerstreit kam — ihn nicht unfrei machte. Unser Dichter mag dieses Amt sogar um deswillen schätzen, weil es ihn frei machte von dem Kampfe mit Verhältnissen, welche diese edle, leichtverletzliche Natur wohl im ersten Angriffe zerstört hätten. Nichts als seine Muse hatte Grillparzer; wie viel hätte ihn von ihr getrennt, wenn er auf den Markt hätte steigen müssen, sich im Gewühl des Kampfes um das Dasein zu erhalten, zu retten? Davor hat das Amt den Meister bewahrt, das Leben hätte viel drückendere Anfechtungen erhoben.

Dennoch ist es Schwarz auf Weiß zu lesen, in so und so vielen Literaturhistorien: „Der österreichische

Dichter Grillparzer ist unter dem Drucke der österreichischen Zustände usw." Und etwas Wahres ist daran; je mächtiger in einem Staate Widerspruch, tiefinnerer Zwiespalt das Leben zerrüttet, desto gewisser wird das der Dichter des Volkes sein, welcher jenen Zwiespalt schaut und lebt und, wenn es die Natur verleiht, auch löst. Wir werden unsern Dichter nie begreifen, wenn wir nicht verstehen, wie tief dieser Widerspruch alles Lebens in Österreich in ihm genagt hat. Nicht weil ein Stück von ihm unwürdig aufgenommen wurde, hat sich sein geistiges Leben so verdüstert; nein, aber so oft Österreich bei der Geschichte durchgefallen ist, hätte er Gott selbst herausrufen mögen, daß er seine Schicksalstragödien verbessere. Er hatte einst Rudolf von Habsburg sagen lassen, daß Österreich der Pulsschlag des deutschen Reiches sei — wohin ist es gekommen? Er hatte Rudolf sagen lassen: „Österreich zwingt nur Österreich"; aber kann dieser letzte Trost noch heute einer sein? Wer jemals dem greisen Dichter in sein Angesicht hat schauen können, begreift, wohin ein solcher Ernst im Fühlen und Sinnen den Mann führen mußte, welcher Österreich mit seiner Muse überall begleitete, überall, und wenn es nur noch das Lager als letzte Zuflucht gab.

Wir haben Grillparzer schildern wollen, wie er zu „Haus Österreich" sich stellte, wie zum Volke Österreichs. Wie der echte Dichter es mußte; es bleibt

kein Mißklang zwischen ihm und uns! Von allen Poeten der Gegenwart ist es wieder unser Meister, welcher die Poesie der Empfindung in ihrer heiligen Vollpracht vertritt. Wir haben in Österreich die Meister der Tonkunst versammelt gehabt; sie gehörten, Beethoven wie Mozart, uns an. Und ein Land, das dem Jahrhundert die höchsten Offenbarungen in der Kunst gespendet, hätte seine Rolle ausgespielt? Grillparzer hat dieses Österreich mit seinem tiefsten Gefühle umfaßt und bei Gott, es dürfte ihm bei seinen Lebzeiten Niemand zu sagen wagen, daß sein Vaterland statt des Geläutes der Einheit sein letztes Stündlein geschlagen glaubt.

Wir stehen inmitten von Ereignissen, welche Österreich in einer oder der anderen Weise vor große endgiltige Entscheidungen stellen; welches Verhängnis die Zukunft auch bringe, wir stehen und fallen fernerhin doch nur mit dem deutschen Volke. Grillparzer hat es nie anders gedacht; Österreich sollte den Stämmen des Ostens, die „im verjährten Wust kauern“, das Licht deutschen Geistes, die Oriflamme der schönsten Weihen vortragen. In seinen ihm selbst am höchsten stehenden Schöpfungen hat er das ausgesprochen, sein bestes Herzblut dieser Idee Österreichs gewidmet. Dies Juwel seiner Liebe, Krone Österreichs, nimm es auf, keines ist neben diesem eine Kostbarkeit! Und wenn im Zwiespalt der Wirklichkeit nichts mehr die Stämme

Österreichs zu einigen vermöchte, die Liebe zu Grillparzer sollte dies noch vermögen und der Chor aller Völker Österreichs dem gefeierten, greisen Sänger zurufen:

„In deinem Lager ist Österreich!"

M. M.



10. Karl von Holtei. 1871.

Franz Grillparzer.

Nachklänge aus vier Jahrzehnden.

Von Holtei.

Von den umfassendsten Vorbereitungen, welche in Wien für des Dichters achtzigjährige Geburtsfeier getroffen worden sind, hat der dortige Korrespondent in seinem vortrefflichen Feuilleton, Nummer Eins dieser Zeitung am Neujahrstage schon Erwähnung getan. Er knüpft daran allerlei, wenn auch sehr diskrete Bedenken. Andere Journale haben desgleichen Einwendungen erhoben. Dürfen wir nach dem Verfahren, welches das aus vielen Wiener Damen aller Stände und Klassen zusammengetretene Komitee Breslau gegenüber einschlug, einen Schluß auf andere Gegenden Deutschlands ziehen, dann müssen wir eingestehen, daß es nicht zweckmäßig war. Denn die Einladung zum Subskribentensammeln wurde an einen hiesigen hohen Würdenträger adressiert, dessen Amt und Beruf jegliches persönliche Interesse am Theater und an theatralischer Dichtung, wo nicht ausschließt, doch ihm geradezu unmöglich macht, in

seinem Namen eine Liste kolportieren zu lassen, deren Einleitung mit den Unterschriften beliebter Schauspielerinnen geziert ist. Von dieser Seite konnte keine Förderung der Sache weder verlangt noch erwartet werden; trotz der aufrichtigen Wertschätzung, die der so unpassend in Anspruch Genommene den Verdiensten des Dichters zollt.

Der Verfasser bekennt gern, daß er im Angedenken seines langen freundschaftlichen Umgangs mit Grillparzer, solch ehrenvollen Auftrag für die schlesische Heimat erhofft und gewünscht hatte. Doch da man ihn dessen nicht gewürdiget, wär' es anmaßend gewesen, sich aufzudrängen. So ist denn nichts geschehen; und so werden Breslau und Schlesien nicht aufgezeichnet stehen, wenn man die auswärtigen Geber zum schönen Zwecke überzählt.

Das ist, die Wahrheit zu sagen, nur von idealer Seite beklagenswert. Auf großen reellen Erfolg war ohnehin nicht zu rechnen. Einesteils, weil heilige Pflichten, welche die Sorge für unsere tapferen Krieger und deren Hinterbliebene uns auferlegt, schwere, fast erschöpfende Anstrengungen fordern. Andernteils aber auch, weil Grillparzers Poesie in unsere Bevölkerung wenig eingedrungen. Hat er doch nie nach dem zweideutigen Ruhme gestrebt, ein Mann revolutionärer Bewegung zu heißen. Er gesteht vielmehr:

„Das Schöne, das ein Rätsel uns, den Schwachen,
Ihr habt's gelöst durch Vordersatz und Schluß;
Zwar könnt ihr's vor der Hand nicht wirklich machen,
Doch wißt ihr, wie man's machen soll und muß.“

„Kehrt einst die Zeit der Selbstbegrenzung wieder, —
Die Gräber, die ihr grubt, sie öffnen sich.
Für eure Enkel sollen meine Lieder,
Die klein, wie eure Väter und wie ich!“

Nein, die Fortschrittspartei, in ihren vielfältigen Nüancen, wird sich für ihn niemals erwärmen. Er ist, denk' ich, kein Dichter für sie. Ohne sie jedoch wird ja keine „öffentliche Begeisterung“ mehr in Szene gesetzt. Hier wenigstens nicht.

Von den Konservativen stand eben so wenig zu erwarten. Die bekümmern sich selten um einen Poeten, der Tragödien schreibt. Auch mögen sie den, welchem die Feier gilt, für einen „Schwarzgelben“ halten, was er allerdings im höchsten reinsten Sinne ist. Als ob das ein redlicher Österreicher nicht sein sollte!? Im allgemeinen ist er hierorts wenig bekannt, was unglaublich klingt und dennoch leider wahr ist. Dies aus leicht begreiflichen Gründen.

Die Zeit, wo „Sappho“ in ihrem Dichter geliebt wurde und Er in ihr; wo eine Sophie Schroeder sich mit ihm in reichlich gespendete Kränze teilte, ist längst dahin. Auch jene Schauer, welche die „Ahnfrau“ erregte, würden sich heutzutage schwerlich einstellen. Dazu

gehörten gläubige Theaterbesucher. Das sind Gefühle, welche von politisierenden Tendenzschriftstellern siegreich unterdrückt sind. Auf unsern Bühnen erscheint Meister Franz nur dann bisweilen, wenn eine reisende Künstlerin, wie die Bürk-Bayer, etwa einmal auf der „Liebe und des Meeres Wellen“ vorüberschwimmt, oder eine Ziegler „Medeas“ Flüche donnert. Sie werden gelobt — des Dichters gedenkt kaum Einer dabei.

Aber die Lesewelt? — Ja, da sitzt's! Die hat der mit der Gegenwart grollende Hypochonder gewissermaßen selbst von sich gestoßen, indem er sich ihr entzog. Er gestattet keine neuen Auflagen seiner längst vergriffenen Dramen. Jeder armselige Theaterschriftsteller (ich bin ein lebendiges Beispiel) veranstaltet Gesamtausgaben seiner mit Glück oder Unglück aufgeführten Versuche! Der Meister, der tiefe Denker, der gewaltige Beherrscher einer eigentümlichen, ideenschweren Diktion, der Dichter Grillparzer zuckt, ironisch lächelnd, die Achsel, wenn der Freund ihn bei ihm selbst verklagt, daß er so ganz und gar nichts getan hat, oder nur geschehen läßt, zur Verbreitung seiner Geisteskinder. Hauptsächlich in der wirklichen Schwierigkeit, derselben habhaft zu werden, such' ich die Ursache, weshalb solch hochbegabter Dichter nicht mehr gelesen wird. Sogar von Menschen nicht, die sonst in und mit der schönen Literatur leben. Mir ist ein Gespräch unvergeßlich zwischen mir und dem verstorbenen, vielbetrauerten

Gymnasialdirektor Dr. Schönborn, dem in Breslau lange segensreich wirkenden Schulmanne. Es war bei Gelegenheit eines Aufsatzes über Anastasius Grün, dessen Inhalt ihm zusagte, in welchem er nur eine auf Grillparzer bezügliche, meine Hochachtung für diesen ausdrückende Stelle mißbilligte. Ich setzte mich zur Wehr, suchte meine Ansicht zu rechtfertigen, und rückte unter anderem mit „König Ottokars Glück und Ende" vor, als mit einer Tragödie, deren erster Akt mir fast so hoch stünde, wie Schillers unerreichbare Exposition des „Demetrius". -- Was ergab sich? Der gelehrte Philologe, der scharfsinnige Beurteiler deutscher Literatur, gestand ehrlich zu, daß er, ein seltener Theaterbesucher, nur die „Ahnfrau" kenne, die er zufällig einmal darstellen sah. Von dieser Schicksalstragödie ging seine Verdammung Grillparzerischer Poesie aus; an jene Erinnerung knüpfte sich des vortrefflichen Mannes — (wenn das am grünen Holz geschieht ꝛc. . . .) Abneigung wider einen „Nachahmer des Weißenfelser Mitternachtkrakehlers". —

Als ob selbst Adolf Müllner nicht einen Vorgänger in diesem Gebiete gehabt hätte, auf den „die Schuld" einen Teil ihrer Schuld schieben könnte; als ob „die Braut von Messina" nicht auch durchs blinde Fatum tyrannisiert würde!?

„Die Ahnfrau!" — mit diesen drei Silben wähnen viele kluge Leute Grillparzers Muse abgefertiget zu haben.

Ich weiß mich noch recht gut zu erinnern, wie der damalige dramaturgische Direktor des Breslauer Theaters, Professor Rhode, sich ausließ über die in Masse eingelaufenen, durch Müllners epochemachende „Schuld“ ins Dasein gerufenen, zum Nichtsein geschaffenen Machwerke: Es ist schauderhaftes Zeug darunter; die meisten wirft man beiseite vor Ablauf des ersten Auftritts. Aber ein Gedicht befindet sich dazwischen, das trägt den sichtbaren Stempel des Genies; übertrifft Müllners Arbeit bei weitem. Es ist graß, muß jedoch große Wirkung machen.

Das war die Ahnfrau! Rhode hatte richtig prophezeit. Mag sie eine Jugendsünde gescholten werden. Vielleicht ist sie das. Aber was für Eine! Jeder angehende Autor dürfte sich glücklich preisen, mit solcher Jugendsünde seine Laufbahn zu eröffnen. Waren vielleicht „Die Räuber“ nicht auch etwas dergleichen? O sündiget, sündiget munter darauf los, liebe, krittelnde Anfänger — wofern ihr's vermögt! Derlei Sünden sollen euch bald vergeben sein, gar wenn ihr durch Taten beweiset, daß ihr vom überraschenden Effekt einer blendenden Erscheinung, als welche Müllners abnormes Trochäenspiel damals in jambische Einförmigkeit gleichsam wie ein Meteor hineinplatzte, ebenfalls überrascht und verleitet, den momentan eingeschlagenen Irrweg, trotz allem darauf errungenem Beifall selbständig ein sicheres Ziel verfolgend, meiden wolltet — und konntet!

Welch ein Schritt von der Ahnfrau zu „Sappho“!

Ich will nicht von Wien reden; dort verstand sich's von selbst, denn es war ja ein Wiener Poet, der seinen leichtentzündbaren Landsleuten eine vom üppigsten Dufte durchwehte Blumenfülle darbot. Ich will auf Berlin hinweisen. Gewiß leben noch Theaterfreunde, welche der Triumphe gedenken, die Amalie Wolff, Luise Rogée, Rebenstein, P. A. Wolff dem jungen Autor bereiten halfen. Welche noch Sophie Schroeder auf ihren Siegeszügen als Sappho bewundert haben. Damals klang sein Ruhm durch alle deutsche Städte; hallte volltönend nach, da bei Grillparzers Besuch in Weimar Goethe ihm entgegentrat, als einem anerkannten Dichter; wie der Wiener Goethes Haus, mit Rosen gekrönt, verließ.

Das ist nun freilich schier ein halb Jahrhundert her und die meisten Zeugen verschollener Herrlichkeit sind seitdem hinüber gegangen. Nicht vielen ward beschieden, sein Alter zu erreichen; gleichwie es denn auch nicht vielen gegeben ward, eine Sappho zu dichten.

Wunderlich genug bei all dem, daß Meister Franz in der Heimat, was man so sagt, auf keinen recht „grünen Zweig“ kam. Nicht als hätt' es an Empfänglichkeit gefehlt; als hätt' er nicht warme, ja enthusiastische Verehrer gehabt . . . Eins fehlte ihm vor allen Dingen, was im alten Wien unentbehrlich blieb, sollte das Glück sein Füllhorn auf eines Bühnendichters

Haupt ausschütten: ... die Gunst von Oben! Kaiser Franz mochte ihn nicht, „den Namensvetter“. Bei diesem hatte er's gründlich verdorben, durch das berühmte, um nicht zu schreiben: berüchtigte, Gedicht aus Rom, dessen Echo zwar laut wiederhallte, doch eben deshalb bei Hofe zweifach anstieß in politischer wie in religiöser Beziehung. Jetzt erscheint es uns unglaublich zahm. Damals verriet es seinen kleinen Rebellen. Tempora mutantur. Grillparzer war fünfzig Jahre zu früh geboren. Metternich hatte ihn zwar sehr geschätzt; hatte auch mit ihm eifrige Gespräche geführt (z. B. über Lord Byron) in liberalster Hingebung. Doch das gehört ins Kapitel der stets wieder nachgebeteten Irrtümer, denen die Geschichtsschreibung unterliegt, wenn sie den vielgeschmäheten Staatsmann wie einen Allmächtigen darstellt. Jenem Kaiser gegenüber sank der Minister nicht selten in ohnmächtige Nachgiebigkeit zurück, wo es die Welt der Ideen betraf. Grillparzer hatte nun einmal seinen schwarzen Strich. Nicht allein bei Hofe, sondern auch in der „Gesellschaft“; in diesem grand rien. In letzterem freilich auch aus andern, dem persönlichen Betragen geltenden Ursachen. Die liebe Gesellschaft, in ihrem weiten Umfange, ist überhaupt höchst unbillig gegen jeden Dichter. Sie grenzt sich ab in gesonderte Kasten, Formen, Bräuche, Gewohnheiten. Gewissermaßen bildet sich jegliche Abstufung des Ranges, der Verhältnisse, ihren eigenen Jargon, ihre Koteriesprache, die ein=

geübt haben müßte, wer sich heimisch in ihr fühlen, sich frei bewegen wollte. Nun fällt es der Klasse, sei's die Selekta, sei's die Sexta, plötzlich einmal ein, solch gerade viel genannten Dichter in ihrem Salon zu sehen. Ja sie hätscheln ihn sogar, auf ihre Weise ... so lange er nämlich in der Mode bleibt; (nur darf kein neues Stück von ihm durchfallen, sonst ist's gleich aus). Und nun soll er mit ihnen „scharmant“ sein; soll ihre Sprachen mit ihnen sprechen, die ihm nicht geläufig sind; in ihren Ton einstimmen, der ihm nicht behagt; z. B. auf ihre Ansichten eingehen, auch auf die fadesten. Das verträgt nicht lange ein Grillparzer. Deshalb nannten sie ihn heute einen Gott, morgen einen liebenswürdigen Sonderling, übermorgen einen unzugänglichen Querkopf, über-übermorgen einen verstockten Uhu, den man aus seinem Mauerloche nicht herauslocken dürfe. Letzteres war ihm das bequemste. Er hat solche Kreise eher gemieden als aufgesucht. Da bekam er denn auch vielfältige schwarze Striche, die geschwind wieder, je nach Wind und Wetter, mit roten abwechselten.

Den Einen aber, den dicksten, den behielt er. Behielt selbigen, auch nachdem er bei Genesung des Kaisers von schwerster Todeskrankheit jenes aus eingeborenem Patriotismus hervorgegangene, unvergleichlich schöne Gelegenheitsgedicht veröffentlicht, worin er den über der Burg drohend schwebenden Todesengel zum Volke hinabrufen läßt:

„Ich war gesandt, ein einzig Herz zu brechen,
So viele tausend Herzen brech' ich nicht!"

Auch dann noch! Wäre das kaiserliche Herz ein für Versöhnung und Milde empfänglicheres gewesen, dieses Gedicht hätt' es umstimmen müssen!

Als „König Ottokar" zum ersten Male aufgeführt wurde — ein Werk, entschieden geschaffen, Österreich zu verherrlichen und dessen Herrscher, den der Schauspieler Heurteur in der Rolle Rudolfs von Habsburg allegorisch personifizierte — da äußerte Se. Majestät am Schlusse beim Herausgehen aus der Loge zur Kaiserin: Das ist gescheidt, daß wir das Stück heute mit angeschaut haben; morgen wird's gewiß verboten.

Es wurde denn auch glücklich verboten. Dafür hatten schon tschechische Einflüsse gesorgt.

Später, nach Darstellung des wunderbar konstruierten, höchst prägnanten, an erhabenen Schönheiten reichen Schauspieles „Ein treuer Diener seines Herrn" wurde der bereits eingeschüchterte, mißtrauische Poet zum Polizeiminister beschieden. Graf Sedlnitzky empfing ihn mit den Worten: Der Kaiser ist sehr befriedigt von Ihrer neuesten Arbeit. (Gott sei Dank, seufzte Grillparzer, so hab' ich's doch endlich einmal getroffen!) Seine Majestät wünschen das Stück zu besitzen. — Augenblicklich werd' ich eine saubere Abschrift bestellen. — Sie mögen dafür fordern, was Sie wollen; ich bin

beauftragt, jede Summe dafür zu bieten. — Bitte, Exzellenz, es gereicht mir ja zur Freude. — Verstehen wir uns recht. Dem Kaiser gefällt das Stück so außerordentlich, daß Er es als Sein ausschließliches Eigentum betrachtet wissen will. Es darf dann weder an andere Bühnen versendet, noch darf es gedruckt werden. Dafür mögen Sie sich durch Ihre Forderung entschädigen, der ich, wie gesagt, Befehl habe, sogleich zu entsprechen.

Da regte sich im getreuesten, loyalsten, uneigennützigsten Österreicher der Stolz des deutschen Dichters. Ich bedauere, entgegnete er kurz und resolut, auf diesen Handel nicht eingehen zu können. Die Manuskripte sind längst an sämtliche größere Bühnen verschickt. Das läßt sich nicht mehr rückgängig machen. Ew. Exzellenz sind mit Ihrem ehrenvollen Antrage vierzehn Tage zu spät gekommen.

Sprach's und ging. Die frühe Versendung war natürlich nur eine vom überwallenden Zorne diktierte Fabel gewesen.

Erstaunlich ist, wie ein durch die Feuerprobe der Zensur gegangenes Schauspiel, dem amtlich nichts anzuhaben gefunden worden war, auf solch' unerhörte Weise sekretiert, vernichtet werden sollte?

Wer neugierig ist, es zu erfahren, mag's lesen. Eine Erklärung läßt sich vielleicht darin entdecken.

Daß die üble Stimmung wider den Dichter sich auf den Beamteten übertrug, versteht sich von selbst.

Doch da er sich in k. k. Hofkammerdiensten nichts zu schulden kommen ließ, regelmäßig das Büreau besuchte, die Amtsstunden fleißig einhielt und Heu- wie Haferlieferungen eifrig zu Buche brachte, konnte nicht vermieden werden, daß er der Anciennetät gemäß, wenn auch langsam, vorrückte. Als er wieder eine höhere Stufe erklommen, hatte er, so wollte es das Herkommen, eine allerhöchste Audienz nachzusuchen, damit er sich für die ihm erteilte Beförderung bedanke.

Grillparzer bei Kaiser Franz! Die gewährte Audienz hat nicht lange gedauert.

„Sein Sie der, der der Dichter ist?“ —

Tiefe, stumme Verbeugung.

Die Audienz war zu Ende.

Ihm grollend, ihn hassend, hat sich Kaiser Franz in's Grab gelegt. Ihn, einen seiner edelsten, getreuesten Österreicher.

Ich weiß nicht genau, wann und wie er weiter gestiegen, aber ich dächte, daß er noch nicht Archivdirektor geworden war, als ich ihn kennen lernte.

Unsere erste freundschaftliche Annäherung fand im Herbste 1834 statt. Sie gedieh allmählich. Nach so vielen niederschlagenden Erfahrungen, die er im Leben gemacht und in denen schmerzlicher Familienkummer nicht fehlte, gab er sich neuen Bekanntschaften gegenüber anfänglich zurückhaltend, bisweilen sogar abstoßend. Das war jedoch vorübergehend. Nur kurzer

Frist bedurfte es oft, bis er auftauete und sich dann in humoristischem Ärger, gepaart mit Scherzen, in belehrender Weisheit, fröhlicher Empfänglichkeit, aufrichtiger Herzensgüte, unverstellter Freude an Anderer Streben und Gelingen, in kindlicher, ja kindischer Lust am Augenblicke kundgab, bezaubernd liebenswürdig, was er dann am meisten war, wenn er es durchaus nicht sein wollte.

Wir trafen uns allabendlich im Gasthause „zum Stern", wo ein Verein von Poeten, Künstlern, Literaturfreunden, von Allem, was so zu sagen „zum Bau" gehört, die Tradition von der längst im Sarge liegenden „Mutter Ludlam" fortspann. Viel kluge Worte und nicht minder viel Dummheiten sind da gewechselt worden. Meister Franz, anders hieß er nicht, versicherte, daß er die Dummheiten vorzöge, unter denen allerdings recht kluge zum Vorschein kamen.

Eh' ich nach zweijährigem Aufenthalte Wien verließ, lud ich die ganze Zahl der Stammgäste auf einen nordischen Weinpunsch zusammen, welchen in gehörigen Massen für so viele Mittrinker zu bereiten, ich einen Nachmittag in einer mir und den Ingredienzien eingeräumten Gaststube bestimmte. Grillparzer wollte dem Experiment beiwohnen. Er interessierte sich für die Mischung wie für die Konzeption einer neuen Tragödie. Er begnügte sich auch nicht, den Zuschauer zu machen.

Er leistete hilfreichen Beistand, die Zuckerhüte zu zerschlagen, die einzelnen Stücke in Wasser aufzulösen und abzuschäumen, Zitronensaft durch feines Linnen zu seigen; Wein und Rum vorsichtig abzumessen; das dünkte ihm ein lustiger Spaß. Wer den für mürrisch und düster verschrieenen Mann dabei beobachtet, hätte den trinklustigsten Kumpan in ihm vermutet. Doch so tätig beim Brauen, war er desto enthaltsamer im Genuß. Die Weinpunschsitzung, als es dazu Zeit und das Gebräu im Keller reif geworden war, endete mit allgemeiner Niederlage. Nur Er blieb intakt, wankte nicht, da Alles wackelte. Und weil ich meine Gäste mit einem Liedchen angesungen, worin der Stern nach dessen mehrfachen Beziehungen und Bedeutungen ausgelegt wurde, fügte Er hinzu: Eine Bedeutung war uns das Lied schuldig geblieben, jetzt ist diese auch eingetroffen, wo sie samt und sonders sternhagel voll sind.

Eine scheinbar überflüssige Reminiszenz — hier doch nicht aus leerer eitler Geschwätzigkeit aufgefrischt, sondern im Gegenteil mit wohlerwogener Absicht. Sie soll den Übergang bilden auf eine, des hohen Mannes eigentümliches Wesen erwägende Betrachtung; wie neben oft finsterem Ernste, oft übertriebener Exklusivität, neben gerechtem Selbstgefühl sich zugleich die unbefangenste Naivetät, die bescheidenste Anspruchslosigkeit entwickelte, wo anhängliche Verehrung, vertrauliche

Achtung ihm nahe trat. Er ließ dann die Menschen gelten, wie sie sind; nahm sie, wie sie sich gaben; ging auf ihre Individualitäten ein, sonder wählerisches Mäkeln. Dadurch ward er, ihm unbewußt, ohne irgend welches Bemühen, zum Mittelpunkte unserer Vereine und blieb das auch dann, wenn er seine schweigsamen Stunden hatte.

In dem bekannten Buche „Vierzig Jahre", sowie in manchen anderen meiner gedruckten Plaudereien, befinden sich verschiedene, hier nicht zu wiederholende Andeutungen über seinen Charakter, sein Wohlwollen für Andere, seine Gefälligkeit, sein Verhalten gegen mich, . . . ja auch über Ableitung seines oftmals (z. B. von Fr. Rückert) anstößig gefundenen Namens, der mit den Parzen in Verbindung gebracht wurde; den er doch als Dichter mit einem wohlklingenderen hätte vertauschen können. Als ich gelegentlich darauf anspielte, entgegnete er in der ihm eigenen unnachahmlichen Art: Ja sehn Sie, das ist so eine Sache. Wer weiß denn, wann er beginnt, ob er's auch soweit bringen wird, daß die Welt überhaupt nach seinem Namen fragen will? Wer denkt daran, wie er heißt, eh' er gezeigt hat, was er ist? Und hernach mag sich Einer umtaufen so schön, als er kann, die Menschheit ist boshaft genug, den ursprünglichen Namen herauszukriegen, der ihr mißfiel, um ihn zu bespötteln. Und das mit Recht: denn sie sagt, er hat ihm selber ja nicht ge-

fallen, sonst hätt' er ihn nicht hinter einen fremden versteckt. — Da erklärte er zugleich die Entstehung des seinigen, den er von einer, dem ersten Träger desselben gehörigen Wiese (Parzelle — Parz) herleitet, auf der es von Grillen gewimmelt habe; welchen zufolge der Besitzer kurzweg Grillparzer benannt worden sei.

Grüne, blumige Wiese, von erquickendem Bächlein durchrieselt, von unzähligen Blüthen geschmückt und an Grillen reich. Das träfe zu. Nomen et omen!

Wir dürfen nicht vergessen zu erwähnen, daß unser Poet ein gediegener Musikfreund und Kenner, ein tüchtiger Klavierspieler, und daß er bei gründlichstem Studium gewisser „altmodischer, auf überwundenem Standpunkte zurückgebliebener“ Komponisten, wie Gluck, Haydn, Mozart 2c., ein glühender Verehrer Beethovens ist. (Siehe seine herrliche Widmung an Clara Schumann!) Zwischen dem Kompositeur und dem Dichter ließen sich, wären Zeit und Raum vorhanden, vielfache, ins künstlerische wie ins persönlich häusliche Leben reichende Parallelen ziehen, die trotz aller Verschiedenheit beider Naturen dennoch auf eine Wahlverwandtschaft hinweisen, welcher ohne sophistische Spitzfindigkeit bis in ihre Produktionen nachzuspüren wäre.*)

*) Trotzdem hat Beethoven den vom Freunde so heiß begehrten, nur für ihn geschriebenen Operntext nicht annehmbar gefunden. Nach B's. Tode hat sich Conradin Kreutzer an die „Melusine“ gewagt, ohne sonderlichen Erfolg. H.

Dazu fühl' ich mich nicht befähigt. Ich begnüge mich mit flüchtigen Nachklängen, die mindestens den Wert haben, aus eigenen Erlebnissen hervorgegangen, kleine Schlaglichter auf denjenigen zu werfen, den bei seinem achtzigsten Geburtstage nicht allein Deutsch-Österreich, den ganz Deutschland als einen seiner besten feiert ... oder feiern sollte.

Mein intimster Verkehr mit ihm datiert vom zweiten längeren Aufenthalte in Wien (1840, 1842), wo wir öfter als beim ersten zu Zweien miteinander umgingen und wo ich den Menschen in ihm erst so recht erkennen lernte. Wir hatten zwar auch wieder einen bestimmten Vereinigungsort für den Abend in der „Schwemme" beim Schwan, aus welchem dann das „Soupiritum", ein Enkelkind der „Ludlam", sich band- oder kettenwurmartig selbst erzeugte und in welchem Er wiederum der Magnet war, der die Beisitzer zu langer Tafel heranzog. Er, der in seiner Ecke still sitzende, in sich versunkene Mann, vor sich einen Teller mit Reiß und einen „Pfiff" Landwein, Er versammelte um sich her die verschiedenartigsten Elemente: Ärzte, Beamte, Kaufleute, Spießbürger, Theaterdichter, Maler, Journalisten, Juristen, künftige Ministerialräte, Staatssekretaire und Minister, die andächtig, mochten sie sonst noch so widerspenstig sein, auf ihn lauschten. Aber wie auch sprach er, wenn's gelang ihn sprechen zu machen. Und wie schwieg er an stummen Abenden!

Wie verstand er zu schweigen, das heißt: hörend aufzumerken, teilnehmend die Gespräche Anderer zu verfolgen, Jedwedem zuzunicken, dessen Reden ihm gefielen. Ein vielsagendes Neigen seines Hauptes galt schüchternen Äußerungen für ein bestätigendes Urteil.

Selten blieb er aus. Nur wenn Teilnahme für nähere Bekannte ihn trieb, das Theater oder sonst eine öffentliche Darstellung zu besuchen, stellte er sich später auf seinem Platze ein. Aufführungen eigener Dichtungen hat er grundsätzlich nie beigewohnt, und ich glaube vernommen zu haben, daß er keins von seinen Stücken auf der Bühne spielen gesehen.

Für gewöhnlich war er der erste im Schwan und ich, wenn ich's ermöglichen konnte, der zweite neben ihm. Dann begann meine Gesellschaftspflicht: ihn dahin zu bringen und zu beschwatzen, daß er den zweiten Schnitt oder Pfiff sich geben ließ. Gelang das, und oft ist es gelungen, dann war er gefesselt, dann blieb er uns bis zum allgemeinen Aufbruch. Wütend allerdings, den Verführer anklagend, doch in dieser seiner Wut liebreich, wider Willen froh und als echter Hypochonder anmutig, in humoristischen Aufwallungen des Zornes gegen Dies und Jenes.

Ich habe schon gesagt, daß er die Darstellungen seiner Stücke vermied; so verhielt er sich auch abweisend, wenn davon gesprochen wurde. Er ging den Mauern aus dem Wege, an denen Affichen klebten,

die seinen Namen trugen. Mir erschien das auf die Länge doch unbegreiflich. Es bildete sich in mir die geheimgehaltene Überzeugung, daß diese Gleichgiltigkeit eine erzwungene sei. Daß sie nur angenommen war, um ein zart und empfindlich besaitetes Nervensystem vor unbedachten rauhen Berührungen zu schützen. Daß gerade die innig-innerste Hingebung an die Geschöpfe seiner Phantasie den Schöpfer zu solch' äußerlicher Verleugnung treibe. Und ist's nicht im Grunde heilige Scheu vor der Welt und ihrem Urteilsspruche, die den wahren Poeten durchbebt, mag er sich wunder wie sehr mit erheuchelter Verachtung dagegen panzern? Geringschätzung des Erfolges ist gewöhnlich eine Lüge, wenn schon eine unbewußte. Der Dichter von Gottes Gnaden fühlt sein Übergewicht über die Menge, deren Vertreter, einzeln betrachtet und abgewogen, in der Mehrzahl tief unter ihm stehn, die dann doch als Ganzes zuletzt den Ausschlag gibt. Er will sich auf alle Fälle sichern, will sich nichts vergeben und bildet sich ein, das „Publikum" (vague Bezeichnung) ignorieren zu können. Es gelingt ihm nicht. Tät' er's — nun weshalb dichtete er dann? Weshalb überantwortete er dann seine Dichtung dem „vielköpfigen Ungeheuer"? Unauflösbarer Widerspruch im tun und lassen der bedeutendsten Geister!

Meinen Meister Franz hab' ich auch ertappt und habe gesehen, daß ich richtig geraten.

Seit der kränkenden Verletzung, die ihm die zweifelhafte Aufnahme des allerdings gefährlichen Wagstücks: „Wehe dem, der lügt“, wohl nicht ohne Mitschuld einiger Schauspieler, zugefügt, war er neuerlich auf besagtes Publikum schlecht zu sprechen gewesen und hielt sich Theaterberichte, insofern sie ihn betrafen, weit vom Leibe.

Nun begab sich, daß für eine „Mittag-Wohltätigkeits-Akademie“ die szenische Aufführung des, Grillparzern abgerungenen, durch, ich weiß nicht welchen Almanach veröffentlichten Bruchstücks seiner „Libussa“ in Angriff genommen worden war. Wie es den Ordnern gelungen, seine Einwilligung zu erhalten? Oder ob man diese, des Zweckes willen, umgehen zu dürfen geglaubt? Dahinter bin ich nicht gekommen. Auch schien es nicht ratsam, viel darnach zu forschen, denn die leiseste Nachfrage machte ihn ärgerlich. Der Tag rückte heran ... ich aber mischte mich nicht unter die Zuschauer, weil ich kein Vertrauen auf's Gelingen hatte und nicht Zeuge des Mißlingens sein wollte. Abends fand ich ihn in seiner Ecke — Lope de Vegas, „der Bauer in seinem Winkelchen“, nannte er sich darin — und lag es ihm fern, der Mittagsstunden Erwähnung zu tun, so hätt' ich mir lieber den Mund mit Stecknadeln zugeheftet, als davon angefangen. Was sie nur bringen werden? dacht' ich, vor der Ankunft der übrigen Tischgenossen bangend; denn

diese hatten sämtlich beschlossen, ihren Beitrag der Wohltätigkeit zu spenden.

Jetzt zieht ein Häuflein der Getreuen heran:

„Aber wo waren Sie nur, Bester, Einziger?“ — Wo soll ich denn gewesen sein? — O du Schelm; als ob du nicht verstanden hättest, worauf die Frage sich bezog!? Zwar hielt er sich gut und spielte die Rolle des Unempfindlichen täuschend. Wie es jedoch losbrach: „Bei Ihrem Triumphe!“ — Und wie sie nun männiglich nicht genug zu rühmen wußten von dem Verständnisse der Hörer, von der sinnigen Aufnahme jedes goldenen Verses, jedes tiefen Gedankens; von dem enthusiastischen, verlangenden Jubelgeschrei nach ihrem aus langem Verstummen auferweckten heimischen Dichter; wie die Nachkommenden immer neue Belege lieferten zu der Begeisterung, die sich für ihn kund getan ... Da sah ich das bleiche Antlitz sich röten, sah, daß er die Augen senkte, an deren Wimpern so etwas zitterte, was verhaltenen Tränen glich. Er konnt' es nicht verbergen, es tat ihm wohl. Nächsten Tages aber schien's verflogen und er war wieder der alte menschenscheue Groller.

Menschenscheu! Das ist keine passende Bezeichnung. War er doch sehr gern unter Menschen, die er kannte, die ihm Liebe bewiesen, die er lieb gewonnen. Hat er sich doch sogar mit Jarcke, welchen er vorher als wütenden Fanatiker verabscheuete, in Gastein zusammen=

gefunden und mich nachher versichert: Wie wir uns nur erst „berochen“ hatten ... seine ultramontanen Mucken abgerechnet, ist das gar kein unebner Mann.

Neuen Bekanntschaften, aufdringlichen Neugierigen wich er ängstlich aus. Auch gab er sich geringe Mühe zu verhehlen, wo er Abneigung spürte, daß ihm die Annäherung zuwider sei. Er konnte mitunter „hübsch grob“ werden. Und wer mochte vorher berechnen, welches Gesicht ihm gerade zu Gesichte stehen werde, welches nicht? Nachdem ich's einige Male schlecht damit getroffen, war ich behutsam geworden, was mich unerwartet in große Verlegenheit brachte. Bei einem Morgenspaziergange durch's Paradiesgärtlein begegnete ich dem Breslauer Gönner und Freunde Justizrat G. mit seiner Tochter Antonie. Überraschung und Freude waren gegenseitig; sie wußten nicht, daß ich mich in Wien aufhielt, ich hatte keine Ahnung gehabt von ihrer gestrigen Ankunft. Natürlich stellt' ich mich ihnen zur Disposition für die wenigen Tage, die sie auf der Durchfahrt in's Bad hier zu verweilen dachten. Sie wiesen all' meine Vorschläge zurück, kannten Wien genugsam, um keinen Cicerone zu brauchen. Nur einen Wunsch gestand die sanfte Antonie.

„Und den zu erfüllen wird kaum in Ihrer Macht stehen? Ich möchte ein paar Stunden mit Grillparzer beisammen sein!“

Nichts leichter wie das! fuhr ich heraus. Morgen zum Diner sind Sie meine Gäste, Er ist der Vierte mit uns. Zweieinhalb Uhr im Kasino bei Muntsch. — Angenommen!

„Nichts leichter wie das," hatt' ich leichtsinnig gesagt. Furchtbar schwer, fast unmöglich, mußt' ich mir dann eingestehen. Wenn ich ihn einlade zu Fremden, die auf ihn eingeladen sind .... Er ist kapabel, mich für verrückt zu erklären. Hier hilft nur Hinterlist und Frechheit. G's. kann ich nicht wortbrüchig werden und zürnt mir der andere G. darob, so will ich ihn umstimmen durch Aufzählung alles dessen, was der Justizrat ehedem für mich getan.

Schlauheit ist sonst keine mich zierende Eigenschaft. Diesmal bracht' ich's doch zu Wege, unter einem schlau genug ausgeheckten Vorwande, den Ersehnten ins Garn zu locken. Er kam wirklich und pünktlich wie immer. Ich führte ihn an den für mich belegten runden Tisch. Vier Gedecke erblickend, schreckte er zurück: „Was heißt das?" — O nichts; ich hab' diesen Tisch nur gewählt, weil er die ruhigste Stelle im Saale einnimmt; hier können wir ungestört „schwätzen". — Eben wollt' ich, um bestimmten Argwohn zu vermeiden und damit Er nicht gar ausreiße, ihn bitten sich zu setzen, als meine Breslauer in die Türe traten, sich nach ihrem Gastgeber im weiten Raume umschauend. Hastig sprang ich auf, begrüßte sie freudig erstaunend, als wären sie aus

den Wolken gefallen, flüsterte ihnen zu: „ich wußte nicht, daß Sie hier sind!“ und geleitete sie dann, Schritt für Schritt mich über ihre Anwesenheit verwundernd, bis an meinen Tisch. Landsleute, teure schlesische Landsleute, sprach ich zu Grillparzer; gestatten Sie wohl, daß sie mit uns speisen? — Er machte just nicht allzuentzückte Mienen, dennoch merkte er noch nicht, daß er schändlich verraten wäre. Ihn zu nennen unterließ ich für's Erste, stellte ihm auch die Ankömmlinge nicht vor, gleichsam wie wenn ich in meiner Überraschung diese Pflicht vergäße. Nun hätte, wie immer, wo zufällig Zusammentreffende à la carte essen, Jeder seine Bestellungen machen müssen. Doch darüber schlüpften wir glücklich hinweg. Grillparzer ahnte noch kein Komplot; achtete gar nicht darauf, daß ein vorher bestelltes Diner für vier Personen regelrecht aufgetragen wurde. Und als er's endlich gewahr wurde, da hatte ihn Antonie bereits recht geschickt in ein Gespräch über „Grillparzers Dichtungen“ verwickelt und durch ihr Vertrautsein mit denselben förmlich gewonnen. Er fing nach und nach an, die Betrügerei zu durchschauen und ... zürnte nicht. Wir blieben lange beisammen: Selten hab' ich ihn so gesprächig gehört. — Als dann die Breslauer, voll Dank für seine Zutraulichkeit, sich verabschiedet hatten, um in's Theater zu gehen, und ich fürchtete, er werde mir meine Falschheit vorwerfen, da sagte er nichts weiter wie: „Recht ordentliche Leute sein das!“ —

In dieser Situation das höchste denkbare Lob aus seinem Munde; aber die Äußerung wirkte so komisch, daß sogar der Oberkellner Karl das Lachen nicht zu unterdrücken vermochte.

Der große tragische Dichter konnte durch kurze, sehr bedeutsame, ernst gemeinte, vielsagende Aussprüche unwiderstehlich komisch werden; wie andererseits der große komische Dichter, Ferdinand Raimund, möglichst tragisch sich zu geberden und seine Sätze feierlich zu bilden sich bestrebte. Beide, sich so scharf entgegengesetzte Persönlichkeiten, die trotzdem doch wieder in manchen Dingen einander merkwürdig ähnlich waren, treffen sich in van Akens Menagerie. Grillparzer, der die reißenden Tiere lange betrachtet, mit physiologischem Ernste ihr Gebahren studiert hat, nähert sich Raimund, welcher wo möglich noch ernsthafter und tiefsinniger den Affen sein Studium zuwendet. Grillparzer lacht über den Unfug, den die Bestien treiben. (Damals galten diese noch nicht für unsere Urahnen, und es war noch verstattet, sie Bestien zu nennen.)

Ein Affe betreibt gymnastische Übungen, krallt sich mit seinen vier Pfoten an der oberen Holzwand des Käfigs fest und grinzt mit überhängendem Kopfe zähnefletschend auf die Beschauer.

Raimund stößt voll Bewunderung den dicht neben ihm Stehenden mit dem Ellenbogen an: „Sie, Grillparzer, wissen's, das ist schwer!" —

Schafft's Ihnen wer an? (d. h. Verlangt's Jemand von Ihnen?), erwidert Grillparzer.

„Recht hat er gehabt," versicherte Raimund, da er mir's erzählte; „aber ich bin völlig baff gewesen. Wir haben gar nix weiter miteinander diskuriert." —

„Noch eines solchen Schlagwortes erinnere ich mich, und weil mir's eben in's Gedächtnis kommt, will ich's nicht unterdrücken. Beckmann hatte unter seinen tausend Schwänken und Geselligkeitsspäßen die prächtige Geschichte von einem dänischen Klarinettisten Lindenquist, dessen Unfälle im Konzert er pantomimisch, drastisch, musikalisch illustrierte. Diese Geschichte wünschte Grillparzer zu vernehmen; deshalb veranstaltete ich eine Zusammenkunft in trautem Kreise. Luise Neumann und deren ewig junge Mutter waren auch zugegen. Beckmann zeigte sich unerschöpflich und Grillparzer, der Jenen außer der Bühne noch nicht gesehen, amüsierte sich königlich. Der Klarinettist Lindenquist, mit seinem verstopften Instrumente, war zum Dessert aufbewahrt worden, wo er denn auch den alten Ruf siegreich bewährte und ein nicht zu bändigendes Gelächter hervorbrachte. Wir Andern brachen nachträglich in wiederholtes Geschrei aus — Grillparzer jedoch lachte still vergnügt in sich hinein, wie ein nachsinnender Forscher, den die Lösung schwerer Probleme befriediget. Nach einem Weilchen, als ob er aus Träumen erwache, sagte er: Vortrefflich! Meisterhaft vorgetragen. Und Lindenquist,

wahrheitsgetreu, ganz aus dem Leben gegriffen; solche Kerle heißen so! —

Hatten wir vorher nur Tränen gelacht, so meinten wir nun vor Lachen sterben zu müssen und Beckmann sagte, nachdem er sich erholt: Da muß ich bitten; nun streck' ich die Waffen als Komiker; ich hab' meinen Meister gefunden. Grillparzer blickte seelensfroh umher. Lindenquist, rief er noch einmal begeistert aus. Dann erst stimmte er selbst in unser Gebrüll ein. Wer ihn nicht so gesehen, kindlich und kindisch am heitern Moment sich erfreuend, kann sich keinen vollständigen Begriff machen, von der jedes Herz gewinnenden Liebenswürdigkeit des hohen Mannes, die sich nie und nimmer verleugnete, die, jeder Umgebung sich anzupassen bereit, sich nirgend überhob, die stets nur aufmuntern, fördernd belehren, gewiß nicht abschrecken wollte; für jedes, auch das beschränkteste Talent eine Aufmunterung hatte. Er war nichts weniger als ein Spielverderber, wo's toll und bunt über Ecke ging. Er war ein bereitwillig-aufopfernder Ratgeber, wo man seinen Rat suchte.

Ich bin der Zeitrechnung unwillkürlich vorangeeilt. Jenes kleine Diner Beckmann-Lindenquist fällt sieben Jahre später. Unterdessen ist 1848 über den Stephansturm gezogen und das große Weltfieber pulsiert noch in heftigen Schlägen. Ich fand im Spätherbst 49 einen neuen Meister Franz. Wohl war er der Alte geblieben,

unveränderlich frei- und treu-gesinnt, liberal und loyal, beides in aufrichtigem deutsch-österreichischen Patriotismus; nein, er hatte auch im wildesten Sturme den Mantel nicht nach dem Winde gehangen. Er hatte sich durchaus nicht verändert. Der Unterschied seiner Stellung bestand nur darin, daß er endlich anerkannt worden als das, was er stets gewesen war. Sein in schwärzester Zeit ertönender Zuruf an Radetzky, mit dem tausendmal zitierten Verse: „In Deinem Lager ist Österreich!" hatte ihm zuvörderst das ganze Heer, sodann auch dessen obersten Herrn, hatte ihm die Herzen jedes nicht von Parteiwut verblendeten Österreichers gewonnen. Es war nicht bloß ein Gedicht ... es war eine Tat. Zur Stunde, wo es in Wien gesungen und erklungen, war's eine Heldentat. Der Sänger wagte Blut und Leben daran wie auf dem Schlachtfelde.

Die Armee bekundete das durch ein großartiges Geschenk, zu dem alle Truppen beigesteuert; die Stadt durch ihre Einladung zum Bankett, welches sie dem Feldmarschall gab und zu dem sie Grillparzer als einzigen Ehrengast einlud; die Regierung durch entsprechende auszeichnende Verleihungen. In gewissen Regionen schien nun erst die Erkenntnis zu erwachen, daß man einen Dichter seines Schlages besitze, der dem Lande und dem Staate Ehre bringe; den hervorzuheben Pflicht sei.

Einer seiner feurigsten Verehrer ist unfehlbar der junge Erzherzog Max gewesen. Grillparzer empfing eines Morgens eine seltsam geformte, ungewöhnlich lange, schmale Schachtel mit dazu gehörigem Schreiben. Der Abgeber hatte nicht gesagt, von wem die Sendung komme, und hatte sich eiligst weggestohlen.

Der Brief enthielt ein Lied, nach der Melodie des „Gott erhalte rc.“, an ihn gerichtet, mit Beziehung auf den in der Schachtel befindlichen, wunderbar schön blühenden Lorbeerzweig. Das Geheimnis wurde bald enthüllt; man hatte einen Hoflakaien aus dem Hause schleichen sehen. Unter den allerhöchsten Herrschaften ließ der poetische Spender sich ohne Schwierigkeit herausraten. Es konnte nur Einer sein, dem solcher Einfall zuzumuten war. Grillparzer begab sich, eh' er auf sein Büreau ging, zur Burg, um sich in der kaiserlichen Hofkammer zu erkundigen, wann er dem jugendlichen Gönner mündlich Dank sagen dürfe? Sind Sie Grillparzer? fragte ein Adjutant oder Kammerherr vom Dienste. Warten Sie nur eine Minute; ich melde Sie sogleich!

„Danach bin ich nicht gekleidet.“

Wär' noch schöner! Gekleidet, wie Sie wollen. Wir haben den Befehl, Sie festzuhalten, wann und wie Sie sich zeigen. Sie entkommen mir nicht.

Da half kein Widerstreben. Und mit vollem Herzen, mit offenen Armen warf sich der Jüngling dem

Manne an die Brust, in dessen Dichtungen er herangewachsen war.

Wie oft hat mir Grillparzer diesen Auftritt geschildert. Wie bewegt war seine Seele jedesmal, wenn er auf jene Morgenstunde zu reden kam. Und was mag Er empfunden haben, als er lesen müssen, daß ein nobles Trifolium: Napoleon III., Bazaine, Juarez den edlen, geistvollen, herzenswarmen Prinzen in Mexiko barbarisch hingeopfert, der, leichtgläubig vertrauend, in die mörderisch aufgestellte Falle gegangen!? Ungenügender Trost, zwei jener blutbefleckten Henker ihrer usurpierten Macht entkleidet zu wissen! Beider Sturz gibt das schmählich geraubte Leben dem Ermordeten nicht zurück. An Schmerzen und Kummer hat es unserm Dichter nie gefehlt. Auch diesen sollte er noch tragen. Dabei ist er zu höheren Jahren gekommen, als dem Erdenmenschen gewöhnlich beschieden. Und in diesen Tagen wird sein einundachtzigster Geburtstag begangen. Glück auf, ruft ihm das gebildete Deutschland zu. Glück auf, und Kraft, solch hohes Alter mutig zu tragen! Kräftigen Mut, ausdauernd bis zur letzten Stunde, der er von jeher mit philosophischer Würde ruhig entgegensah! —

Poetische Schätze, welche fest verschlossen in seinem Pulte liegen, von denen nur wenige in fremde Hände gelangt sind, dürften sich, wenn sie künftig den Weg in's Leben finden, den Goetheschen zahmen Xenien

und den Friedr. Rückertschen Kern- und Lehrsprüchen würdig anreihen. Was Er mir von Bestimmungen über seinen literarischen Nachlaß hin und wieder anvertrauen wollte, bezog sich lediglich auf derlei kurze gelegentliche Sinngedichte, in welchen er die Stimmungen der Zeit und des Tages niederlegte, durch die er sich „Luft zu machen“ pflegte. Von vollständig ausgearbeiteten Dramen, die er hinterlasse, hat er mir nichts gesagt bei unserm letzten Ersehen.

Es mag um die Jahre sechs-, acht und fünfzig gewesen sein, da kam er auf dem Rückwege aus dem steirischen Gesundbrunnen Rohitsch durch Gräz und gönnte mir anderthalb Tage. Da wurde Viel durchgesprochen. Er war auf den ersten Anblick recht alt geworden; auch noch moroser, menschenscheuer, zurückgezogener. Innen ist er jung geblieben — ich bin gewiß, er ist's heute noch — ja verjüngt hatte er sich in seinen Anschauungen, seinen Urteilen über Kunst und Leben, über Welt und Menschen. Es sprach eine Klarheit aus ihm, eine Sanftmut, in der sich wohltuend ausglich, was früher bisweilen schroff und störend geklungen. Wir fuhren spazieren bei herrlichem Wetter, in himmlischer Gegend, die zwischen grünen Bergen rauschende Mur entlang. Damals dachte er nicht, den heutigen Tag zu erleben. Ich dachte noch weniger daran, daß ich ihn erleben sollte. Nun es dennoch geschehen ist, wollte der müde Greis dem

hoffentlich rüstigeren Greise, der unbedeutende Schriftsteller dem bedeutenden Dichter, ein sichtbar Zeichen unverlöschlicher Liebe, Erkenntlichkeit, Ehrfurcht geben, dankbar für jede Stunde, welche dem ergrauenden Schüler sein Meister Franz einstmals geopfert. Zugleich aber auch Verzeihung erbitten für die Unvollkommenheit, vielleicht Nichtigkeit vorliegender Rückblicke. An gediegeneren Huldigungen jeder Gattung wird es nicht fehlen. Besser gemeint als die meinige kann keine sein. Und wahrer auch nicht, denn sie versteigt sich nicht über die Grenzen des Miterlebten, was ich verbürge. Möchte das der gütige Leser ebenfalls gelten lassen, mir Nachsicht gewähren und dabei in Erwägung ziehen, daß der Verfasser nicht viel jünger ist als Derjenige, den wir feiern. Der Abgestorbene hat von Grillparzer geredet wie von einem schon Verstorbenen. Gleichviel! Mir lebt er und wird vielen Besseren fortleben in seinen Werken lange nach dem leiblichen Tode, wenn ich und die Meisten, die ihm heute Glück wünschen, längst vergessen sind. Und das ist das wahre Leben.



11. Heinrich Laube. 1872.

Franz Grillparzer.

Wien, 27. Januar.

So weilt denn auch er nicht mehr unter uns, der greise, große Dichter! Da oben im vierten Stocke der engen Spiegelgasse sitzt er nicht mehr in dem kleinen Zimmer, das Haupt zur Seite geneigt, in einem Buche lesend und den Besucher mit einigen Klageworten über sein gebrechliches Leben begrüßend!

Ach, er hatte keine Freude mehr am Leben, gerade weil er's zu schätzen wußte. Das Alter, welches die Kraft beschränkt, war ihm lästig. „Ich höre kaum noch" — sagte er — „und am Ende wird auch das Lesen erschwert werden — wozu muß ich warten?!"

Und doch, wenn man laut und deutlich sprach, war ein Gespräch bald im Gange und da wurde der alte Herr bald angeregt und sprach mit weiser Schärfe.

Die naive Frage, das echteste Zeichen des Dichters, war ihm vollständig eigen verblieben. Nichts zwischen Himmel und Erde blieb unberührt in solchem Gespräche,

und auch wo ihm die Meinung feststand, wo er kopfschüttelnd die andere Meinung abwies, setzte er wohl hinzu: „So kommt mir's vor, wer weiß! Andere meinen anders, jeder legt sich's zurecht, wie er kann, wir fragen eben bis ins Grab hinab.“ —

Über alles sprach er mit vollstem Interesse. Alles lag ihm nahe und über alles hatte er eine eigene selbständige Ansicht.

Ich bin immer nach einer halben Stunde mannichfach belehrt und angeregt von ihm gegangen durch das schmale Vorzimmerchen, welches eine kleine, vortreffliche Auswahl guter Bücher in den Schränken zeigte. Er las sie alle, von dem griechischen Klassiker bis zu den weitläufigen Memoiren Frankreichs und Englands, er war ein Leser im ausführlichsten Sinne des Wortes, er war es von Jugend auf gewesen — vorbei!

An einem trüben Sonntage, am 21. Januar, dem Hinrichtungstage Ludwig des Sechzehnten, hat er, ohne vorhergehende eigentliche Krankheit, in seinem alten Lehnstuhle fast plötzlich ausgeatmet. Mit seinem einundachtzigsten Geburtstage, sechs Tage vorher, drückte mit Einem Male das Alter schwerer und schwerer; der Schlaf überfiel ihn zuweilen mitten im Gespräche, wie es Lessing geschah; das Verlangen nach Speise und Trank wurde geringer und geringer und versagte fast ganz; das Öl der Lebenslampe vertrocknete bis auf den letzten Tropfen. Aber wie er ein stetiger Charakter war, welcher nicht leicht

abließ vom Erprobten, so gab er auch an diesem letzten Tage dem Drucke nicht nach; er stand auf, kleidete sich mühsam an und wankte zum Fenster, zum Sessel und versuchte zu frühstücken. Die erschöpften Organe sagten Nein und so stand er von diesem Lehnsessel nicht wieder auf, der letzte Tropfen an Lebenskraft verzehrte sich bis Mittag und bald nach zwei Uhr erlosch das Licht, der Tod war eingetreten, ohne besondere Gewaltsamkeit. Es war der Tod des Gerechten, wie es in der Bibel heißt — das einfache Aufhören. Seine geliebte Katharina Fröhlich, welche er im „Ottokar" so heiter dem Kaiser vorstellen läßt, seine „ewige Braut", welche nur darum seine Gattin nicht geworden, weil in der Maien- und Sommerzeit kleine Hindernisse im Wege gestanden, seine „Kathi" mit den Schwestern, die ihm seit Jahrzehnten ein Familienleben geschenkt, stand neben ihm, als sein Atem stockte und ausblieb. Schluchzend fielen die Schwestern einander in die Arme — ihr geliebter und verehrter Grillparzer war eine Leiche.

Wann kommt seinesgleichen wieder! Sein Charakter war von edelstem Metall und die Gedanken klangen auf demselben wieder wie reiner Glockenton. Darum war er ein so gediegener Dichter. Nichts von bloßer Mode war in ihm, nichts von künstlicher Konvenienz, nichts von bloßem Schimmer, alles wahrhaft und ehrlich und darum oft so streng.

Hierin liegt auch seine Stellung in unserer poetischen Literatur bezeichnet: er ist durchwegs eigen, er gehört zu keiner Schule.

Es war von vornherein ein Mißgriff der oberflächlichen Klassifizierer, daß sie ihn wegen seiner „Ahnfrau“ zu den Schicksalsdichtern stellten. Die „Ahnfrau“ selbst unterschied sich schon originell vom Kanon der Schicksalstragödie und die eigentlichen Schicksalspunkte waren hineingeraten in das Stück durch theatralische Regietätigkeit. Ihn aber jahrzehntelang, nachdem er „Sappho“, „Medea“ und „Ottokar“ geschrieben, in diesem Schicksalsverschlage zu belassen, das war eine blanke Torheit — eine Torheit, welche ihn mehr geärgert hat, als sie verdiente. War er denn nicht mit dem zweiten Stücke, mit der „Sappho“, schon weitesten Schrittes herausgetreten aus diesen Kreisen? Weitesten Schrittes? An Goethes Iphigenie mochte sie den Oberflächlichen erinnern, an Schicksalstragödie nicht im entferntesten. Und wie ganz anders war sie doch auch als die „Iphigenie“. Welch tiefer dramatischer Zug unterscheidet sie, welche fein und stark menschliche Bildung der Charaktere, welche erschütternde und erhebende tragische Führung unterscheidet sie von der Goetheschen Dichtung.

Grillparzer hat bei einem Besuche in Weimar gerade über die „Sappho“ mit Goethe gesprochen und hat dessen Bemerkungen nicht annehmen können. Der

dramatische Dichter Grillparzer stimmte eben nicht überein mit dem Dichter Goethe, welcher die dramatischen Fugen nur leise und obenhin berühren mochte.

Es ist unbegreiflich, daß die Erscheinung dieser „Sappho“, welche noch dazu wirksam über die Bühnen ging, dem Dichter nicht die vollsten literarischen Ehren eintrug. Welch schöner Aufbau dieser Tragödie in so ganz natürlicher Entwicklung! Wie echt die Menschen, wie tragisch und schön das Schicksal Sapphos! Das Stück ist ein Juwel unserer dramatischen Literatur und unserer Bühne. Woher dies Verkennen? Nicht auf der Bühne, nein, auf der Bühne ist es immer von anerkannter Wirkung gewesen. Nur in den literarischen Berichten ist es verkannt worden. Warum? Darum, weil in unserem Vaterlande so viel wissenschaftlich gebildete Männer ohne künstlerischen Beruf das Wort führen über die Künste, namentlich über die dramatische Kunst.

Die griechische Welt lag Grillparzer von Jugend auf nahe, er kam noch im Mannesalter darauf zurück in der Tragödie von „Hero und Leander“ und er las noch im Alter mit Vorliebe Sophokles. Die Trilogie: „Das goldene Vließ“, welche auf „Sappho“ folgt, ist neben Schillers „Wallenstein“ das einzige Kunstwerk so großen erschöpfenden Umfanges, welches unsere Bühne besitzt. Wunderbar herb und streng, ja unerbittlich, aber wahrlich auch von wunderbar strenger

Schönheit. Ich bin immer der Meinung gewesen, die schwere, schmerzvolle Jugendzeit, welche Grillparzer erlitten, hat den damals noch jungen Dichter in so strenges Walten der Tragödie eingeweiht. Sein Vater war früh in den Tod gesunken, die Familie wurde vielfach verstört und der Selbstmord trat mehrmals auf — nur gar zu viel brachte dem jungen Poeten den Gang der Medea näher.

Man sucht umsonst nach freudigen Anregungen im Leben Grillparzers. Auch seine Werke brachten ihm gewöhnlich zunächst Kummer. Was ist er gepeinigt worden mit seinem vierten Stücke, mit „Ottokars Glück und Ende“, mit seinem fünften Stücke: „Ein treuer Diener seines Herrn“. Und so fort: „Des Meeres und der Liebe Wellen“ verschwand nach drei Vorstellungen vom Repertoire, „Weh dem, der lügt!“ mißfiel bei der ersten. Nur der spät kommende „Traum ein Leben“, während des ganzen ersten Abends in der Schwebe zwischen Aufschwung und Untergang, gefiel endlich, als man des „Traumes“ inne wurde, lebhaft und brachte ihm rasch ein Genüge.

Eben weil er aller Konvenienz aus dem Wege ging und immer eigentümlich schuf, stießen seine Wege auf so viele Abgründe.

„Ottokar“ erregte politischen Anstoß und wurde zurückgeschoben. Die Gründung des regierenden Hauses war verherrlicht, aber weil der übrigens selbst ger-

manifisierende Böhmenfürst Ottokar unterging, sollte das Stück den Böhmen mißfällig sein und — das Interesse des regierenden Hauses stellte sich zurück vor solcher Einwendung, man ließ das Stück verschwinden.

Beiläufig sei erwähnt, daß die bekannte Stelle: „Katharina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien" vom Dichter nicht erfunden ist, sondern auf historischem Grunde ruht, freilich auf modern historischem. Katharina Fröhlich war die Tochter eines hochgeachteten Wiener Bürgers, welcher um seiner hingebenden Thätigkeit für das Gemeindewohl Bürgermeister genannt wurde. Grillparzer war in diesem Bürgerhause ein gern gesehener Freund und er sah Katharina erblühen. Als sie 16 Jahre alt war und ihr eine reiche Partie angetragen wurde, hörte sie von Grillparzer, daß er ihr nicht abraten zu dürfen meine, daß er aber der unglücklichste Mensch auf Erden sein würde, wenn sie die Partie annähme. Dies scheint seine Liebeserklärung gewesen zu sein. Katharina [illegible] gestalt im Fröhlichschen Hause deklamiert, hatte er sie erzählen hören, was der neunjährigen Kathi einmal in der Burg begegnet war. Sie war mit einer Begleiterin durch den Augustinergang gewandelt und war dort dem Kaiser Franz begegnet. Ihre Reverenz machend, bleibt sie stehen und der Kaiser, das Fröhlichsche Kind betrachtend, bleibt ebenfalls stehen, legt die Hand auf ihr Köpfchen und fragt sie, ihre [illegible],

Schönheit. Ich bin immer der Meinung gewesen, die schwere, schmerzvolle Jugendzeit, welche Grillparzer erlitten, hat den damals noch jungen Dichter in so strenges Walten der Tragödie eingeweiht. Sein Vater war früh in den Tod gesunken, die Familie wurde vielfach verstört und der Selbstmord trat mehrmals auf — nur gar zu viel brachte dem jungen Poeten den Gang der Medea näher.

Man sucht umsonst nach freudigen Anregungen im Leben Grillparzers. Auch seine Werke brachten ihm gewöhnlich zunächst Kummer. Was ist er gepeinigt worden mit seinem vierten Stücke, mit „Ottokars Glück und Ende“, mit seinem fünften Stücke: „Ein treuer Diener seines Herrn“. Und so fort: „Des Meeres und der Liebe Wellen“ verschwand nach drei Vorstellungen vom Repertoire, „Weh dem, der lügt!“ mißfiel bei der ersten. Nur der spät kommende „Traum ein Leben“, während des ganzen ersten Abends in der Schwebe zwischen Aufschwung und Untergang, gefiel endlich, als man des „Traumes“ inne wurde, lebhaft und brachte ihm rasch ein Genüge.

Eben weil er aller Konvenienz aus dem Wege ging und immer eigentümlich schuf, stießen seine Wege auf so viele Abgründe.

„Ottokar“ erregte politischen Anstoß und wurde zurückgeschoben. Die Gründung des regierenden Hauses war verherrlicht, aber weil der übrigens selbst ger-

manifierende Böhmenfürst Ottokar unterging, sollte das Stück den Böhmen mißfällig sein und — das Interesse des regierenden Hauses stellte sich zurück vor solcher Einwendung, man ließ das Stück verschwinden.

Beiläufig sei erwähnt, daß die bekannte Stelle: „Katharina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien“ vom Dichter nicht erfunden ist, sondern auf historischem Grunde ruht, freilich auf modern historischem. Katharina Fröhlich war die Tochter eines hochgeachteten Wiener Bürgers, welcher um seiner hingebenden Tätigkeit für das Gemeindewohl Bürgervater genannt wurde. Grillparzer war in diesem Bürgerhause ein gern gesehener Freund und er sah Katharina aufwachsen. Als sie 16 Jahre alt war und ihr eine reiche Partie angetragen wurde, hörte sie von Grillparzer, daß er ihr nicht abraten zu dürfen meinte, daß er aber der unglücklichste Mensch auf Erden sein würde, wenn sie die Partie annähme. Dies scheint seine Liebeserklärung gewesen zu sein. Katharina lehnte die Partie ab. Solchergestalt im Fröhlichschen Hause daheim, hatte er oft erzählen hören, was der neunjährigen Kathi einmal in der Burg begegnet war. Sie war mit einer Begleiterin durch den Augustinergang gewandelt und war dort dem Kaiser Franz begegnet. Ihre Reverenz machend, bleibt sie stehen und der Kaiser, das bildhübsche Kind betrachtend, bleibt ebenfalls stehen, legt die Hand auf ihr Köpfchen und fragt sie, ihre „Bildsauberkeit“ rühmend,

wie sie heiße. — „Katharina, Katharina Fröhlich!“ — „So?“ — Und eilig setzt sie hinzu: „Bürgerskind aus Wien!“ — „Saperlot!“ ruft der Kaiser.

Daß der sonst in bürgerlichen Dingen vor der Öffentlichkeit schüchterne Grillparzer dies aufs Theater gebracht, verwundert einen beinahe. Aber ein frischer Schalk sprang zuweilen bei ihm hervor und er hat wahrscheinlich seine geliebte Kathi überraschen und heiter erschrecken wollen.

Den „Treuen Diener seines Herrn“ hat er auf Veranlassung geschrieben. Der Fall ist einzig in seiner Lebensbahn und er ist ihm, dem sonst starrsinnig auf Eigenem Beharrenden, übel genug bekommen. Zu einer Krönung in Preßburg hat die Kaiserin ein neues Drama aus der ungarischen Geschichte von Grillparzer gewünscht und Grillparzer hat nach langem Suchen keinen andern Stoff gefunden als den des Bankban. Wir wissen, wie viel Mißdeutungen und falschen Deutungen das Stück immer verfallen gewesen ist; die Spitze dieser Deutungen ist aber doch, daß man es auch zu dem beabsichtigten Zwecke nicht brauchen konnte. Trotz alledem ist es ein sehr interessantes Stück.

In seinem Nachlasse sollen sich einzelne dramaturgische Aufsätze befinden, namentlich einer über Shakespeare. Grillparzer gehörte nicht zu den wahllosen Preisern des britischen Dichters, er unterschied streng zwischen den Werken, welche demselben zugeschrieben werden. Es

wird also sehr lehrreich sein, einen Artikel über Shakespeare von ihm zu erhalten. Ferner soll eine Selbstbiographie Grillparzers im Nachlasse sein. Das wäre denn freilich sehr erwünscht. Erwartet hätte ich, Grillparzers Charakter gemäß, eine eigene Lebensbeschreibung von ihm keineswegs, denn er ließ sich immer nur ungern darauf ein, über sich selbst zu sprechen.

Von den dramatischen Fragmenten, welche jetzt nach seinem Tode zum Vorschein kommen werden, mag „Die Jüdin von Toledo" das wichtigste sein. Er hat mir nie von ihr gesprochen, wohl aber der Dichterin Betty Paoli und diese ist der Meinung, das Fragment werde umfangreich sein. Ein hochbegabtes Weib sei der Mittelpunkt, welches den König glücklich bezaubere, so lange es in dessen Nähe, welches aber vom Aberglauben der Zeit der Zauberei angeklagt und dem brutalen Exekutionsgerichte überliefert werde.

Für das kleine, bereits abgedruckte Fragment „Hannibal" ist keine Ergänzung zu erwarten. Das Lesen im Plutarch hat Grillparzer veranlaßt, eine einzelne Szene zu schreiben, ohne den Gedanken an ein ganzes Stück.

Ebensowenig ist eine Fortsetzung der „Esther" in Aussicht. Grillparzer gestand naiv ein: er habe es vergessen, in welcher Weise er sich den Fortgang des Stückes vorgebildet.

Er fertigte freilich manche Nachfrage ab in solcher und ähnlicher Art. Öfters hat er mir von „Rudolph und Mathias“ gesagt, es fehle noch etwas Wesentliches und er sei nicht mehr imstande, das nachzuholen, und plötzlich einmal gab er mir das ganze Stück, von seiner Hand geschrieben und nirgends geändert und mit dem bis dahin unbekannten Titel: „Ein Bruderzwist in Habsburg“. Er hatte offenbar nichts mehr daran getan, seit er von jenem wesentlichen Mangel gesprochen, er hatte es nur nicht aus der Hand geben wollen. Aus der Hand gegeben, kam es in Rede und das scheute er in alten Tagen. „Wenn ich tot bin, sprecht was ihr wollt darüber, dann kümmerts mich nicht mehr,“ pflegte er zu sagen.

In viel früherer Zeit schon, etwa zu Anfang der Sechzigerjahre, hatte er mir das ganz vollendete Manuskript der „Libussa“ gegeben, mit der ausdrücklichen Erlaubnis, es aufzuführen. Er knüpfte aber eine Bedingung daran, welche mich bei seinen Lebzeiten immer gelähmt hat. „Sie werden es nicht aufführen,“ sagte er, „wenn Sie nicht des Erfolges sicher zu sein glauben. Selbst ein günstiger Erfolg hat für mich keinen besonderen Wert mehr, ein ungünstiger aber würde mich doch kränken.“

Wer kann über einen Theatererfolg Sicheres vorhersagen! Und ich mochte es nicht wagen, die Ruhe des würdigen Greises aufs Spiel zu setzen.

Weniger einschränkend sprach er, als er mir den „Bruderzwist in Habsburg“ übergab. „Machen Sie damit, was Sie wollen. Sie sind nicht mehr im Burgtheater, wo es ja doch seines dynastischen Stoffes wegen nie gegeben werden kann, und ehe Sie im Stadttheater dazu kommen, bin ich vielleicht nicht mehr da.“

Und er ist wirklich nicht mehr da. Über die Inszenesetzung der beiden Stücke sprach er übrigens eingehend und machte dafür ganz bestimmte Gesichtspunkte geltend. Er kannte die Wirkungen vom Theater herab ganz genau und bis ins Feinste. Er hat nie ein Drama geschrieben, ohne es in der Theatererscheinung vor sich zu sehen, und er wies mit Geringschätzung alle sogenannten Buchdramen ab. Die Aufführbarkeit mit größerer oder geringerer Wirkung war ihm ein integrierender Bestandteil des Dramas. Was nicht in der Phantasie gesehen und so voll als Drama empfangen war, das hielt er für mangelhaft, und zwar mangelhaft im Wesentlichen.

Ja, in allem, in jeder Richtung, in der Hervorbringung wie im Urteil war er eigen, lehnte er sich nirgends an. In früherer Zeit nannte man in Preußen Friedrich II. Friedrich den Einzigen. Dieses Wort „einzig“ paßt genau auf Grillparzer. Man nennt wohl auch manchen so, weil er ohne Kenntnis über manches daneben Liegende urteilt. Darauf beruhte aber Grillparzers Eigenart durchaus nicht. Er war ungemein

unterrichtet, er war namentlich unterrichtet über alle Poeten bis in die innersten Nerven derselben, von Aeschylus bis Viktor Hugo. Die Spanier, die Italiener, die Franzosen, die Engländer waren ihm vertraut wie Schiller und Goethe und über jeden Poeten hatte er ganz unabhängige, von der allgemeinen Kritik fein oder weit abweichende Ansichten. Schiller z. B. nannte er „redselig“, aber er schätzte ihn aufs höchste.

Eigensinnig konnte man Grillparzer nennen in edler Bedeutung des Wortes. Dies war überhaupt sein Charakter in aller Wärme und Milde, welche er herzlich besaß. Um deswillen war er nicht gesellig, war er schwer zugänglich, um deswillen war er aber auch ganz selbständiger Poet. Die Wahrheit suchen und ausdrücken in schöner Form, das war sein poetischer Drang. Lächelnd und leise mit der Achsel zuckend, nahm er es auf, wenn man an seinen Arbeiten Dies oder Jenes geändert wünschte. „Sie mögen wohl Recht haben,“ sagte er allenfalls, wenn die tadelnde Person ihm sympathisch war, „aber ich kann's nicht.“

Sein Werk war immer das Ergebnis innerer Notwendigkeit.

Und dabei ist gar viel verloren gegangen, was er nicht niedergeschrieben. Er ging schwer ans Schreiben. Im Kopfe fertige Stücke soll er zahlreich der Vergessenheit überlassen haben. Gewöhnlich war eine äußere Veranlassung nötig, daß er sich hinsetzte und dann in

bewegtem Drange ein Drama aufs Papier brachte. Er war ein Vulkan! sagte mir jetzt beim Leichenbegängnisse eine Person, welche ihn lange und genau gekannt. Wer hätte ihn dafür gehalten, den stillen, schüchtern erscheinenden Mann! Und doch ist mir's ganz einleuchtend.

Sein unwandelbarer Charakter hat in politischen Fragen den Parteimännern viel zu schaffen gemacht, besonders in der letzten Zeit in bezug auf Deutschland. Nicht ein Atom gab er auf von seiner altösterreichischen Gesinnung und man wunderte sich, man schalt auch wohl, daß ein deutscher Dichter so stocksösterreichisch sein könnte. Ganz ohne Not! Wenn man ihn kannte, begriff man's vollständig. Sein Österreich stammte von Deutschland und hatte einen deutschen Beruf. Aber dieser Beruf war eben ein speziell österreichischer, ein gründlich historisch-österreichischer. In der gründlichen Geschichte Österreichs wurzelte Grillparzer, ein konservativer Charakter, welcher das Wesen bewahren wollte, die Form indessen bereitwillig den ausgebildeten Bedürfnissen der Zeit anpassen ließ. Den ausgebildeten Bedürfnissen. Den erst entstehenden sah er, ein denkender Dichter, mit vollem Interesse zu, das unwahr Übertreibende wegstoßend, das in Wahrheit Schwebende genauer Prüfung anheimgebend. So gehörte er in allen gereiften Staatsfragen zum Liberalismus, in den spekulativen Zukunftsfragen aber verlangte er ein volles Recht für den Zweifel, verlangte er Ruhe

und Geduld und unbarmherzige Prüfung. Die psychologische Prüfung stand ihm obenan. In der deutsch-österreichischen Staatsfrage wies er auf die Gründung des Reiches zurück, auf die Ostmark, welche deutsch zu gründen hatte, auf seinen Rudolf v. Habsburg, welcher Ottokar, den tüchtigen Tschechen, überwand, den tüchtigen Böhmen, welcher die Einwanderung der Deutschen wollte und die Civilisierung Böhmens durch die Deutschen, welcher aber an den Starrköpfen der tschechischen Böhmen scheiterte. Dies Scheitern deutet Grillparzer als einen Todeskeim Ottokars an, das deutsche Wesen des Habsburgers als Grundkeim des Sieges. Alsdann und zuletzt und ganz und gar wurzelte Grillparzers Österreichertum in den Grundsätzen Maria Theresias und Josefs des Zweiten: Organische Germanisierung ringsum und in den Osten hinab, organische, nicht gewaltsame. Bei einer organischen Germanisierung werden alle edlen Bestandteile der nichtdeutschen Völkerschaften mit aufgenommen, und es entsteht ein charakteristisches Deutschtum, ein österreichisches Deutschtum. Dies wollte er durchaus nicht in Gleichmacherei untergehen sehen und darin unterschied er sich von der jüngeren Richtung, welche auf das österreichische Deutschtum keinen Wert legt. In diesem Sinne war er ein speziell österreichischer Deutscher, welcher die Achseln zuckte, wenn man ihn zu den wenigen deutsch Gesinnten zählen wollte, ihn, der die deutsche Natur

zu reifer Poesie in sich abgeklärt, ihn, welcher den deutschen Kern so redlich in sich gereift hatte. Er hielt sich für einen reicheren Deutschen als jeden seiner Widersacher in dieser Frage.

So war der Mann, dessen morsche Hülle wir jetzt begraben haben. Nehmt alles nur zu allem, wir werden schwerlich seinesgleichen sehen.

Heinrich Laube.



12. Emilie von Binzer. 1872.

Erinnerungen an Grillparzer.

Lord Byrons berühmte Worte über Grillparzer lauten in seinen Tagebüchern wie folgt: „Las die italienische Übersetzung von dem deutschen Grillparzer — ohne Zweifel ein teuflischer Name für die Nachwelt! aber sie muß ihn aussprechen lernen. Mit allen Zugeständnissen an Übersetzungen, und an italienische, die schlechtesten von allen, also mit jedem Zugeständnis an solch' einen Nachteil, ist das Trauerspiel „Sappho" herrlich! erhaben! Es läßt sich nicht ableugnen, der Mann hat eine große Tat getan, indem er es schrieb. Und wer ist er? Ich kenne ihn nicht, doch kommende Jahrhunderte werden ihn kennen."

Als ich 17 Jahre alt war, zählte Grillparzer 28, woraus sich ergibt, daß, als er seine erste Tragödie schrieb, ich imstande war, sie zu begreifen. Die Mitwelt kannte damals den „teuflischen Namen" ebensowenig als die Nachwelt; uns Deutschen klingt er zwar nicht „ritterbürtig", aber er hat die Bedeutung für uns, daß des Dichters Vorfahren eine Parzelle Land

besessen haben. Eines Tages nun stand auf dem Theaterzettel: „Die Ahnfrau, von Grillparzer“. Graf Ferdinand Palffy, der Mann, der in Wien bekannt war, weil er in jedem Wetter ohne Hut herumging, hatte damals die drei Haupttheater: die Burg, das Kärntnertor und das Theater an der Wien, in Pacht und ließ die Schauspieler von einem zum andern übergehen, wie er die Rollen am besten zu besetzen meinte. So kam es, daß die „Ahnfrau“ zuerst am Theater an der Wien von Hofschauspielern aufgeführt wurde. Auf dem Zettel stand: Graf Borotin, Herr Lange; Bertha, seine Tochter, Madame Schröder; Jaromir, Herr Heurteur. Herr Lange war eine beliebte Tradition in Wien; er deklamierte wie ein Wahnsinniger, es war nichts leichter als ihn nachzuahmen — wenn man jede Rücksicht auf Silbenwert und Stimmenfall beiseite setzen wollte — aber sein Feuer und sein wirkliches Talent rissen unwiderstehlich hin; er war damals über 80 Jahre alt, stand aber noch gerade aufrecht, eine alte Heldengestalt. Sophie Schröder war ungefähr 36 Jahre alt, konnte aber ihrem Äußern nach noch die Berta spielen, da ihre Meisterschaft ersetzte, was etwa an Jugend fehlte; aber es war das letzte Mal, daß sie eine junge Heldin spielte, denn schon in dieser ersten Vorstellung litt sie heftig an der Gicht im Fuße, so daß sie mit Mühe ging; am andern Tage ward sie auf das Krankenlager geworfen, von dem sie sich nach langen Leiden mit

dem Verlust ihrer schlanken Gestalt erhob. Heurteur war ein bildschöner junger Mann mit einer Stimme wie Uhlands Taillefer: „bald wie ein Lüftchen, bald wie ein Sturm“, dessen Juwel in seinem Rollenfach der Jaromir immer geblieben ist.

Alle Welt war gespannt auf dieses Stück von einem wiener Kinde, es hatte lange kein Österreicher eine Tragödie geschrieben; das Theater war gesteckt voll. Ich habe mancherlei Vorstellungen gesehen, aber nie eine, die das Publikum so durch und durch gepackt hätte, wie diese. Die Schröder spielte mit der ganzen Macht ihres Talentes, die stumme Szene, als sie ihr Tuch auf Jaromirs Schärpe, die auf seine Entdeckung führen mußte, wirft und nun selbst entdeckt, wen sie liebt, kann niemand vergessen, der sie gesehen hat; aber wie Wenige leben, die dieser ersten Aufführung beigewohnt haben!

Das Stück ging unter ungeheurem Applaus zu Ende und Grillparzer konnte, Byron parodierend, sagen, daß er an diesem Tage als unbekannter Mann erwacht und als berühmter eingeschlafen war. Wie vom Entsetzen der Geisterwelt ergriffen, verließ man das Haus, von der obersten Galerie bis zu den ersten Ranglogen war die Erregung gleich; es gab keinen Freigeist mehr, ein Jeder hatte die schreckliche Erscheinung mit seinen Augen gesehen; in dieser Nacht gab es keinen ruhigen Schlaf; kein junges Mädchen

hat ihre Nachttoilette vor dem Spiegel gemacht, aus Furcht, das Spiegelbild könne die Arme über den Kopf erheben, während sie ihre Haare in Papilloten legte; kurz, es ging ein Rausch des Beifalls, aber auch des Entsetzens durch ganz Wien, der es so prickelnd erregte, daß sich nur Wenige fragten, ob dies der Eindruck sei, den ein edles Kunstwerk machen soll; aber auch diese Wenigen verkannten die poetische Kraft und das große Talent des Dichters nicht, wie auch, als die Räuber zuerst erschienen, kein urteilsfähiger Mensch diese beiden Elemente des wahren Dichters in dem Neuling verkannt haben mag. Grillparzer sagte mir in der Zeit seines späten Ruhms: „Die Leute sagten damals, ich hätte ein Schicksalsstück geschrieben, und ich habe eine Gespenstergeschichte, die auf einer Familiensage beruht, dramatisieren wollen."

Bis zum Jahre 1820 hörte ich nichts mehr von ihm; ich brachte den Sommer dieses Jahres in Löbichau bei der Herzogin von Kurland zu, deren Tochter mich erzogen hatte; Jean Paul und mehrere Andere haben das gastfreie Haus dieser liebenswürdigen Fürstin gefeiert; unter den vielen Sommergästen war auch Oberlieutenant Prokesch, damals Adjutant des in Leipzig sterbenden Fürsten Schwarzenberg, seitdem zu den höchsten Würden gelangt. Das gemeinsame Interesse für Literatur brachte ihn bald dahin, daß er mir mehrere ungedruckte Gedichte von Grillparzer mitteilte,

darunter auch sein Gedicht auf Rom, worin er nicht nur die dortige Wirtschaft geißelt, sondern sonst auch allerhand liberale und „erschießliche“ Ideen auf eine so eindringliche und in das Blut gehende Weise ausspricht, daß er sich dadurch das Mißfallen der Machthaber in solchem Maße zuzog, daß er beinahe um sein winziges Ämtchen gekommen wäre.

Erst unter Franz Joseph ward ihm die Stelle eingeräumt, die ihm gebührte, und Kaiser Max war stolz darauf, ihm das erste Großkreuz verliehen zu haben; so hat das erlauchte Brüderpaar gewetteifert, die Unbill der Vergangenheit gut zu machen. Er selbst verlangte nicht nach irdischer Größe, aber Zeichen der Liebe und der Anerkennung taten ihm auch von den Höchsten wohl. Ich verschlang diese Gedichte und schrieb sie, nach Mädchenart, in mein Auszugsbuch zu vielen „schönen Stellen“ aus Sappho, die mir damals mehr Eindruck machten als der Totaleindruck dieses erhabenen Werkes, wie es Byron nennt. Als ich heiratete und in dem äußersten Norden von Deutschland lebte, hörte ich lange nichts von Grillparzer; nur kam einmal ein „höchst gebildeter“ Mann in meinen Kreis, der erzählte, es habe ihm sein Buchhändler ein monstruoses Drama von einem gewissen Grillparzer übersendet und er habe es behalten müssen, es verlange ihn nie, es wieder zu lesen, wenn ich es haben wolle, stünde es mir zu Diensten. Es war „Ottokars Glück und

Ende"!! Nun glaube man nicht, daß man im lieben Kiel, wo dieser Vorfall stattfand, so geurteilt, wenn man den Dichter gekannt hätte; aber man kannte ihn nicht; ich weiß nicht, auf welche Art der Vertrieb seiner Werke vor sich ging, aber sie waren in keiner nordischen Buchhandlung zu haben; Theater, die sie hätten würdig aufführen können, gab es nicht, denn sie sind meist auf wenige vortreffliche Schauspieler berechnet — oder wie „Ottokars Glück und Ende" auf eine Menge, in der wieder einige ganz hervorragend sein mußten; Provinzialbühnen können dergleichen nicht liefern; sonst war Kiel eine literarisch gebildete Stadt — Platen, Rückert, Heine wurden vollkommen gewürdigt; und hätte man Grillparzers Sachen mit Leichtigkeit haben können, so hätte es ihnen gewiß an Bewunderern nicht gefehlt. Man las in den Universitätskreisen gern mit verteilten Rollen und ich erinnere mich eines solchen Abends bei mir mit Freuden, wo Dahlmann den Götz von Berlichingen meisterhaft las und seine Frau den Georg mit reizender Naivität.

Im Jahre 1846 hielt ich mich einige Zeit mit meinen damals jungen Töchtern in Wien auf; einen Wunsch meines Herzens erfüllte mir Zedlitz, der Freund unseres Hauses, indem er mir Grillparzers persönliche Bekanntschaft verschaffte; er lud ihn, Stifter und Eichendorff ein, mit uns bei ihm zu essen; letzterer war sein Schulgenosse in Breslau gewesen. Auf Stifter

hatte Zedlitz zuerst in der „Augsburger Allg. Zeitg.“ die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland gelenkt und Grillparzer war ihm ein Gegenstand hoher Verehrung und herzlicher Liebe. Es gab eine Zeit, in der der Ruhm dieser beiden nicht so verschieden war wie jetzt, wo man den Einen nach Verdienst auf seine ganze Höhe gehoben hat, während man Talent und Charakter des Andern so sehr verkennt, daß er bei keiner Gelegenheit, und selbst bei solchen, in denen es wirklich schwer ist, ihn zu umgehen, in österreichischen Blättern genannt wird, während er den Unglimpf, den man ihm in den Literaturgeschichten getan hat, mit Grillparzer teilt. Die beiden Dichter verband aber vom frühen Mannesalter an eine warme Freundschaft, sie waren fast von einem Alter und haben in der Ludlamshöhle manchen lustigen Abend zusammen verlebt, wenn auch sonst ihre Lebensgewohnheiten auseinander gingen. Zu der Zeit, als Zedlitz die Totenkränze herausgab und der Beifall ihn überströmte, als Schreivogel seine Dramen fortwährend gab, Cotta ihm für jedes noch ungelesene Drama 1200 fl. gab, richtete er an Grillparzer, auf den damals noch Niemand Gedichte machte, folgendes Sonett:

„Laſſ' hehrer Aar, uns durch die Wolken dringen!“ usw.

Wenn auch das Gedicht an sich manchen Tadel zuläßt, so glüht doch das Feuer einer neidlosen An-

erkennung so warm darin, daß man ihn gern unterläßt. Grillparzer hat Zedlitz nie verkannt, ihn nie für einen sklavischen Geist, für einen Verleugner der Menschenrechte und einen Feind des Fortschrittes gehalten, weil er unter Fürst Metternich in Staatsdienste getreten war; er hat sein tiefstes Wesen immer erkannt und geehrt und die Grabschrift auf Zedlitz' Grab, das nie bekränzt, nie erwähnt wird, wenn am Allerseelentage der Toten gedacht wird, rührt von ihm her. Wenn es ihm seine Gesundheit irgend erlaubte, nahm er jede Einladung von Zedlitz mit Freuden an und Grillparzer war nicht der Mann, der zu Jemanden essen ging, den er nicht achtete. — Das Mittagsmahl mit den vier Dichtern war reizend, meine Töchter sangen Eichendorffs Lied: „In einem kühlen Grunde", das er bei einer Mühle bei Neisse gemacht hat; Grillparzer erfreute mich, indem er meine eben erschienenen Erzählungen lobte — und Stifter war in seiner liebenswürdigsten Laune. Eichendorff habe ich seitdem nicht wieder gesehen, mit Grillparzer bin ich im freundlichen Verkehr geblieben, Stifter habe ich langsam und qualvoll dahinsterben sehen, Zedlitz habe ich die Augen zugedrückt — alle Viere sind tot.

Bei Tische äußerte ich mich mit einiger Übertreibung, wie sie im scherzhaften Gespräch eintritt, über die Glacien Wiens. Ich wünschte diese Pflegeanstalt für Lungenentzündungen und Gicht, deren Bäume vor

Staub verkrüppeln — verbaut und nur durch Gartenanlagen unterbrochen. Ein Sturm der Empörung erhob sich gegen diese Ketzerei, denn jeder gute Wiener hielt gerade diese Wiege der Stürme für die größte Zierde seiner Vaterstadt; nur Grillparzer stimmte mir bei und hat diese Umwandlung noch erlebt.

Nach diesem ersten Zusammentreffen sah ich ihn zuerst im Frühjahr 1848 wieder, wo Österreich noch größere Veränderungen durchzumachen hatte, als die Aufhebung der Glacien. Im Jahre 1850 brachten Rettichs und Baron Münch den Sommer in Aussee zu. Ich hatte eine Erzählung geschrieben, die ihnen gefiel und die ich infolge dieses günstigen Urteils als Preisbewerbung in das Familienbuch des Triester Lloyd sandte; ich war eben in Wien, als sie den Preis erhielt, eine Ehre, die mir in der Folge ordentlich komisch erschien, da Paul Heyse unter den Bewerbern war. Wie tief wäre ich gefallen, wenn mich dieser Erfolg berauscht hätte! Grillparzer war einer der Preisrichter, wußte aber natürlich nicht, von wem die „Anne Marie“, so hieß die Geschichte, war; ich besuchte ihn auf seinem Bureau in der Johannisgasse, wo er irgend ein Archiv verwaltete, und brachte in neckischer Laune das Gespräch auf die noch nicht entschiedene Preisnovellenfrage; sie gefielen ihm alle drei, so viele waren ausgesichtet worden, nicht übel — am besten eine Studentenszene, die den Anderen aber gar keinen Ein

druck gemacht hatte; an der Anne Marie tadelte er, daß zu viele Verse darin zitiert werden — und in der Tat hatte ich mich hinreißen lassen, in diese Dorfgeschichte mehr populäre Liederchen einzuflechten, als billig ist. Ich verriet mit keinem Worte, daß sie von mir sei, und ließ mich ruhig tadeln und loben; aber reizend war sein spaßhafter Zorn, als ich ihn wiedersah und er das Geheimnis wußte und sich besann, ob er mir auch etwas Unangenehmes gesagt hatte. Diese nun schon durch zwei verschiedene Stadien der Kritik gegangene Novelle hatte noch ein Schlußschicksal. Jemand erzählte an meinem eigenen Mittagstische, es habe in Ischl geregnet und er habe ein Buch verlangt; man habe ihm das Familienbuch gebracht, darin habe er eine so entsetzlich langweilige Geschichte gelesen! .... Und nun erging er sich mit seinem besten Witze über meine „Anne Marie". Die Tischgesellschaft, die wußte, was er tat, wollte vor Verlegenheit vergehen, ich konnte kaum das Lachen unterdrücken und fühlte mich nur unbehaglich, als Jemand dem Unglücklichen verriet, was geschehen sei ...

Jedesmal, wenn ich in Wien war, besuchte ich Grillparzer im Archiv, und nachdem er sein Amt niedergelegt hatte, in seiner Wohnung und nie verließ ich ihn, ohne den Eindruck mitzunehmen, daß er der größte und weiseste Mensch sei, der mir je begegnet ist; auch über politische Zustände sprach er wie

ein Seher. Im Jahre 1862 sah ich ihn an Zedlitzens Sterbelager; er und Schmerling kamen am letzten Geburtstage, den er erlebte [28. Februar 1862], und machten ihm dadurch eine Freude, die er, trotz seines Zustandes zwischen Geistesabwesenheit und verklärtem Bewußtsein, vollkommen empfand. Als Grillparzer gegangen war, sagte der Sterbende: „Welch' ein Mann! Gegen den bin ich so groß (hier bezeichnete er zwischen Daumen und Zeigefinger eine Zolllänge), während er in die Wolken reicht.“ Grillparzer sagte mir: „Es ist keine Phrase, wenn ich Ihnen sage, daß ich mich gern statt seiner auf sein Sterbebett gelegt hätte.“

Eh' ich Wien im Jahre 1865 im Spätherbst verließ, sagte er mir: „Schreiben Sie an Kaiser Max?“ Und als ich es bejahte, fügte er hinzu: „Sagen Sie dem Kaiser, daß ich ihn bewundere und verehre; und wenn er sein Unternehmen nicht durchführt, denn er ist kein Gott und kann die Begebenheiten nicht lenken, so hat er das Zweckmäßigste getan und die weisesten Maßregeln ergriffen, die zu ergreifen waren. Muß er zurückkehren, so werden ihn viel niedrig gesinnte Menschen verspotten, schon weil er ein österreichischer Prinz ist und weil sie einem solchen keinen Erfolg gönnen; aber alle Menschen von Einsicht werden eingestehen, daß er würdig war, ein geordnetes Reich zu verwalten.“ Ich schrieb mir diese Worte, die einen Auftrag enthielten,

gleich auf und ließ sie am jährigen Todestage des unglücklichen Kaisers als ein Denkmal für ihn in der Augsburger Allg. Zeitg. abdrucken.

Ein Beweis, wie sehr Grillparzer Recht hatte, wenn er sagt, „daß man einem österreichischen Prinzen nichts gönnt“, ist, daß man in einem großen wiener Blatte die Wahrheit dieser Worte bezweifelt hat, die ich nicht beweisen kann, weil sie nur in einem Briefe von mir an den Kaiser, den ich nach seinem Tode wieder bekommen habe, existieren; aber der Umstand, daß diejenige, die Grillparzers geheimste Gedanken kannte, seine beiden liebsten Besitztümer an seinem Sarge aufstellen ließ, und daß dieselben der Becher, den ihm die Armee geschenkt, und ein verwelkter Lorbeerkranz sind, den ihm der Kaiser Max einst mit einem Gedichte schickte, beweist wenigstens die Gesinnung, aus der der Auftrag, den er mir gab, hervorging.

Das Jahr darauf, glaub' ich, machte er den fürchterlichen Fall im Römerbade in Roitsch, an dem er unwiderbringlichen Schaden am Gehör erlitt; später noch einen auf seiner Treppe. Als ich ihn dann wiedersah, kam er mir körperlich ganz gebrochen und traurig verändert vor; ich kam gewöhnlich nach 11 Uhr zu ihm; unmittelbar nach einem solchen Besuche ging ich eines Tages zu einer Mittagsvorstellung in die Sappho, die zu einem Zwecke gegeben wurde. Als ich vor dieser Prachtvorstellung an den alten, gebrochenen Mann

dachte, den ich eben verlassen hatte, und nun den ungeheuren Enthusiasmus sah, mit dem man sein Werk aufnahm — an das Stübchen im vierten Stock und den alten Lehnstuhl und dies erleuchtete Haus mit seinem erregten Publikum sah, wirkte der Kontrast so überwältigend auf mich, daß ich in ein nicht zu unterdrückendes Weinen ausbrach, so daß ich mich vor meiner Nachbarin im Sperrsitz schämte, die gewiß den Zusammenhang nicht begriff.

Der edle Mann hat sich später wieder etwas erholt und die Schwäche seiner letzten Jahre rührte wohl mehr von seinem Alter und seiner zarten Körperbeschaffenheit her, als von dem Sturze; aber die Schwerhörigkeit ist ihm geblieben. Im letzten Gespräche, das ich mit ihm hatte, erzählte er mir noch, wie es gekommen sei, daß er den Namen Katharina Fröhlich in „Ottokars Glück und Ende“ auf der Bühne angebracht habe; jetzt hat er dem Namen in seinem Testamente eine edle Unsterblichkeit gegeben.

Dies ist das Wenige, was ich von dem großen Dichter zu erzählen habe, und was andere nicht wissen.

E. B.



13. Betty Paoli. 1872.

Studie über Grillparzer.

Einst, wenn Leib und Seel' sich trennen,
Sieht mein Auge noch, und bricht,
Daß mein Volk es wird erkennen,
Wen es hatt', und wußt' es nicht!

Fr. Rückert.

Bald nach Grillparzers Tod verbreitete sich das Gerücht, daß sich in seinem literarischen Nachlasse auch eine Selbstbiographie befinde. Ich gestehe, daß ich dieser Angabe wenig Glauben schenkte. Es war mir nicht wahrscheinlich, daß er, der nur selten und ungern von sich und seinen Erlebnissen sprach, derartige Aufzeichnungen hinterlassen haben sollte. Nichtsdestoweniger ist dies der Fall. Zwar reicht die erwähnte Autobiographie nur bis zum Jahre 1836; da sie aber die für Grillparzers geistige Entwicklung und poetische Produktion wichtigste Periode umfaßt, ist sie trotz dieses frühen Abbruches von unschätzbarem Werte. Ohne Frage dürfen wir von ihr so manchen Aufschluß erwarten, den selbst die vertrautesten Freunde des Dahingeschiedenen nicht zu geben vermöchten. Auch gegen sie hat er sich über seine inneren Zustände wohl niemals ganz aus=

16*

gesprochen; ein Rest, den er als sein unantastbares Eigen betrachtete, den in Worte zu kleiden ihm widerstrebte, blieb wahrscheinlich immer zurück. Nicht als ob er ein verschlossener Charakter gewesen wäre. Schon das Spontane in seinem Wesen brachte es mit sich, daß er sich im Gespräche unbefangen gehen ließ, aus seinen Meinungen kein Hehl machte und keinen der humoristischen oder witzigen Einfälle, an denen er reich war, unterdrückte. Ich habe im Laufe meines vielbewegten Lebens Niemanden gekannt, der an Reiz der Unterhaltung Grillparzer überboten hätte. Mit der großartigsten Auffassung des Ganzen verband er einen schier mikroskopischen Scharfblick für das Detail im Charakter der Menschen und der Verhältnisse mit dem unerbittlichen Ernste, der bis an die Wurzel der Dinge dringt — eine schalkhafte Naivetät, die oft an den Bonhomme Lafontaine erinnerte. Er hatte mit dem französischen Poeten noch manches Andere gemein: den außerordentlichen Verstand, die tiefe Welt- und Menschenkenntnis, die unbezwingliche Wahrheitsliebe.

Grillparzers Liebenswürdigkeit war so groß, daß selbst seine verdrießlichen Stimmungen — und daran fehlte es nicht — etwas von ihrem Gepräge annehmen mußten. Sie entsprang vor Allem einer großen Güte. Auch in diesem Punkte hat man dem seltenen Manne oft schweres Unrecht getan. Viele hielten ihn für einen Egoisten, weil er sich nicht von jeder Lappalie, wegen

der man sich an ihn wendete, aus seiner stillen Gedankenwelt reißen ließ und überhaupt den Verkehr mit Anderen eher mied als suchte. Daran, meine ich, hat er sehr wohl getan; ein Mensch wie er hat einen anderen Beruf, als ein angenehmer Gesellschafter zu sein oder eine Kleindichterbewahranstalt zu gründen. Sobald es sich aber um Ernstes, seiner Teilnahme Würdiges handelte, fand man Grillparzer stets bereit, Anderen mit Rat und Tat beizustehen. Auch in anderer, minder empfindlicher Weise hat man ihn verkannt: man pflegte ihn allgemein für schüchtern zu halten, während diese vermeintliche Schüchternheit nur dem Unbehagen entsprang, das die Geselligkeit ihm verursachte. Er war sich seines Wertes sehr wohl bewußt; die Gelegenheit, seiner geistigen und sittlichen Überlegenheit innezuwerden, bot sich ihm nur zu oft dar! Allein die Großartigkeit seines Wesens ließ nicht die leiseste Spur von eitler Selbstüberhebung in ihm aufkommen. In selbstquälerischen Stunden, mit denen das Genie unendlich häufiger heimgesucht ist, als die gewöhnlichen Menschenkinder es sich träumen lassen, mochte er sich manchmal unterschätzen; überschätzt hat er sich selbst im Augenblicke seiner glänzendsten Erfolge sicher nie. Ein Lob, welches über das von ihm als richtig angenommene Maß hinausging, ärgerte und verletzte ihn, statt ihn zu erfreuen. Für sich wie für die Gesamtheit dürstete er nur nach Wahrheit und Gerechtigkeit.

Ein psychologisches Rätsel möchte ich es nennen, daß er, ungeachtet seines tief leidenschaftlichen Naturells, nicht eigentlich hassen konnte; es gab gewiß keinen Menschen, dem er aus persönlicher Feindseligkeit Böses gewünscht hätte. Um so intensiver und energischer war hingegen seine Verachtung; sie schöpfte ihre Kraft aus der Strenge seines sittlichen Gefühls. Die Grundlage seines Wesens war, wie gesagt, vulkanisch. Freilich kam diese nur bei ganz besonderen Veranlassungen zum Vorschein; man konnte lange mit ihm verkehren, ohne sie zu ahnen. Sein ungemeiner Verstand und seine den ganzen Menschen durchdringende Bildung waren mächtige Korrektive der in seiner Naturanlage begründeten Heftigkeit. Ihm selbst graute vor den dunklen Mächten, die er in seiner Brust gären fühlte, er suchte sie nach Kräften niederzuhalten. In guten Stunden nahm sein Mißfallen den Ausdruck humoristischer Resignation an. Er meinte, man habe kein Recht, sich darüber zu verwundern oder gar zu ereifern, daß in einer so mangelhaft eingerichteten Welt die Räder kreischen und knarren, daß Einem die Sinne vergehen möchten. „Sei's!" war der Wahlspruch, den er im schmerzlichen Gefühl menschlicher Ohnmacht sich erkoren hatte.

Der Verkehr mit Grillparzer war im höchsten Grade fördernd, anregend, belebend, er selbst die beste Widerlegung jener albernen Theorie, die behauptet, daß großes Wissen das Gepräge der Eigentümlichkeit ver-

wische. Seine gründlichen und weitumfassenden Studien in Geschichte, Philosophie, Literatur hatten seinem Geiste nur zu höherer Originalität verholfen, denn er hatte sie im rechten Sinne betrieben: er besaß sie, sie besaßen nicht ihn, wie nur zu häufig vorkommt. Voll menschlichen Wohlwollens, war er gerne bereit, an der Fülle seines Reichtums Andere teilnehmen zu lassen, aber, wohlgemerkt! was ihn dazu trieb, war nur die freundliche Rücksicht für sie, keineswegs das eigene Verlangen, sich auszusprechen. Sein Drang nach Mitteilung war äußerst gering, am wenigsten war es seine Sache, Dinge, die sich auf sein inneres Leben bezogen, zur Sprache zu bringen. Es wäre unrichtig, zu sagen, daß er sich jeder derartigen Äußerung enthielt; das tat nicht not, denn er fühlte sich nicht im geringsten dazu versucht. Ein geringfügiges physisches Leiden, eine kleine Unbequemlichkeit, die ihn in seinen täglichen Gewohnheiten störte, konnte ihm unmutige Klagen erpressen; seine tiefsten Seelenschmerzen hat er als ein unverbrüchliches Geheimnis bewahrt. Die Muse allein besaß die Macht, den Bann von seinen Lippen zu nehmen, das Leben nicht. Der Grund dieser Schweigsamkeit in bezug auf seine inneren Zustände lag teils in der Scheu, mit der ein überaus sensitives Gemüt vor einer möglichen Profanation des ihm Heiligen zurückschrickt, teils in der stolzen Keuschheit einer Dichterseele, die ihren tiefsten Inhalt nur in der ge-

läuterten, abgeklärten Gestalt eines Kunstwerkes vor der Welt enthüllen will.

Wenn Grillparzer nicht redselig war, so konnte man ihn ebensowenig der Schreibseligkeit beschuldigen. Sein Geist war immer tätig, bewegt, mit Großem und Würdigem beschäftigt, aber nur widerwillig unterzog sich die Hand der Mühe, die von ihm gewonnenen Resultate aufzuzeichnen. Das war nicht etwa nur so mit dem Alter gekommen; von jeher kostete es Grillparzer nicht geringe Selbstüberwindung, sich an eine poetische Arbeit zu machen. Als echter Österreicher war auch er nicht frei von unserm Stammesfehler, dem Hang zum Dolce far niente, der sich bei ihm freilich in edlerer Gestalt als gewöhnlich, als Lust am Sinnen und Träumen, äußerte. Seiner Arbeitsscheu mögen übrigens auch noch andere Ursachen zugrunde gelegen haben. Vielleicht war sie zumeist das instinktive Widerstreben des ungewöhnlich zart besaiteten Organismus, der die mit jeder Produktion verbundene Anstrengung und Aufregung nicht ohne schweren Nachteil ertrug und sich deshalb gegen den ihm schädlichen Eingriff sträubte. Der poetische Drang allein, der ja gleichfalls eine Naturkraft ist, war stark genug, dieser Opposition Herr zu werden. Von ihm überwältigt, konnte Grillparzer Unglaubliches leisten. So hat er „Die Ahnfrau" und „Sappho" in wenigen Wochen, die Tragödie: „Ein treuer Diener seines Herrn" in nicht ganz zwei

Monaten geschrieben. Es war wie ein Fieber, das ihn überkam und nicht vor Vollendung seines Werkes von ihm wich. Minder zwingenden Motiven gegenüber behielt jedoch der physische Trieb der Selbsterhaltung meistens die Oberhand. Auch in seiner Korrespondenz beschränkte Grillparzer sich auf das Notwendigste. Briefe, in denen er sein Inneres darlegte, sich in Betrachtungen über allgemeine Zustände erginge oder seine Ansichten über Kunst und Literatur ausspräche, dürften sich darunter kaum oder nur in sehr geringer Anzahl vorfinden. Der tiefste Zug seines Wesens hieß ihn alles ihm Wichtige mit sich allein abmachen. Er war durch und durch eine einsame, monologische Natur. Nicht nur, daß er in seiner Stube, wenn er, in Gedanken versunken, vergaß, daß sich im Nebenzimmer Leute befanden, und auf Spaziergängen oft laute Selbstgespräche führte: auch in seinen schriftlichen Aufzeichnungen folgte er demselben Instinkt. In seinem Nachlasse befinden sich mehrere hundert Bogen, auf welchen im wirren Durcheinander philosophische Betrachtungen, Epigramme, Bemerkungen über die Bücher, die er eben las, Aphorismen, Urteile über dies oder jenes Tagesereignis und — häusliche Rechnungen verzeichnet sind. Oft begnügte er sich auch damit, einen flüchtig in Verse gebrachten satirischen Einfall oder melancholischen Witz auf ein Stückchen Papier zu kritzeln. Achtlos warf er es dann hin und nur den

Schwestern Fröhlich ist es zu verdanken, daß uns diese Blätter und Blättchen erhalten blieben. Grillparzers Verhältnis zur Öffentlichkeit war ein ganz eigentümliches. Er hätte nicht der Poet sein müssen, der er war, um nicht nach ihr zu verlangen; dennoch flößte sie ihm — ich spreche von der zweiten Hälfte seines Lebens — eine unüberwindliche Scheu ein. Er war zu bitter gekränkt, zu empörend verletzt worden und wollte sich nicht wieder ähnlichen Unwürdigkeiten aussetzen. Dieser Entschluß wurde auch dann nicht zum Wanken gebracht, nachdem Grillparzers Stellung dem Publikum gegenüber eine Wiederholung solcher Ungebühr, wie sie bei der ersten Aufführung seiner zaubervollen Dichtung: „Weh' dem, der lügt!" stattfanden, ganz unmöglich gemacht hätte. Echte Größe bricht sich immer Bahn, früher oder später mußte Grillparzer die verdiente Anerkennung finden. Aber dies verringert nicht Heinrich Laubes hoch zu würdigendes Verdienst, den Sieg beschleunigt zu haben; ohne seine Dazwischenkunft hätte der Dichter ihn nicht mehr erlebt. Mit wenigen Ausnahmen waren Grillparzers Stücke vom Repertoire verschwunden. Laube fügte sie demselben wieder ein und brachte es der jüngeren Generation erst zum Bewußtsein, welch ein Poet in ihrer Mitte lebe. Wenn es keinen anderen Beweis für Laubes seltenen dramaturgischen Beruf gäbe als das Verständnis und die Energie, womit er hier die richtige Fährte

entdeckte und verfolgte, so wäre es daran schon genug.

Gewiß hat diese begeisterte Anerkennung, die endliche Einsetzung in seine angebornen Rechte Grillparzern nicht gleichgiltig gelassen, aber sie konnte „vergang'ner Leiden tief getret'ne Spur" nicht mehr verwischen. Er hat jenen unseligen Theaterabend nie verwunden. Als — es war gegen das Ende der Fünfzigerjahre — einst der Gedanke angeregt wurde, „Weh' dem, der lügt!" wieder auf die Bühne zu bringen, sträubte er sich mit der größten Entschiedenheit dagegen. Ich äußerte, daß es kaum in seiner Macht stehe, die Wiederaufführung des Stückes zu verhindern. „Ich werde sie verhindern," rief er so heftig, wie ich ihn bei keiner anderen Gelegenheit gesehen habe, „ich werde sie verhindern, und müßte ich mich direkt an den Kaiser wenden, um ein Verbot zu erwirken." Dabei flammten seine sonst so milden blauen Augen und die gewöhnlich vorgebeugte Gestalt richtete sich energisch empor. Dies zornige Auflodern bewies mir nur zu deutlich, wie tief der Pfeil noch immer in der Wunde saß. Übrigens muß ich hier bemerken, daß die Idee, das Stück wieder zu geben, nicht von Laube ausgegangen war, der in seine bühnliche Wirksamkeit kein unbedingtes Vertrauen setzen mochte. Ich erwähne dieses Zwischenfalles nur, um zu zeigen, wie lange die erlittene Kränkung in der Seele des Dichters nachblutete und um wieviel die Erinnerung

an sie den Wunsch, dem Publikum gegenüber doch Recht zu behalten, überwog.

Es gab noch einen Grund, der Grillparzer in dieser verspäteten Anerkennung kein ganzes, volles Genüge finden ließ; nur seine engere Heimat brachte sie ihm entgegen, in Deutschland blieb sie ihm bis vor kurzem vorenthalten. Allerdings hatten sich schon früher manche Stimmen für ihn ausgesprochen, und zwar solche, die gewogen, nicht bloß gezählt werden müssen; bei der großen Mehrzahl aber stieß er auf das Vorurteil, das, eine Folge und ein Fluch unserer früheren politischen Verhältnisse, den in Österreich geborenen Dichter in Deutschland nur äußerst selten zur Geltung gelangen ließ. Zwei Dinge kamen noch hinzu, um Grillparzer gegenüber jenes ererbte Vorurteil doppelt schroff herauszukehren: die deutsche Lust am Klassifizieren und der bornierte Liberalismus, der in der Literatur die Oberhand gewonnen hatte. Jene hatte die Folge, daß man Grillparzer, weil durch sein erstes Stück, „Die Ahnfrau", ein fatalistischer Zug geht, ohneweiters den bereits in Verruf geratenen Schicksalsdichtern beigesellte. In den meisten Literaturgeschichten wurde diese Verkehrtheit wiederholt und von einem Publikum, das seine Kenntnis der Dichter statt aus ihren Werken nur aus Literaturgeschichten schöpft, willig geglaubt. Man kümmerte sich nicht darum, daß Grillparzers folgende Stücke ohne Ausnahme rein menschliche Konflikte zum

Gegenstande haben; er war und blieb ein Schicksals=dichter, man brauchte sich daher mit ihm nicht näher zu befassen. Den liberalen Philistern, diesem weitver=breiteten Geschlechte, war Grillparzer seit seinem „Ein treuer Diener seines Herrn“ ein Dorn im Auge. Nie ist ein Stück gründlicher mißverstanden und grundloser gelästert worden. Man ging so weit, es die Apotheose des Servilismus zu nennen. Wer nicht begreift, daß es die Apotheose der Treue ist, die der edle Mensch sich selber schuldet, der Treue, die mutig das eigene Herz zerdrückt, um das gegebene Wort zu lösen, der hat sich selbst gerichtet. Nicht in Demut ersterbende Loyalität, sondern die heilige Idee der Pflicht gibt Bancbanus die Kraft, das Äußerste zu wagen und zu ertragen. Mit so kleinlichen Unterscheidungen gab man sich jedoch nicht ab, Stück und Dichter wurden kurzweg verurteilt. In dieser Weise verkannt zu werden, war das Schlimmste, was Grillparzer begegnen konnte. Er war der Mann, literarischen Tadel zu ertragen; daß aber die Reinheit seiner Gesinnung angezweifelt wurde, erzeugte in ihm eine tiefe Erbitterung. Es war zu viel. In Österreich seiner freisinnigen Überzeugungen wegen mit argwöhnischen Blicken betrachtet, in Deutschland als servil verketzert, flüchtete er sich in die stille Ein=samkeit seines Studierzimmers. Nichts konnte ihn be=wegen, die Dramen, die seit dem Jahre 1838 ent=standen waren, aufführen zu lassen. Ebensowenig war

die Herausgabe seiner Gedichte von ihm zu erlangen. „Nach meinem Tode,“ pflegte er zu sagen, „mögen sie mit meinen Sachen machen, was sie wollen, aber so lange ich lebe, will ich keinen Ärger mehr davon haben.“ Nichts vermochte ihn von diesem Entschlusse abzubringen.

Grillparzers lyrische Gedichte dürften einen starken Band bilden. Viele derselben sind bereits abgedruckt; da sie aber in den verschiedensten, vor Dezennien erschienenen Taschenbüchern und Journalen zerstreut sind, weiß die jüngere Generation wenig oder nichts von ihnen. Hätte Grillparzer selbst für ihre Aufbewahrung sorgen sollen, so wäre es ein schweres Geschäft, sie jetzt zu sammeln. Er schrieb die Sachen eben nieder, gab sie, wenn er um einen Beitrag angegangen wurde, dem Herausgeber irgend eines Almanachs oder einer Zeitschrift, ärgerte sich, wenn sie ihm gedruckt zu Gesicht kamen, bald über ihre formelle Unfertigkeit, bald über die schlechte Gesellschaft, in welche er geraten war, und schlug sich endlich, um sich nicht länger ärgern zu müssen, die Sache aus dem Sinn. Zum Glück ließen die Schwestern Fröhlich es sich von jeher angelegen sein, seine Gedichte aufzubewahren. Daneben entstanden noch andere, mit nicht geringer Mühe zusammengebrachte Sammlungen. Schon zur Zeit, als das große Publikum sich Grillparzer gegenüber gleichgiltig, die Kritik geradezu feindselig verhielt, bildete sich eine Ge=

meinde, deren Glaube an ihn durch keinen äußeren Mißerfolg, keinen Verdammungsspruch aus Rezensentenmunde, kein vornehmes Ignorieren, wie es „draußen“ gegen ihn beobachtet wurde, zu erschüttern war. Ihr gebührt der Ruhm, früher als die Anderen seine Größe erkannt zu haben. Und sie bewunderte ihn nicht bloß: sie brachte ihm ihr volles Herz entgegen und liebte ihn um so mehr, je eifriger Mißgunst und Unverstand ihn befehdeten. Meine Altersgenossen werden sich dieser Zeit erinnern und vielleicht mit wehmütigem Lächeln der Tage gedenken, in denen schon der Name Grillparzer unsere jungen Augen leuchten machte. Eine gegen ihn gerichtete Unbill verletzte uns empfindlicher als jeder Tadel, der uns selbst treffen mochte. Und Gott weiß, daß es an tückischen Angriffen auf ihn, an boshaften und stupiden Verlästerungen nicht fehlte! Ich gedenke in meinen Memoiren die Spaltung ausführlicher zu besprechen, die das literarische Wien damals in zwei feindliche Lager teilte. Für jetzt erwähne ich jener treuen Gemeinde nur, um zu bemerken, daß verschiedene ihrer Mitglieder es sich zur Aufgabe machten, auf jedes neue Gedicht Grillparzers zu fahnden und es der im Entstehen begriffenen Sammlung einzuverleiben. Diese galt für einen köstlichen Besitz, den zu vermehren man keine Mühe scheute. Eine solche Sammlung, wohl der vollständigsten eine, liegt mir vor. Sie benutzend, will ich den vornehmlich als dramatischen Dichter Ge-

nannten in seiner Eigenschaft als Lyriker zu charakterisieren versuchen.

Unstreitig ist in Grillparzers dichterischer Physiognomie der dramatische Zug am stärksten ausgeprägt. Die großartigste aller Dichtungsformen war ihm die natürlichste und geläufigste. Instinktmäßig fand er den dramatischen Kern eines Stoffes heraus, ohne sein Zutun gliederte sich die Handlung in seinem Geiste, die Gestalten, die in seiner Phantasie auftauchten, schöpften aus ihr ein selbständiges Leben. Ich erinnere mich, daß er mir einst sagte: „Meine Stücke haben mir wenig Mühe gekostet. Die Personen standen leibhaftig vor mir, ich sah sie wirklich; nicht ich ließ sie sprechen: sie sprachen zu mir und ich brauchte nur ihre Worte niederzuschreiben.“ Ein anderesmal äußerte er: „Der rechte Dichter ist nur der, in dem seine Sachen gemacht werden.“ Allerdings ging jeder Arbeit, die er unternahm, ein gründliches, sich bis ins Detail erstreckendes Quellenstudium voraus; hatte er aber einmal das Material gesammelt und gesichtet, dann fügte es sich in ihm gleichsam von selbst zum Kunstwerke zusammen. Er war der geborne Dramatiker. Nun ist es aber mit einer starken dramatischen Anlage wie mit der Weisheit, die Salomo allen anderen Gaben vorzog, weil sie alle in sich begreift. Man kann in der Lyrik Herrliches leisten und dabei sehr schlechte Stücke schreiben; man kann ein Novellist ersten Ranges sein

und nicht die geringste Befähigung für's Drama besitzen. Wer hingegen in diesem Großes zu schaffen vermag, der muß notwendig auch die plastische Gestaltungskraft besitzen, deren der erzählende Dichter bedarf, die Fähigkeit, für jede Stimmung den richtigen Ton, für den Ausbruch der Leidenschaft das zündende Wort zu finden, diese Fähigkeit, die dem Lyriker seine Macht verleiht, muß ihm innewohnen. Nur ist ein für das Drama Begabter selten geneigt, sich einer anderen Form zu bedienen als der dramatischen, die ihm die höchsten Aufgaben zu lösen gibt, die erschütterndste und allgemeinste Wirkung sichert. Auch bei Grillparzer finden wir dies bestätigt; die Leidenschaft für das Drama erfüllte ihn so ganz, daß es besonderer innerer oder äußerer Veranlassungen bedurfte, um ihn auf ein anderes Gebiet zu locken. Unter seinen Werken befinden sich nicht mehr als zwei Erzählungen. Die eine: „Das Kloster zu Sendomir“, schrieb er in Hast und Eile, um Schreyvogel, dem ein ihm von anderer Seite zugesagter Beitrag für die „Aglaja“ ausgeblieben war, aus einer peinlichen Verlegenheit zu helfen; die zweite: „Der alte Spielmann“, erschien in der „Iris“ für das Jahr 1848. Jener merkt man es wohl an, daß sie keiner inneren Notwendigkeit entsprungen ist, daß die gebotene, nicht die gebietende Stunde sie entstehen sah. Die zweite Erzählung hingegen ist ein Meisterwerk, eine Perle vom reinsten Wasser. Trotz ihres geringen

Umfangs entfaltet sich in ihr ein Erzählertalent von solcher Macht, Lebendigkeit und psychologischer Vertiefung, daß man es kaum verschmerzen kann, die reichen Spenden, womit es uns hätte erfreuen können, auf diese Eine, freilich wunderköstliche, beschränkt zu sehen. Auch der lyrische Nachlaß ist dem Umfang nach minder beträchtlich, als man zu hoffen berechtigt war. Wer Grillparzers unerschöpfliche Gedankenfülle, den Reichtum seines inneren Lebens, sein von jedem leisen Hauch vibrierendes Gemüt kannte, hat Mühe zu begreifen, daß ein einziger Band der ganze lyrische Ertrag so vieler und so inhaltreicher Jahre sein soll. Seine tiefste Vorliebe galt, wie gesagt, dem Drama; die Lyrik war für ihn nicht sowohl eine Kunstform als ein Mittel, sich die vom eigenen und dem Gram der Welt gepreßte Brust zu erleichtern. Er war stolz und unterdrückte die Klage, solange es ging. Nur wenn die Bedrängnis zu groß, die Qual zu heftig wurde, brach er das trotzige Schweigen und es entstanden Gedichte wie der „Abschied von Gastein“, die „Tristia ex Ponto“ und andere, die mit ihrer zwingenden Unmittelbarkeit sich dem Herzen des Lesers wie ein selbsterlebtes Schicksal einprägen. In ruhigerer Stimmung verspürte er wohl auch manchmal den Drang, seine künstlerischen Anschauungen, seine Auffassung der Zeit, ihrer Verhältnisse und Vorgänge zu einem lyrischen Gedichte zu gestalten. Wenn ich sage: in ruhigerer Stimmung, so ist dies nur in

relativem Sinne zu verstehen. Bei Grillparzer war das dichterische Schaffen stets ein Akt leidenschaftlicher Erregtheit. Er selbst sagte von sich: „Meine Gottheit ist die Inspiration.“ So war es und darin lag seine Stärke, das Dämonische seines Talents. Da die ihm gegenüber ausnahmsweise gütige Natur dieser flammenden Phantasie und Leidenschaft den klarsten, eine unerbittliche Selbstkritik übenden Verstand beigesellt hatte, war er vor den Gefahren geschützt, welche jene edlen, aber da, wo das Gegengewicht fehlt, allzu leicht verderblichen Gaben mit sich bringen. Trotz allen inneren Sturmes und Dranges ist er nie ins Ungeheuerliche, Maßlose verfallen, selbst in seinen Jugendarbeiten nicht. Er konnte immer auf die Unfehlbarkeit seines Instinktes zählen. Aber gerade daß er in der Hauptsache seiner selbst so sicher sein durfte, ließ ihn nicht selten die Form vernachlässigen. Im Vergleich mit dem Inhalt schien sie ihm von geringem Belang. Zudem besaß er nicht den unverdrossenen Fleiß, der fort und fort an dem Werke bessert, bis es den möglichsten Grad von Vollkommenheit erreicht hat. Es ist charakteristisch, daß er bei seiner universellen Bildung sich nie mit metrischen Studien beschäftigt hat, und eine auffallende Erscheinung bei solcher Liebe und solchem Verständnis für Musik, wie sie sich in vielen Gedichten Grillparzers offenbaren, ist seine Achtlosigkeit für den Wohllaut des Verses. Mitunter gelang ihm dieser freilich ganz wunderbar,

aber dann war es nur infolge einer unmittelbaren Eingebung. Wo diese ihm nicht die Worte auf die Lippen legte, ist sein Vers oft hart, herb, mitunter sogar inkorrekt. In seinen Stücken hat dies wenig zu bedeuten. Im Drama kommt auf die Führung und Motivierung der Handlung, auf die scharfe Individualisierung der darin auftretenden Personen, die dichterische Kraft, mit welcher der Grundgedanke verkörpert wird, so ziemlich Alles an. Wo diese Bedingungen erfüllt sind, wird Niemand die sogenannte „schöne Diktion" vermissen, am wenigsten wenn wie bei Grillparzer in den nicht sorglich genug ausgearbeiteten Versen eine Fülle erhabener Gedanken und Empfindungen ausgesprochen ist. Ja, ich möchte sogar behaupten, daß ein in melodischer Weichheit hinströmender Redefluß für den Dramatiker leicht zur Danaergabe werden kann, weil er ihm die Versuchung nahelegt, den sinnlichen Wohlklang der Charakteristik zu opfern und seine Personen statt handeln nur sprechen zu lassen. Auf der Bühne ist aber nur, was geschieht, nicht was gesprochen wird, von Wichtigkeit und Wirkung. Findet der dramatische Dichter den richtigen und prägnanten Ausdruck für die Seelenzustände, welche er darzustellen hat, ist seine Empfindung reich, tief und stark genug, um ihn das wahrste, folglich auch wirksamste Wort treffen zu lassen, so ist an dem größeren oder geringeren Wohllaute seiner Verse sehr wenig gelegen. Im lyrischen Gedicht

verhält sich die Sache freilich anders; dieses muß, um seine volle Macht auszuüben, seinen musikalischen Charakter bewahren, der Strom der Empfindung muß sich gleichsam von selbst in süße Rhythmen betten, und je beschränkter sein Umfang ist, um so unerläßlicher ist ihm die Reinheit der Form. Grillparzers Brust war nicht von jenen geheimnisvollen Melodien durchrauscht, die den Gedichten Lenaus einen unergründlichen Zauber verleihen; noch ferner lag es ihm, der Form die unermüdliche Aufmerksamkeit und Pflege zuzuwenden, durch welche Platen sich zur höchsten Künstlerschaft emporgeschwungen hat. Sein ganzes Wesen sträubte sich dagegen. Man muß eben auch hier den Spruch Goethes gelten lassen: „Eines schickt sich nicht für Alle." Grillparzers feuriges und stürmisches Naturell wies ihn auf eine andere Art des Schaffens an: in fliegender Hast, als fürchte er, der Geist könne von ihm weichen, bevor er seine Botschaft ganz vernommen, schrieb er auch seine Gedichte nieder. Wenn dann die „heilige Raserei" verschwunden war, galt ihm das Gedicht nur noch für einen abgelösten Teil seines Ich, er wollte nichts mehr damit zu schaffen haben. Seine innere Ungeduld machte ihm das Feilen und Glätten unmöglich. Was ihm nicht auf den ersten Wurf gelang, blieb eben wie es war. Er glich darin Lord Byron, der in seinen Briefen offen bekennt, er habe es nie über sich gewinnen können, an seinen Arbeiten

die Verbesserungen, deren Zweckdienlichkeit er sehr wohl einsah, vorzunehmen. Grillparzers Gedichte lassen es nicht verkennen, daß er sie nur schrieb, um sich zu befreien; hatte er diesen Zweck erreicht, so kümmerte er sich nicht weiter um das Lied. War es gelungen, um so besser! Klebten ihm Mängel an, je nun, er hatte es ja nur für sich geschrieben. Seine Gedichte sind entweder der Aufschrei tiefsten Wehs oder siegreiche Versuche, sich inmitten einer schwankenden, von Meinungskrämpfen zerrissenen Welt einen unerschütterlichen, auf den Grundfesten des eigensten Wesens beruhenden Standpunkt zu bewahren oder zu erstreiten. Manche, in der Tat herrliche Ausnahmen abgerechnet, sind sie nicht schön in dem Sinne, den man mit diesem Worte zu verbinden pflegt; dazu ist ihre Form meist zu rauh und zu vernachlässigt, aber der grandiose Wurf, der Grillparzers ganze Individualität kennzeichnete, findet sich in ihnen wieder und verleiht ihnen eine geistige Schönheit, die weit über allen sinnlichen Reiz hinausgeht. Mögen die Verse immerhin nicht tadellos sein: die Seele, die aus ihnen spricht, ist es, ist so gewaltig, so edel, so rein, daß man sich in Ehrfurcht vor ihr beugen muß. Das ist es, was mehr noch als sein Talent Grillparzer über so viele Andere emporhebt: groß geboren, trug er das Maß für jede Größe in sich; nichts Kleinliches oder Gemeines, wie prunkhaft es sich aufblähen mochte, hatte Macht über ihn.

Wenn ich für diese Gedichtsammlung ein Motto wählen sollte, so wären es die in ihr enthaltenen Vierzeilen, die Grillparzer vor Jahren in das Album einer frommgläubigen Verwandten schrieb:

> **Das bittere Gefühl, wie arm dies Leben,**
> **Wie trügerisch des Glückes Gunst,**
> **Derselbe Wunsch, dasselbe Streben**
> **Gab dich dem Glauben, mich der Kunst!**

In dieser schmerzlichen Erkenntnis der Unzulänglichkeit alles Irdischen und der durch sie bedingten Sehnsucht nach einer idealen Welt wurzelt in der Tat die Religion wie die Poesie. Je nach unserer Eigenart entlehnen wir der einen oder der anderen die Schwingen, um aus dem dunklen Qualm der Erde zu reinen, lichtvollen Höhen emporzustreben. Man ist übereingekommen, den Weltschmerz als eine moderne Erfindung zu betrachten. Als wäre nicht er es, der vor tausend und abertausend Jahren in Indien eine das Nichts als einzige Zuflucht vor dem Weh des Seins ersehnende Religion gegründet hat; als wäre nicht er es, der Sophokles, „den heiteren Griechen", das seligste Los darin erblicken ließ, nicht geboren zu sein! Beruht nicht auch das Christentum auf der tiefsten, inbrünstigsten, zum Glauben gewordenen Sehnsucht nach einem Glücke, das die Erde nicht zu geben vermag? Und tönt nicht, bei Dantes Tagen angefangen bis auf Schillers Zeit herab, durch alle Poesie ein tiefes Klagen? Diesen

Schmerz, der nichts Anderes ist als das durch keine irdische Tröstung zu beschwichtigende Verlangen nach dem Ideal, hatte Grillparzer mit zur Welt gebracht und er blieb das ganze Leben hindurch sein untrennbarer Begleiter. Von den Meisten wird sein Pessimismus auf Rechnung der schweren Unglücksschläge gesetzt, die ihn schon in seiner Jugend trafen. Unzweifelhaft haben sie dazu beigetragen, die Keime der Melancholie, die tief in seiner Seele lagen, rascher zu entwickeln; aber meint man etwa, daß sie unter glücklicheren Verhältnissen nicht gleichfalls, wenn auch später, zur Reife gelangt wären? Wer dies glaubt, kennt die menschliche Natur nicht. Alles uns Angeborene ist unvertilgbar; es kann eine Weile hindurch unterdrückt werden, doch immer und immer wieder bricht es hervor. Was uns widerfährt, ist nicht mehr als Material, das wir unserer Individualität gemäß verarbeiten, nur diese ist unser Schicksal — Schicksal schon deshalb, weil sie, als das notwendige Ergebnis bestimmter physiologischer und genetischer Vorbedingungen, durch keinen Willen und keine Einsicht umgestaltet werden kann. Man vergesse nicht, daß Grillparzer der Sohn eines bis zur Misanthropie in sich verschlossenen Vaters und einer Mutter war, über deren Todesart ein geheimnisvolles Dunkel schwebt. Das Kind solcher Eltern wird schwerlich mit harmlos frischem Blick ins Leben schauen, am wenigsten, wenn ihm zu allem Überfluß auch noch

die glänzende, aber nicht beglückende Gabe der Poesie beschieden ward. Grillparzer war sich des Bannes, in dem wir Alle liegen, sehr wohl bewußt. Nebst manchem anderen gibt namentlich ein wahrscheinlich im Jahre 1822 entstandenes, „Incubus" betiteltes Gedicht davon Zeugnis. Unfriede nennt der Dichter den Geist, der, in seiner Brust hausend, vor seinem Auge die Herrlichkeit der Welt verdeckt, in seinem Herzen den Glauben an die Liebe vergiftet und sich höhnend in die stille Werkstätte seines Schaffens drängt. Die letzten Strophen lauten:

Da stiehlt er sich ein mit list'gem Bemerk'
Und grinset mich an aus dem eigenen Werk:
„Bin's, Meister! nur ich, dem die Wohnung du wölbst!
Sieh! nichtig dein Werklein, und nichtig du selbst!"

Und schaudernd seh' ich's, entsetzenbetört,
Wie mein eigenes Selbst gegen mich sich empört,
Verwünsche mein Werk und mich selber ins Grab! —
Dann folgt er auch dahin wohl quälend hinab?!

Eine Stimmung wie die, welche sich hier ausspricht, wird durch keine äußeren Erlebnisse, und seien es die schmerzlichsten, hervorgerufen, sie erzeugt sich nur in den Tiefen der eigenen Brust. Bedenkt man, daß Grillparzer, als er dieses Verzweiflung atmende Gedicht schrieb, in voller Jugend- und Schöpferkraft stand, daß die Triumphe, die er mit seiner „Ahnfrau", „Sappho", dem „Goldenen Vließ" errungen hatte,

noch in Aller frischem Angedenken waren, daß der Blick in eine ruhmstrahlende Zukunft sich ihm erschloß — bedenkt man dies und vergleicht damit den finstern Zwiespalt in der Brust des Dichters, so wird man wohl Lord Byron Recht geben müssen, der, J. J. Rousseaus erwähnend, den Hang zur Selbstquälerei — er sollte lieber sagen: den unabweislichen Zwang, sich selbst zu quälen — ein Kennzeichen des Genies nennt.

Seltsamerweise ist das erste Gedicht, das sich von Grillparzer erhalten hat, ein politisches. Er schrieb es im Jahre 1805, also vierzehn Jahre alt. Es trägt den Titel: „Recht und schlecht" und ist der Ausdruck der patriotischen Entrüstung des Knaben über die Schwäche und Talentlosigkeit, welche die Niederlage Österreichs verschuldet hatten. Poetisch ist das Gedicht wertlos — Grillparzer selbst nannte es in späteren Tagen „einen erbärmlichen Gassenhauer, der nur darum Beifall und Verbreitung gefunden habe, weil er auf Einer Höhe mit dem Geschmacke des damaligen Publikums stand" — aber merkwürdig bleibt es immerhin als der früheste Ausdruck jenes leidenschaftlichen Interesses für Politik, das ihn bis zu seiner Sterbestunde nicht verließ. In bezug auf sie nahm er eine eigentümliche Stellung ein; diese der jüngeren Generation vollkommen begreiflich zu machen, ist nicht so leicht. Als Malkontenter vielfach verschrien und in Wahrheit der entschiedenste Gegner des vormärzlichen Regierungssystems, hegte er

nichtsdestoweniger eine tiefe Anhänglichkeit für die Dynastie. Nicht als der Sohn einer früheren Zeit, die mit dem Begriff der Loyalität zugleich den der Ehre verband, sondern weil ihm die Dynastie, um mich der Worte eines englischen Politikers zu bedienen, der von allen niederen Interessen und allen Utopien losgelöste, verkörperte Reichsgedanke war. Ich betone dies, um dem Mißverständnisse zuvorzukommen, dem die verschiedenen Gedichte an höchste und allerhöchste Personen begegnen dürften. Ihm waren sie keine Individuen; er sah in ihnen das Symbol der Idee, an der er mit allen Fasern seines Herzens hing: der Idee eines großen, mächtigen, einigen Österreichs. Ich würde die Versicherung, daß er von diesen Äußerungen seines patriotischen Gefühles weder Nutzen noch Vorteil erwartete, für eine Beleidigung seines Angedenkens halten; zudem wäre sie entweder überflüssig oder vergeblich. Wer nur annähernd das Maß für einen solchen Charakter hat, wird jeden ähnlichen Argwohn verächtlich belächeln; die Niedrigkeit, die eben nur gemeine Motive begreifen kann, wird ihn trotz aller Gegenbeweise nicht fahren lassen. Tatsache ist, daß Grillparzer bis zu seinem achtzigsten Geburtstag, an welchem der jetzt regierende Kaiser ihm einen ansehnlichen Jahresgehalt verlieh, nie die geringste Begünstigung erfuhr. Seine Selbstbiographie wird von den zahllosen Kränkungen und Zurücksetzungen berichten, die er während der

Regierung Franz I. zu erdulden hatte. Es war nicht bloß ein Druck, mit dem man damals jede geistige Regung zu ersticken trachtete: es war eine gegen ihn insbesondere gerichtete systematische Verfolgung. Doch keine Unbill, die ihn persönlich traf, konnte seine Gesinnung verändern. Für ihn war und blieb die Dynastie das einzige Band, welches das in so viele Nationalitäten gespaltene Österreich zusammenzuhalten vermochte. Um dieser Mission willen war er ihr treuer Anhänger. Österreich über Alles, war der Wahlspruch seines Lebens.

Diese tiefe Liebe zur Heimat erklärt es auch, daß er es nicht über sich gewann, nach Deutschland zu übersiedeln, wo sein Talent einen viel freieren Spielraum gefunden hätte als in dem von Polizei und Zensur inquisitorisch überwachten Österreich. Er trug sich zwar eine Weile mit diesem Gedanken, doch eine Reise nach Deutschland, die er, ich glaube im Jahre 1826, unternahm, gab ihm die Überzeugung, daß er sich dort nie heimisch fühlen, die Trennung vom Vaterlande nie verschmerzen würde. Mit der Parteilichkeit der Liebe zog er Österreich und das österreichische Volk jedem anderen deutschen Land und Stamme vor. Rührend innig spricht sich dieses Gefühl in einem Gedichte aus, das er im März 1848 schrieb. Österreich auf seinen neuen Wegen freudig begrüßend, vermahnt er es zugleich, der eben gewonnenen Güter nach eigener

Art zu walten, nicht bei Jenen zur Schule zu gehen, die Falsch und Wahr, Schlimm und Gut in leere Formeln brachten oder denen die Freiheit zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und Selbstsucht dienen muß. Das Gedicht schließt mit den Versen:

Bleib' du das Land, das stets du warst,
Nur Morgen wie sonst Abend,
Die Unschuld, die du dir bewahrst,
An heiterm Sinn erlabend!
Denn was der Mensch erdacht, erfand,
Als Höchstes wird er finden
Gesund-natürlichen Verstand
Und richtiges Empfinden.

Was er an seinen Landsleuten vor Allem liebte, war die Ursprünglichkeit, die Naivetät, das frische Naturell. Er täuschte sich nicht darüber, wie bedeutend sie an Wissen und Kenntnissen hinter den Leuten „draußen" zurückstanden. „Aber," meinte er, „bei solcher Begabung läßt sich das nachholen und dann wird eine harmonische Bildung zustande kommen. In Deutschland ist sie nicht harmonisch, denn der Verstand wird auf Kosten der Phantasie ausgebildet." Obgleich ein Freund und gründlicher Kenner der Philosophie, namentlich ein begeisterter Anhänger Kants, sah er in der Vermischung philosophischer und poetischer Elemente das Verderben der Poesie. Auf ihrem Gebiete ist ihm alles Abstrakte ein Greuel. In vielen seiner Gedichte führt er wuchtige Hiebe gegen den blutlosen Schemen,

der sich an die Stelle lebensvoller Gestalten drängen will. Doch auch das andere Extrem, die ausschließlich realistische Richtung, war ein Gegenstand seines Unwillens; in mehr als Einem seiner Gedichte klagt er sie an, der Würde der Poesie Hohn zu sprechen. Er selbst verfuhr — ich brauche nur auf den „alten Spielmann“ hinzuweisen — in seiner Darstellung auch ganz realistisch, aber ihm war die Darstellung nicht wie so Vielen die Hauptsache, sondern nur das Mittel, eine poetische Idee zu verkörpern, und ein Gleiches forderte er von jedem echten Dichter.

Die äußerst geringe Anzahl von Liebesgedichten legt die Annahme nahe, daß viele derselben beseitigt worden sind. So leidenschaftlich Grillparzers Empfinden war, so groß war auch seine Scheu, seine innersten Geheimnisse der Menge preiszugeben, so zart seine Rücksicht für Andere. Daß es diesem glutvollen Herzen Bedürfnis war, seine Liebe in Liedern auszuströmen, unterliegt keinem Zweifel; eine befriedigende Antwort auf die Frage, was aus diesen Liedern geworden, dürfen wir wohl kaum erwarten. Wir müssen uns damit bescheiden, daß zwei der herrlichsten Juwelen dieser Sammlung Liebesgedichte sind. Ich meine das in dem Zyklus „Tristia ex Ponto“ enthaltene, wunderbar ergreifende Gedicht „Trennung“ und eine Abteilung des in demselben Zyklus befindlichen „Im Grünen“. Eine Stelle der letzteren lautet:

Da fand ich sie, die nie mir wird entschwinden,
Sich mir ersetzen wird im Leben nie!
Ich wähnte, meine Seligkeit zu finden,
Und mein geheimstes Wesen rief: Nur sie!

Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte;
Verstand, wenn auch von Güte überragt!
Ans Märchen grenzt, was sie für And're konnte,
An Heil'genschein, was sie sich selbst versagt!

Welcher Frau wurde jemals ein neidenswerteres Monument gesetzt?

Ich muß zum Schlusse eilen. Der enge Raum, auf den ich mich beschränkt sehe, gestattet mir nicht, alle Züge des edlen Dichterbildes wiederzugeben; doch unmöglich kann ich mir's versagen, der großartigen Zeitgedichte „Napoleon“ und „Der kranke Feldherr“ zu erwähnen, in denen man die eherne Stimme der Geschichte selbst zu vernehmen glaubt. Zum Glück sollen die Schätze, die ich hier nur andeuten kann, bald gehoben werden: in einigen Monaten — wie ich höre, im November dieses Jahres — werden Grillparzers gesammelte Werke in den Händen des Publikums sein und dies mag dann selbst urteilen, ob seit dem Heimgang unserer Größten die deutsche Literatur eine ähnliche Bereicherung erfahren hat.

Betty Paoli.



14. Eduard von Bauernfeld. 1877.

Erinnerungen von Bauernfeld.

Der Redakteur der Berliner „Gegenwart“ hatte seine Mitarbeiter vor ein paar Jahren aufgefordert, ihre Selbstbiographien zu schreiben. Eine Anzahl bekannter Schriftsteller war dem Rufe Paul Lindaus gefolgt. Ich konnte mich nicht sogleich dazu entschließen. Es bleibt immer mißlich, von sich selbst zu sprechen, und die Wahrheitsliebe auch vorausgesetzt, läßt uns häufig das Gedächtnis im Stich bei der Mitteilung von Begebenheiten oder Zuständen, über welche Jahre und Jahrzehnte verstrichen sind. „Es ist nichts schwerer, als sich zu erinnern,“ bemerkte Grillparzer. Und er hat Recht. Die meisten Menschen leben in den Tag und für den Moment; sie wissen nicht, was sie waren, noch was sie sind. Sie verstehen sich selber nicht. Wenn man ihnen ihr Leben erzählte und was sie in den verschiedenen Perioden ihres Daseins getan, gedacht oder empfunden, sie glaubten nicht, daß *sie* es wären. „Das ist ein anderer Mensch!“ würden sie ausrufen.

Ein ähnliches Gefühl überraschte auch mich, wenn ich die Tagebücher durchlas, die ich seit meinem sieb-

zehnten Lebensjahre bis zur heutigen Stunde führe. Eigentlich sollte sich jeder denkende und empfindende Mensch notieren, was ihn besonders beschäftigt, interessiert, freut oder quält, sowohl als Individuum für und an sich, wie im Zusammenhange mit seiner Umgebung. In diesem Sinne sind Memoiren und Selbstbiographien immerhin von einem gewissen Werte.

Und so will ich es denn auch versuchen, mein Leben, welches an äußeren Erlebnissen nicht eben reich ist, wenigstens nach Innen zu rekapitulieren. Ein Alter muß sein Testament machen.

Ich gebe hier Auszüge aus den oben erwähnten Tagebüchern, um daran zu knüpfen, was sich mir etwa von der Jugend bis zum Alter im Leben und im Kunstleben, im geselligen wie im literarischen, auch politischen Verkehr, in Freud und Leid, der Erinnerung wie der Mitteilung Wertes dargeboten. In ähnlicher Weise wie in meinen früheren Skizzen: „Aus Alt- und Neu-Wien“ denke ich auch in diesen „Erinnerungen“ zu verfahren. Indem man Zustände und Verhältnisse wie Personen bespricht, kann man natürlich nicht umhin, dabei auch ein Stück von seinem eigenen Selbst mit einfließen zu lassen. So bringe ich hier Bruchstücke der Memoiren, die wohl erst nach meinem Ableben unverkürzt erscheinen dürften.

Wien, im März 1876. Bauernfeld.

*
* *

Verkehr mit Grillparzer.

Ich war ein ganz junger Mensch von kaum fünfzehn Jahren, als die „Ahnfrau“ im Theater an der Wien mit Heurteur und der Schröder zur Aufführung gelangte. Ganz Wien war elektrisiert von dem Gespensterstück, welches mir Tag und Nacht nicht aus dem Sinn kam.

> Bin's, den diese Wälder kennen,
> Bin's, den Räuber Bruder nennen,
> Bin der Räuber Jaromir!

murmelte ich mir bisweilen vor. So auch, als ich eines Vormittags über den Stephansplatz spazierte und mir ein Mann ins Auge fiel, der gleich mir mit den Händen gestikulierte und die Lippen bewegte. Ein schlanker Mann. Vermutlich ein noch junger Mann. Mit etwas gefurchten Gesichtszügen. Er mahnte mich an Ferdinand Raimund, den ich nur von der Bühne aus kannte. Er hatte tiefblaue Augen, mit denen er vor sich hinstarrte, ohne mich zu gewahren, und trug an einem Ohr ein goldenes Ringlein. Ich lief ihm nach, lief ihm vor, betrachtete mir ihn noch einmal. „Das muß Grillparzer sein!“ rief es in mir. Und er war es auch, wie ich Jahre darauf erfuhr, als ich mit ihm bei Freund Spaun, meinem späteren Bureau-Chef, das erstemal zusammentraf. Es war ein musikalischer Abend. Schubert sang uns seine neuen Lieder, Bocklet

improvisierte auf dem Klavier. Da wurde ich annoch unbekannter Poet dem Tragiker vorgestellt, der mich freundlich aufnahm. Natürlich, daß ich jedes seiner Worte verschlang. In der Folge besuchte ich ihn, unter der Ägide meines liebsten Moriz Schwind, dessen originelles Talent und ursprüngliche Persönlichkeit Grillparzer hochhielt. Gegen Ende der Zwanzigerjahre war ich dem älteren Manne bereits nahegekommen.

Im Sommer 1831 besprach ich eine Fußreise mit Karajan und einem jungen Maler. Grillparzer trug sich unerwartet erfreulicherweise als Teilnehmer an. Wir Vier wanderten nun von der Brühl nach Heiligenkreuz, Lilienfeld, Mariazell, Wildalpen usw. bis Aussee und Ischl. Unterwegs, wenn es über steile Anhöhen und Klüfte ging, behauptete der Dichter steif und fest, er leide an Schwindel, und wollte durchaus zurückbleiben. Zwei von uns nahmen ihn aber in die Mitte und brachten ihn vorwärts. So wurden manchen Tag zehn bis zwölf Stunden zurückgelegt, freilich nicht ohne die beliebten Stoßseufzer: „Sei's!" und „liebster Jesus!" des Tragikers. Auch der „Hochschwab" wurde bestiegen. Da trat aber böses Wetter ein und wir mußten unter Regengüssen den Heimweg suchen. Da vergaß der gute Grillparzer seines Schwindels und hüpfte, mit Beihilfe seines Alpenstockes, gleich uns Übrigen über Stock und Stein und gähnende Abgründe.

Inzwischen hatte sich mein Freundeskreis vergrößert und Grillparzer, der sonst gewöhnlich einsam im Gasthause saß, an der munteren Geselligkeit Gefallen gefunden. Wir waren nun täglich zusammen, des Mittags wie des Abends, machten auch Landpartien mit Karajan, Witthauer, Kaltenbaeck, Moriz Schwind, Feuchtersleben, Ferdinand Raimund, den wir leider frühzeitig verlieren sollten, und anderen Freunden. Der Kreis wuchs immer mehr an. Holtei trat hinzu zu Anfang der Vierzigerjahre; auch Anastasius Grün und Nikolaus Lenau fanden sich bisweilen ein wie Michael Enk aus Melk und der Prager Marsano. L. A. Frankl nicht zu vergessen und den damals bereits nicht mehr jungen Castelli. Den Literaten hatten sich auch Maler und Musiker zugesellt und ein Schauspieler minorum gentium, der alte Schwarz, Ex-Khalif der „Ludlam". Die Abende im „Stern", auf der quondam Brandstatt, waren genußreich. Grillparzer immer mitteilsam, voll Geist und Witz, bisweilen bitter. Er gehörte damals (schon in den Dreißigerjahren) unter die Malkontenten wie wir Alle. Auch interessante Fremde sprachen zu, wie Martius und Spiker, Gutzkow und Laube. Bis tief in die Nacht währten die oft bedeutenden Unterhaltungen; aber auch an Laune und Humor, an Narrheit und Tollheit fehlte es nicht. Aufsätze wurden vorgelesen. Gedichte improvisiert. Holtei braute einen Weinpunsch, durch dessen zwingende

Gewalt die gesamte österreichische Literatur für einige Tage dem Katzenjammer anheimfiel. Nur Grillparzer hatte sich aufrecht erhalten und schlug als bewährtes Mittel gegen „Bidamag buden" Fisolensalat mit Kren vor.

Das waren des Dichters letzte frohe Tage. Von Natur ein Grübler und Einsiedler, im Innern längst besonders verstimmt über den Mißerfolg seines Lustspiels, hatte er sich durch ein paar Jahre zwar der lebhaftesten Geselligkeit hingegeben, auch seinen Geist dabei leuchten lassen, aber ohne eigentliche Freude, ohne Gewinn und Frucht, ohne wahren Mitteilungstrieb. Er gab aus, ohne empfangen zu wollen. Zuletzt ward er des Verkehrs müde — oder hatte ihn Einer von uns verletzt? Kurz, er zog sich plötzlich von uns zurück.

Daß ein Dichter, auch ein tragischer, für weibliche Reize nicht unempfindlich sein konnte, versteht sich von selbst. In den Dreißigerjahren war ich in einer Familie heimisch geworden und interessierte mich für eine der Haustöchter, von welcher wohl noch die Rede sein wird. Grillparzer ließ sich nur selten zu einem Besuche bereden; sein Geselligkeitstrieb war nicht eben groß und durch unsern Freundeskreis hinreichend gestillt. Demungeachtet brachte ich ihn dahin, sich in jene Familie einführen zu lassen. Die erwähnte Schöne hatte es auf ihn angelegt und wußte ihn gleich zu

fesseln, ihr origineller Geist und ihr scharfer Witz imponierten ihm in der ersten Stunde; dabei bemerkte er mir im Nachhausegehen, daß das Mädchen unter seinen Spitzen und Stacheln ein tiefes Gefühl zu verbergen scheine. Wir kamen nun häufig zu Thee, speisten bisweilen zu Mittag in dem Hause und blieben nicht selten bis Mitternacht und darüber. Die kluge Schöne hatte den Dichter gleich anfangs gehörig angeschmeichelt, was ihm durchaus nicht unangenehm zu berühren schien; bei näherer Bekanntschaft schonte sie aber auch seine Schwächen nicht immer, ließ es an sarkastischen Spöttereien über ihn wie über Gott und die Welt nicht fehlen.

„Ein eigenes Geschöpf!“ meinte Grillparzer. „Es ist gefährlich, zu sein wie sie ist — aber sie darf es wagen.“

Daß er nach einem der muntersten und genußreichsten Abende plötzlich aus dem Hause wegblieb und sich nicht wieder dort blicken ließ, lag eben in seiner Art und Weise.

Grillparzer hing von Stimmungen ab wie alle nervösen Naturen. Die Hypochondrie überwältigte ihn auch in Weimar, als er den alten Goethe aufsuchte.

Der österreichische Poet war von dem großen Pan zuerst wie bezaubert. Als er bei ihm zu Tische saß, konnte er die Tränen kaum unterdrücken und drehte in der Aufregung lauter Brotkügelchen. Diese

Teig-Elaborate strich Goethe während des Gesprächs zusammen und ordnete sie symmetrisch. Grillparzers Kopf wurde auch von dem Hauszeichner für die Goethe-sche Sammlung rasch aufgenommen. Daß der noch junge Dichter, zum Thee geladen, nicht erschien, ohne Abschied abreiste und aus Wien kein Dankeswort an den Olympier erließ, lag nicht nur, wie weiter oben bemerkt, in Grillparzers Naturell, sondern hatte wohl auch noch einen andern Grund. Goethe kannte von dem Dichter weiter nichts als die „Ahnfrau“ und teilte ihn schematisierend den Schicksalspoeten zu. Das Stück selbst galt ihm als eine Art Nachzügler von Müllners „Schuld“. In dieser Voransicht oder diesem Vorurteil hatte er den jungen Wiener Poeten ein wenig schärfer aufs Korn genommen, und da ihm sein Wesen zusagte, schien er durchaus nicht abgeneigt, ihn in die Lehre zu nehmen und sofort zu seinen Weimarer Theorien zu bekehren. Grillparzer ahnte oder merkte derlei, darum ward er verdrießlich und machte sich flugs aus dem Staube. Man wollte an seine Selbständigkeit tasten und greifen? Nun und nimmer! Er trug es auch dem Alten nach, denn er vergaß nie. So ward er sein Lebenlang nicht müde, Schiller lobzupreisen, bisweilen mit Seitenhieben und auf Kosten des im Grunde „undramatischen, wenn auch sonst vielleicht noch größeren Goethe“ — hieß es.

Von Tieck, Solger, von der deutschen Kritik überhaupt war Grillparzer niemals glimpflich behandelt, ja kaum beachtet worden. Das ging bis auf die neuere Zeit. Hat mir doch Laube, als er bleibend nach Wien kam, selber gestanden, daß er bisher nichts von Grillparzer gelesen. Auf der deutschen Bühne war der österreichische Dichter ohnehin ein Fremdling. Laube hat, wie wir wissen, seinen und Deutschlands Fehler (auch den der Wiener) vollkommen gutgemacht. Durch des Dramaturgen wie der tragischen Bayer-Bürk und Wolter Beihilfe nahm der Dichter nach langer Brachzeit die dramatisch-theatralische Stellung ein, die ihm längst gebührt hätte. Allein die frühere deutsche Vernachlässigung hatte den reizbaren Mann aufs tiefste gekränkt, auch erbittert, wie seine wiederholten und heftigen Ausfälle auf deutsche Literaten und Politiker kundgeben. Das mußte denn auch der arme Shakspeare entgelten, der dramatische Obergott der „fatalen" Deutschen, die den gewaltigen Engländer roh und „cru" auf die Bühne gebracht wissen wollten (was schon Goethe im „Shakspeare und kein Ende!" mißbilligt hatte); die ihn gelegentlich auch nachahmten wie Immermann und Grabbe, das Heil der deutschen Bühne nur von diesem Urgenie aus verkündend, welches Evangelium letzterhanden auch Otto Ludwig, den populären Schiller herabsetzend, mit Emphase zu predigen nicht unterließ. Da regte sich der Widerspruchsgeist

in unserm Grillparzer, der bei all seiner Verehrung für Shakspeare dessen Heiden zu sehr haßte, um ihrem Idol nicht gelegentlich Eins anzuhängen und dem bisweilen Unnatürlichen und Hohlpathetischen die Klarheit und Innigkeit, die wahrhaft Goethesche und dabei doch höchst „dramatische“ Poesie des nie genug zu preisenden Lope de Vega entgegenzustellen und den Spanier in gewissem Sinne dem allergrößten Engländer vorzuziehen. Grillparzer verharrte eigensinnig auf seinem Lope, den er täglich des Abends las, wenn er nicht selten bei der Lektüre einschlief. Er bearbeitete die „Jüdin von Toledo“, welche Tragödie er für das größte dramatische Meisterwerk aller Völker und Zeiten erklärte. Merkwürdig genug, daß von alledem, was er in dem Stück als das Schönste und Wunderbarste anpries, in der Bearbeitung nichts oder nur wenig zu entdecken ist. Der Engel war freilich auf dem deutschen Theater nicht möglich, das sah Grillparzer wohl ein und damit entfielen denn auch die gegenseitigen Monologe der beiden Gatten wie ihre Schlußversöhnung.

Man mag aus dem Mitgeteilten ersehen, wie das ästhetische Urteil der bedeutendsten Männer und Schriftsteller nicht selten von Zufällen, äußeren Einflüssen, kleinen Reibereien oder Persönlichkeiten abhängig ist. Ein objektives und allgemein giltiges Urteil über das Schöne — non datur! Die geistreichsten Leute hauen da häufig über die Schnur. Voltaire hält Shakspeare

für einen Barbaren (wenn er ihm gleich „des étincelles de génie" gnädig zuerkennt) und der ideale Schiller will den realen Bürger kaum eigentlich für einen Dichter gelten lassen. Zum Glück, daß alle Parteien, die Angegriffenen wie die Angreifer, ihre gläubige stille Gemeinde finden!

Ernst Feuchtersleben und ich waren die Einzigen, denen der stets zurückhaltende Dichter gelegentlich (im Sommer 1837) die Ehre antat, ihnen sein noch nicht völlig ausgefeiltes Lustspiel vorzulesen. Der erste Akt gefiel uns, obwohl er wenig Inhalt hat und der weiblichen Gestalten entbehrt; im zweiten sind ein paar drastische Szenen vortrefflich, nur stutzten wir über manches Wunderliche und Fremdartige. Eine Figur wie Galomir, der in halb unartikulierten Tönen spricht, wäre auf der Bühne geradezu unerträglich. Wir deuteten das dem Dichter so schonend wie möglich an. Er berief sich auf Shakspeare und dessen Kaliban. „Ja, das ist ein wilder Kerl," platzte ich heraus, „der auch wild spricht! Aber das macht 's eben! Er spricht doch!" Auch der Küchenjunge, so prächtig er auch angelegt, verlaufe sich zuletzt ein wenig wie in Sand, bemerkten wir schüchtern. Der junge Adelige sei vortrefflich gezeichnet, nur seine schließliche Sinnesänderung nicht gehörig motiviert. Grillparzer meinte, er hätte eine ähnliche Figur und einen halben Charakter machen wollen, wie ich sie für Fichtner schriebe. Ich wußte

nicht recht, wie das zu verstehen war. Das Mädchen lobten wir Beide. Ein prächtiges Naturkind! Obwohl das Davonlaufen aus dem Vaterhause mit den jungen Leuten gleichfalls bedenklich schien, noch mehr das Schlafen in der Scheune, Arm in Arm mit dem Attalus. Grillparzer sagte zu allen unseren Einwendungen: „Sie haben Recht, aber —" Kurz, er verharrte auf seiner Meinung, wie das seine Art war, und er wollte das Stück aufführen lassen, welches jedenfalls geistreich und stellenweise voll Poesie ist. Es könnte gut werden, wenn es nicht zu zerrissen und pathologisch wäre, was der Verfasser stets nur an Heinrich Kleist zu tadeln fand, den ähnlichen Vorwurf aber, den man ihm in gewissem Sinne selber machen konnte, entschieden von sich abwies.

Das Lustspiel kam am 6. März 1838 auf die Bretter. Der erste Akt machte wenig Effekt, der zweite gefiel, die übrigen fielen ab, wie wir's vorausgesagt. Das Publikum benahm sich plump und roh, ohne allen Respekt für den längst bewährten Dichter und seine „literarische" Arbeit. Die schlimmste Folge des stürmischen Abends war aber, daß sich Grillparzer seitdem vom Theater wie vom Leben völlig abwendete.

Als junger Mensch hatte ich mich ihm schüchtern genähert und war von ihm auf das wärmste und herzlichste aufgenommen worden. Er erlaubte mir, ihm alle meine dramatischen Entwürfe und Versuche mitzuteilen,

und nachdem er den unglücklichen „Brautwerber“ gelesen — ein fünfaktiges Lustspiel in Alexandrinern! —, umarmte er mich und sagte, er freue sich, daß in Österreich sich wieder was Tüchtiges zeige. Die Verse hatten den Dichter bestochen. Das Stück erhielt nur einen succès d’estime. Ich habe noch manche Blätter von des Tragikers Hand, worin er mir Änderungen in Gestaltung der Fabel oder Szenierung vorschlägt; in eines meiner besseren Lustspiele („Die Bekenntnisse“) griff er sogar selbsttätig ein. Gelegentlich schlug er mir vor, Gozzis „Il corvo“ gemeinschaftlich mit ihm zu bearbeiten; er wollte die pathetischen und tragischen Szenen übernehmen, ich sollte die komischen Figuren durch- und ausführen, die der Autor nur angedeutet hatte. Der Plan scheiterte an mancherlei inneren wie äußeren Schwierigkeiten. In dem tragischen Puppenspiel verwandelt sich der König nach und nach vor den Augen der Zuschauer in eine Marmorstatue. Wie das im Burgtheater zu bewerkstelligen und glaubwürdig zu machen sei, wollte uns Beiden nicht recht einleuchten.

Ich blieb jahrelang ein treuer Anhänger und Schüler Grillparzers, doch fehlte es in der Folge, als ich reifer und selbständiger geworden, nicht an Widerspruch in unseren Anschauungen, besonders als die Zeit, auch in Wien, sich politisch zu färben begann. Die Märztage und ihre Folgen waren ihm eigentlich widerlich, die Unruhe des Sommers 1848 unausstehlich.

Wir gerieten wohl ab und zu in politische Diskussionen, und da wir in der Hauptsache verschiedener Meinung waren, auch kein Teil nachgeben wollte, so hielt ich es für geraten, ein ähnliches Thema im Verkehr mit Grillparzer lieber nicht mehr zu berühren. Auch besuchte ich ihn nur mehr selten, da man nicht wußte, ob man ihm gelegen kam. Er war wieder mehr Einsiedler als je.

Über die Art und Weise, wie Grillparzer gearbeitet, mögen hier einige Andeutungen am Platze sein. Wenn Schiller gelegentlich bemerkt, ein Drama sollte eigentlich die Blüte und Frucht eines Sommers sein, so bedurfte unser Dichter einer längeren Zeitfrist zu seiner Komposition, wohl auch einer zu langen. Nur die „Ahnfrau“ wurde frischweg in Einem Zuge geschrieben und „Sappho“ folgte ihr ziemlich rasch. Am „Goldenen Vließ“, freilich einem bedeutenden und mehrgliederigen Stoffe, wurde jahrelang gearbeitet und gefeilt. Bereits zu Anfang der Zwanzigerjahre erschien der erste Akt von „Der Traum ein Leben“ in einem Almanach. Lange Zeit war von dem Stück nicht mehr die Rede. Wie war ich überrascht, als mir Grillparzer im Winter 1834 das fertige Drama zu lesen gab. Er hatte sich in den letzten Jahren damit beschäftigt und erlaubte mir nun, das Stück in seinem Namen einzureichen, nur sollte ich für den Erfolg gutstehen. Eine wunderliche Zumutung. Ich ging aber darauf ein. Zum Glück, daß das Drama einschlug.

Von der „Libussa“ war gleichfalls das Vorspiel frühzeitig im Druck erschienen. Wer war nicht entzückt davon? Ich sprach oft mit Grillparzer darüber, suchte ihn anzueifern, das wundervoll begonnene Werk weiterzuführen. Ich war der Ansicht, es müßte sein Meisterwerk werden. Er gab mir auch Recht, nur meinte er: die Tragödie könnte sich nicht auf gleicher Höhe erhalten; wie der Plan vorliege, gingen die Zwischenakte mehr ins Enge, ja beinahe ins Bürgerliche, hieß es, und erst zum Schluß wäre es tunlich, die mächtigeren Töne wieder anzuschlagen, im Ein- und Zusammenklang mit der großen, wie mystischen Tragik des Anfangs. Nun habe er aber im vorhinein einen Widerwillen gegen diese Mittelakte, er habe auch seit Jahren die Arbeit aus den Augen wie aus dem Sinne verloren, könne die Stimmung nicht mehr finden usw.

In ähnlicher Weise wurde mit dem „Bruderzwist“ gezögert. Die ersten Akte waren geschrieben, als der Dichter noch in guten Jahren war. Um sich in die astrologischen Marotten seines Kaisers Rudolf hineinzufinden, las Grillparzer verschiedene, dahin einschlägige Schriften. Das verwirrte ihn aber, er verlor den Faden, den Zusammenhang und plötzlich war ihm der Schlüssel abhanden gekommen, der ihm das Innere des grübelnden Kaisers aufschließen sollte. Und so geriet der Dichter auch bei dieser Tragödie in jahrelanges

Stocken. Erst im Alter brachte er beide Stücke notdürftig zu Ende. Ein paar Jahre vor seinem Ableben vertraute er mir die Manuskripte an. Ich mußte ihm Recht geben, daß er die halb Mannes-, halb Greisenarbeit nicht an das Lampenlicht bringen wollte. Trotz der vielen schönen Einzelheiten ließ sich von dem Ganzen nur ein mäßiger Erfolg erwarten. Und darauf war nur in Wien zu rechnen! Das deutsche Theater hätte die beiden Stücke nicht gebracht, schon der Wahl der Stoffe wegen. Das hätte den reizbaren Dichter genugsam geärgert. In keinem Falle durfte er sich aber in seinem hohen Alter in eine Wiener Aufführung dieser Sachen und in die damit verknüpften Aufregungen einlassen. Auch Grillparzers Freunde teilten diese Ansicht trotz des wohlwollenden Ansinnens Laubes, welcher den Tragödien seines verehrten Dichters eine heimische Stätte am Stadttheater bereiten wollte.

Das Wenige, was ich hier über Grillparzer mitgeteilt, schildert nur einen kleinen Teil seiner Eigenheiten und will die Charakteristik des Menschen und Dichters nur leise andeuten. Daß seine dramatischen Liebhaber häufig auf schwachen Beinen stehen, ist wiederholt bemerkt worden, wie auch, daß es dem Schöpfer der „Sappho“, „Medea“ und „Hero“ vorzugsweise gelingt, der geheimnisvollen Natur des Weibes enträtselnd beizukommen. Die Frauenwelt war ihm auch im Leben nichts weniger als gleichgiltig und

eines lange andauernden Liebesverhältnisses mit einem vorzüglichen weiblichen Wesen ist nach des Dichters Ableben in diskreter Andeutung erwähnt worden. Die Art und Weise, wie Grillparzer mit dieser Jugendfreundin bis in sein und ihr Alter verkehrte, ist interessant und eigen und ich behalte mir vor, darüber gelegentlich Einiges mitzuteilen.



15. Salomon Mosenthal. 1877.

Miniaturbilder.

II.

Erinnerungen an berühmte Dichter
von
Mosenthal.

2.

Grillparzer.

Wenn uns Kindern die Mutter im Dämmerstündchen zwischen Tags- und Lampenlicht Märchen oder Stellen aus den ihr vertrauten Dichtern rezitierte, so lauschten wir mit gleicher Andacht dem Monolog des Tell, der Jungfrau, den Gedichten Goethes wie den stürmischen Trochäen Jaromirs. So hatte ich im Geist Grillparzer längst jenen im Elysium wandelnden Heroen angereiht und war höchlichst überrascht, in Wien zu hören, daß er in der Spiegelgasse im vierten Stock wohne und täglich von dort in irdischer Gestalt in das Hofkammerarchiv und in die „Stadt Frankfurt" zum Mittagessen wandere. Ich sah ihn auf diesem Weg einsam, an die Häuser gedrückt, durch die Straßen schleichen, die Lippen stets wie im Selbstgespräch be-

wegend. Eine mäßig große Gestalt, stark vorgebeugt, mit etwas schiefer Haltung, in einen altmodischen braunen Überrock eingeschlossen, das Haupt von einem ziemlich abgenützten Hut bedeckt. Graublonde Haare flattern um die Schläfe, das vergißmeinnichtblaue Auge meidet scheu die Begegnenden, deren Gruß hastig und ohne Aufmerksamkeit erwidert wird. Eine starke, fleischige Nase ragt zwischen tiefgefurchten Wangen, der große, etwas schiefgezogene Mund läßt große Zähne von gelblichem Email sehen, das starke, energische Kinn senkt sich in ein faltig umgewundenes Halstuch. Das war der Dichter der Sappho! Als ich ihn aber später in seinem kleinen, einfachen Zimmer im hölzernen Lehnsessel am Schreibtisch sah, als die gebückte Gestalt nur durch eine leise Senkung des Kopfes auf die linke Seite, statt der gebrochenen eine sanftgeneigte Haltung, der bald wohlwollend, bald sarkastisch lächelnde Mund eine bestrickende Grazie, das im Gespräch belebte Auge einen milden Sternenglanz zeigten, da empfing ich das ganze Bild des so eigentümlichen gottbegnadeten Sängers, den vollen Eindruck einer merkwürdigen Individualität. Er glich Schopenhauer, wenn er seine ironischen Epigramme hinwarf, Thorwaldsen, wenn er weise Gedanken in kurze monumentale Formen bannte, Ferdinand Raimund, wenn er seinen wehmütigen Humor spielen ließ; von allen Dreien vereinte sein Kopf Motive der Ähnlich-

keit. In fast klagendem Ton begann er zu reden, mit Widerwillen von sich und seinen Werken, faß verdrieß-lich über die Werke anderer, von Politik, Kunst und Theater wollte er nichts gelesen haben, Horaz oder Calderon sei seine einzige Lektüre; aber allmälig ver-gaß er sich, bewies, daß er alles gelesen, blitzende Geistesfunken beleuchteten alle neuesten Erscheinungen der Geschichte und Literatur, in das Werk eines Jüngers konnte er sich dann vertiefen, es zerlegen und magisch wieder aufbauen helfen und von seinen eigenen, im Pult seit Jahrzehnten begrabenen Dramen verriet er mehr und mehr, bis der verschlossene Schatz wie durch einen Glasschrein in all' seinen Umrissen sichtbar ward. Allerdings wurden solche Weihestunden nur wenigen und stets nach seiner eigenen sonderlichen Wahl zuteil. Ich hatte das Glück, mich nach und nach zu diesen Begünstigten zählen zu dürfen.

Als ich ihn kennen lernte, zählte er 50 Jahre. Damals noch weniger menschenscheu, besuchte er zu-weilen den Künstlerkreis der „Konkordia" in der „Wohl-lebengasse" und ein kleines Gedichtchen, das ich dort vorlas: „Die Null", hatte seine Aufmerksamkeit erregt. Zu seinem fünfzigsten Geburtstag überreichte ihm die Gesellschaft ein Album, in das ein Jeder seine Spende, sei es eine Zeichnung, ein Gedicht, eine Komposition, niederlegte, und wieder waren es zufällig meine aus innerster Herzensbegeisterung entquollenen Verse, die

ihn erfreuten, so daß er mich einlud, ihn zu besuchen.

Grillparzer war unverheiratet; seine Jugendliebe, Katharina Fröhlich, die er in seiner Tragödie „Ottokar" verewigt, führte mit ihren beiden älteren Schwestern seine Wirtschaft. Diese drei seltenen Frauen, gleich einfach in ihrem Wesen, gleich vielseitig in ihrer Bildung und ihrem musikalischen Talent, gleich begeistert für den genialen Freund, gleich geduldig für seine Launen, teilten sich in die Pflege des geliebten Dichters und bildeten bis zum Tode seine Familie und seinen ausschließlichen Umgang. Stundenlang saß er am Klavier, vierhändig mit ihnen Beethoven und seinen vor allen geliebten Mozart spielend. Auch die spanischen Dichter, die er hochschätzte, hatten sie mit ihm verstehen gelernt. Er war ihre Welt, ihr Gott und sie waren ihm jede in ihrer Art so unentbehrlich geworden, daß er sich vielleicht deshalb nie entschloß, die Eine von ihnen sein eigen zu nennen.

Sein Wohlwollen für mich übertrug er in noch reicherem Maß auf meine Frau, wie er überhaupt gegen Frauen, die ihm sympathisch waren, eine Art väterlicher Galanterie zeigte. Ihr klares, ursprüngliches Urteil erheiterte ihn, er stieg oft zu unserer hochgelegenen Wohnung hinauf zum vertraulichen Plaudern, wohnte sogar unseren kleinen musikalischen und poetischen Abendunterhaltungen bei, ja sie vermochte es, ihn mit

uns ins Burgtheater zu ziehen, das er hartnäckig seit Jahrzehnten gemieden. Sein Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“, das im Jahr 1831 unverstanden vom Publikum abgelehnt worden war, hatte H. Laube zwanzig Jahre später wieder aufgenommen und die poetische Individualität der damals in vollster Blüte stehenden herrlichen Künstlerin Marie Bayer (später Bayer-Bürck) aus Dresden hatte die wundervolle Dichtung glänzend zur Geltung gebracht. Es brauchte allen Aufwand weiblicher Überredungskunst, den sich Sträubenden mit uns in die Loge zu ziehen, und der erste und zweite Akt fesselten ihn durch die Meisterleistung der Hero, obwohl er verstimmt sich äußerte, er habe sich den Leander blond und den Naukleros schwarz gedacht und könne sich nicht hineinfinden, daß nun Leander schwarz und Naukleros blond erscheine. Im dritten Akt verschwand er. Als ich ihn am andern Tag fragte, warum er vor der schönsten Szene der Hero fortgegangen sei, antwortete er: „Ich war müd und abgespannt und, um die Wahrheit zu sagen, da hatte mir der Anschütz vier Zeilen weggelassen, die ihm wahrscheinlich der Laube gestrichen hat, und da bin ich mir vorgekommen, als läge ich bei lebendigem Leib auf dem Seziertisch!“ So empfindlich wird ein Dramatiker, der zwanzig Jahre lang außer Praxis ist!

Übrigens ließ er Laube und seinem praktischen Talent für die Bühnenleitung volle Gerechtigkeit wider-

fahren und wußte ihm, wenn auch nie mit Worten, doch im Herzen aufrichtigen Dank dafür, daß nach und nach die halbvergessenen Werke des Meisters neubelebt über die Bühne Wiens und von da hinaus über andere deutsche Bühnen zogen, die außer der „Ahnfrau“ fast keines seiner herrlichen Werke kannten. Laube hat den Mut gehabt, Grillparzer den gerechten Platz nach unseren dramatischen Dioskuren anzuweisen, während die norddeutschen Literarhistoriker ihn „eine österreichische Marotte“ zu nennen sich nicht entblödeten und, geschlossenen Auges an „Hero“, „Sappho“ und „Medea“ vorübergehend, höchstens von der „Ahnfrau“ als einer verblaßten Schicksalstragödie sprachen. Ja, Grillparzer war ein Österreicher, ein echter, trotz seiner wohlangebrachten Sarkasmen, begeisterter Österreicher, und sein Radetzkylied war eine Siegesfahne für Österreich geworden. In ihm ist Österreich zu seiner schönsten geistigen Blüte verkörpert und mit Haydn, Mozart und Schubert zählt er zu den herrlichsten, eigentümlichsten, unsterblichen Künstlern, die die deutsche Nation aus der Wiege Österreich empfangen hat.

Doch ich tauche da den Pinsel in Farben, die für ein „Miniaturbild“ nicht passen. Die Größe meines Modells hat mich den Rahmen vergessen lassen. Ich will ja nur von meinen persönlichen Beziehungen zu den Meistern sprechen, die ich zu schildern versuche! Ich durfte dem verehrten Meister nicht nur meine

Arbeiten mitteilen, sondern auch meine dramatischen Pläne besprach er gütig mit mir, zuweilen freilich mit Andeutungen und Fingerzeigen, die mir seltsam und befremdend schienen. Er haßte die Prosa im Drama. „Dichten heißt in Versen sprechen," wiederholte er oft. An meiner „Deborah" hatte er nichts auszusetzen, als was mir die Hauptsache schien.

„Sie hätten keine Jüdin draus machen sollen," sagte er, „das Tendenziöse ist eine Frage, die sich bald überlebt. Mir wäre eine Zigeunerin oder sonst ein vagabundierendes Mädel lieber gewesen; dann hätte das Reinmenschliche des Konfliktes allein gewirkt."

Den „Sonnwendhof" hätte er lieber an einem Vorstadttheater aufgeführt gesehen, tragische Schauspieler im Bauernkostüm wollte er nicht recht vertragen. Dagegen war ihm mein Drama „Isabella Orsini" sehr sympathisch und in seinem Nachlasse fand sich ein Gedicht, das er nach wiederholter Lesung dieses Stückes geschrieben und in welchem er ihm den Vorzug „einer gebildeten Sprache in einer ungebildeten Zeit" vindiziert hatte. Von den österreichischen Dichtern hatte er Feuchtersleben zu seinen Freunden gezählt; mit seinem glücklichsten Epigonen Friedrich Halm stand er nur auf dem Fuße kalter Artigkeit wie „von Hofrat zu Hofrat". Aber mit väterlicher Liebe schloß er sich jüngeren strebenden Talenten an; Otto Prechtler, Jos. Polhammer und Jos. Weilen fanden in ihm einen bewährten

Freund. Hebbel hat er, gleich Wagner, als geistige Potenzen anerkannt, aber sein klassischer Formensinn war von ihren Exzentrizitäten verwundet und abgestoßen. Durch die Poesie Grillparzers wob stets ein musikalischer Zug, und zwar von so klarer Harmonie, daß er selbst seinem geliebten Beethoven nur bis an die Grenze der letzten Schaffensperiode zu folgen vermochte. Vor der „Zukunftsmusik“ hatte er einen fast physischen Abscheu und verzog das Gesicht zu einer schmerzlichen Grimasse, wenn er nur davon reden hörte. Als er ein Klaviertrio Bechers, des im Jahre 1848 erschossenen Apostels der „Zukunftsmusik“, anhören mußte, schrieb er eines seiner pikanten Epigramme, in welchem er die drei Musiker „einem Holzhacker nebst zwei Weibern, welche sägen“ verglich. Jenny Lind entzückte und verjüngte ihn: „er höre ihre Seele,“ schrieb er nieder. Wunderbar hat er Beethoven und Schubert in seinen Gedichten geschildert und verherrlicht. Wenige Dichter besaßen gleich ihm die Gabe, mit wenigen Worten so frappant zu individualisieren, und in seinen Dramen begegnen wir niemals Schablonenfiguren, sondern stets Einzelwesen von so abgeschlossener Charakteristik, daß sie uns oft fast wie Sonderlinge erscheinen, wie Haman in „Esther“, Galomir in dem geistvollen Lustspiel: „Weh' dem, der lügt“. Jede seiner Schöpfungen trägt seine Signatur, seine unverkennbare Marke! Mit wenigen Worten schilderte er so, in vertrauten Stunden,

die Helden jener Dramen, die er im Pult begraben hielt. „Rudolf II.“ und „Die Jüdin von Toledo“ blickten dann mit ihrer eigentümlichen Physiognomie aus dem Schleier hervor. Aber auf die dringende Bitte, die Gefangenen freizugeben, antwortete er stets schmerzlich abwehrend: „Nein, nicht solange ich dabei bin, wenn ich tot bin, sollen sie sich darüber lustig machen!“ Wie tief mußten die Wunden sein, die Unverstand und Böswilligkeit dem Dichterherzen geschlagen hatten, wenn sie nach dreißig Jahren noch bei der zartesten Berührung bluteten!

Nun, der Meister hat eine seltene Genugtuung erlebt! Am späten Abend des Lebens leuchtete ihm der volle Sonnenschein des Ruhmes, den deutsche Dichter sonst nur um ihre Gräber spielen sehen. Und doch war es nicht viel mehr als ein Grab, diese stille Klause Grillparzers, in die der Jubel der Menge, die Huld des Kaiserhauses, die Anerkennung der deutschen Nation am achtzigsten Geburtstag des Dichters fast befremdend und verwirrend drang. Müd und gebrochen empfing er mit wehmütigem, fast ironischem Lächeln die Huldigungen; nahezu taub, hörte er wie aus einer andern Welt die Jubelgrüße, die ihm galten. Schwankend, auf den Arm Weilens gestützt, dankte er seinem Kaiser, der ihm seinen höchsten Orden und einen lebenslänglichen Sitz in der Pairskammer verliehen hatte. Die liebevolle Anerkennung, die den Strebenden beflügelt

hätte, sie fand den Lebensmüden, wie die Krone des Kapitols einst Tasso fand!

Wenn man Grillparzer gerecht beurteilen will, so darf man die Periode seines Schaffens nicht übersehen. Wenn unter dem Drucke des Absolutismus und der Zensur, unter dem absichtlich geförderten Phäakentum der Kaiserstadt solche Blüten an's Licht traten — was hätte vielleicht ein solcher Baum im freien Äther neuerer Tage an wundervollen Früchten gezeitigt? Vielleicht! In seinen gewaltigen Vorzügen und in seinen kleinen Schwächen steht er in seiner Zeit da als die ureigentümliche und vollendetste Emanation deutscher Poesie in Österreich.



16. Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. 1880.

Von Dreien die Letzte.

Am fünfzehnten Jänner geboren,
Gestorben, ich weiß noch nicht, wann —
Kommt einst Dir das Datum zu Ohren,
So füg's zur Ergänzung hier an!

So schrieb Grillparzer im März 1855, und wenn auch die Chronik „zur Ergänzung" hier anfügt: Am 21. Jänner 1872 — ich wag's, ihrer unerbittlichen Autorität entgegenzutreten, und sage: Grillparzer starb am 12. März 1880. Bis dahin lebte und atmete er in dem schlichten, traulichen Heim, darin die drei Schwestern Fröhlich mit derselben Sorgfalt und Pietät, mit welcher sie ihn selbst gepflegt und gehütet hatten, später sein Andenken hüteten und pflegten — erst zu Dreien, bald zu Zweien, bis endlich in wehmütiger Einsamkeit jene heiligen Traditionen nur mehr in einem einzigen Herzen fortlebten, das nun, eben an jenem 12. März — auch zu schlagen aufgehört hat.

Wir aber, denen ein Einblick in dieses merkwürdige Zusammenleben vergönnt war, wir wollen die

Erinnerung an jene drei rührenden Gestalten treu bewahren und zu den wertvollsten Schätzen unseres Gedächtnisses legen. Die Sorge für den Dichter war der Beruf ihres Lebens gewesen; sein Andenken füllte wie ein frommer Kultus den Rest ihrer Jahre. Das wunderbare Seelenband einer rätselhaften Liebe hatte ihn an Katharina geknüpft, von der er sein Lebenlang nicht lassen konnte, ohne sich doch jemals entschließen zu können, sie ganz zu der Seinen zu machen. Das herrliche Gedicht „Jugenderinnerungen im Grünen“ spielt in einigen Strophen voll jenes ihm eigentümlichen, energischen Ausdrucks auf dieses mystische Verhältnis an; nachdem der Dichter die schmerzlichen Enttäuschungen berührt, die ihm das Leben bereitet, ruft er aus:

> Doch fand ich *sie*, die nimmer mir entschwinden [bis:]
> An Heilgenschein, was sie sich selbst versagt!

Ferner:

> In Glutumfassen stürzten wir zusammen [bis:]
> Allein zu fest geschlungen war der Kranz.

Und weiter klagt sich der Dichter selber an:

> Da ward ich hart . . [bis:] und ward zerknickt.

Also in den tiefsten Falten ihrer Seele lag die Lösung jenes Rätsels, das eine Treue bis zum Grabe mit dem verklärenden Schimmer der Legende umgibt.

Nun, das war die eine Schwester, „die ewige Braut“ Grillparzers. Was aber hat die beiden anderen so unlösbar an ihn gebunden? Die aufopferndste Freundschaft für den Menschen, die wärmste Bewunderung für den Dichter und die innige Liebe, welche die drei Schwestern vereinigte. Sie haben sich förmlich miteinander identifiziert und unwillkürlich wurde man durch sie an das Bibelwort erinnert: „Diese Drei sind Eins“. Der Verkehr mit ihnen hatte einen eigentümlichen Reiz. In der schmucklosen Umrahmung dieser kleinen Wohnung voll philiströser Einfachheit gaben sie so recht ein Bild des „alten Wien“, das wir, wenn es auch der Zeit nach nicht gar so weit hinter uns liegt, doch eigentlich nur mehr aus Chroniken kennen. Mit Freuden denke ich an die traulichen Plauderstündchen, die ich an dem kleinen viereckigen Tische, auf dem engen, altmodischen Sopha verbracht, das ich trotz seiner geringen Bequemlichkeit immer ungern verließ. Das Gespräch der Schwestern hob sich bei aller Anspruchslosigkeit immer über das Alltägliche hinaus und trotz ihrer Abgeschlossenheit von der Außenwelt nahmen sie doch regen Anteil an jeder Mitteilung über dieselbe und wußten über alles ein gesundes und individuelles Urteil zu fällen. Den Ruhm ihres Dichters mit steter Wachsamkeit verfolgend, waren sie ungemein feinfühlig in bezug auf die Beschaffenheit des Lorbeers, der ihm gereicht wurde. Die Reklame war ihnen verhaßt

und alle jene Huldigungen, welche nur den Zweck haben, die Eitelkeit dessen zu befriedigen, der sie darbringt, ließen ihre Herzen kalt. Sie selbst sonnten sich in dem Ruhme ihres großen Freundes nur mit jener inneren Genugtuung, die der Zeugen nicht bedarf. Niemals haben sie seinen Glanz für sich selber ausgebeutet, wie denn überhaupt der Eigennutz ihnen so ferne lag, daß sie jedweden Gewinn, der ihnen aus dem Verhältnisse zu Grillparzer erwachsen konnte, mit ruhiger Beharrlichkeit von sich wiesen. Ein Beweis, wie fremd ihnen jede kleinliche Eitelkeit gewesen, liegt in dem Umstande, daß nie ein Bildnis Katharinas veröffentlicht wurde, und eben dadurch, daß sie ihre Gesichtszüge den Blicken der Neugierigen entzog, vervollständigt sie am schönsten das Seelenbild, das wir uns von ihr gemacht haben. Unzweifelhaft muß ihre äußere Erscheinung ungemein anziehend gewesen sein, denn selbst in spätem Alter übten ihre schönen, ausdrucksvollen dunklen Augen einen unleugbaren Zauber aus und ihr fein gezeichnetes Antlitz trug deutliche Spuren einstiger Schönheit.

Kurz nach dem Tode Grillparzers wurde die älteste Schwester, Anna, bereits von dem Leiden ergriffen, das langsam weiterschreitend, nun ihr Ende herbeigeführt hat. Die Schwestern warteten ihrer Tag und Nacht, denn die wachsende Schwäche der mehr als achtzigjährigen Frau machte sie unausgesetzter Pflege bedürftig. Trotz-

dem war ihr Geist lebendig, ihr Gedächtnis ungetrübt und verfolgte sie mit Teilnahme die Erscheinungen der neueren Dichtkunst und Literatur. Ihre Augen gestatteten ihr freilich das Lesen nicht mehr, doch die „jüngeren“ hoch in den Siebzigen stehenden Schwestern liehen die ihren her und lasen ihr alles vor. Was aber noch immer den Kern ihres Lebens bildete, war das Andenken Grillparzers. Wer konnte ohne Rührung des Dichters Arbeitszimmer betreten, wo nicht ein Buch von seiner Stelle gerückt war und der steife Lederlehnstuhl an seinem alten Platze vor dem Schreibtische stand, als ob er nur zufällig für wenige Stunden leer geblieben wäre. Einmal im Spätherbste, als ich eben vom Lande in die Stadt gezogen war, besuchte ich die Schwestern Fröhlich und fragte, ob sie den Sommer über nicht auch für einige Zeit Wien verlassen hätten, um frische Luft zu atmen? Sie verneinten lächelnd diese Frage, sagten, sie hätten die Summe, welche ein Landaufenthalt sie gekostet hätte, besser verwendet, und führten mich mit freudestrahlenden Augen vor ein neues, trefflich gelungenes, von Daniel Penther gemaltes Portrait Grillparzers! So waren sie glücklich und lebten in der Vergangenheit, als die Gegenwart in grausamster Weise ihre Rechte forderte. Josephine starb nach kurzem Leiden und Katharina lag schwer krank darnieder. Im Grillparzer-Zimmer war die Leiche der ersteren aufgebahrt, und wie staunte ich, als die kleine,

schmächtige Gestalt der alten Anna mir voll des tiefsten Schmerzes, aber rüstig und gefaßt entgegentrat: „Jetzt muß ich stark sein,“ sagte sie und sie war's, denn sie pflegte jetzt die Schwester, bis ein Jahr später auch diese starb und sie allein zurückblieb. Anna Fröhlich war es gewesen, die recht eigentlich dem Hause vorgestanden, sie hatte die materiellen Sorgen auf sich genommen und sie war es, die den Grillparzer-Kultus am eifrigsten betrieb. Jedes kleinste Papierfleckchen, das er beschrieben, jede Feder, die er benützt hatte, verwahrte sie sorglich, und sie wußte am besten von ihm zu erzählen. Sie hat zuletzt — man kann sagen, auf dem Totenbette — für ihn gezittert, als die Wiederaufnahme von „Weh' dem, der lügt!“ bevorstand, und freuen wir uns, daß wenigstens sie es erlebte, daß dieses Schmerzenskind des geliebten Dichters so herrlich zu Ehren kam! Ein Jahr nur währte ihre Einsamkeit, und vor wenigen Tagen trug man den letzten Sarg aus Grillparzers Heim.

Wie an ein Heiligtum denkt an diese Räume zurück, wer sie nur einmal betreten. Es war, als wehte drin eine reinere, bessere Luft, als hätten die Reste der „gold'nen Zeit, von der der Dichter träumt“, sich dorthin geflüchtet, und nie trat ich aus dieser stillen Behausung, ohne das Gefühl innerer Bereicherung. Wer nur nach äußeren Daten um jene Verhältnisse weiß, wird vielleicht geneigt sein, sie in dem Lichte

einer schwärmerischen Romantik zu erblicken; und doch, wie unrichtig wäre diese Vorstellung! In diesem Freundschaftsbunde herrschte eine rührende Schlichtheit, die unsere Zeit als ein ihr verloren gegangenes Gut zu beklagen hat und die sich dort oben in dem vierten Stockwerke Grillparzers rein und unverfälscht bewahrte, wie Blumen ihren Duft und ihre Frische behalten, wenn der Raum, in dem sie verwahrt sind, luftdicht verschlossen ist. Jene auserwählten Menschen wußten ihre Klause zu schützen vor der Luft der Außenwelt und erhielten sich rein und unantastbar jene schlichte Größe, die sich selbst nicht kennt.

Wilhelmine Wickenburg-Almásy.



17. Auguste v. Littrow-Bischoff. 1880.

Von Vieren die Letzte.

(Die Schwestern Fröhlich.)

Vor einiger Zeit erschien in den Spalten der „Neuen Freien Presse" ein Aufsatz: „Von Dreien die Letzte", welcher das Schwesternkleeblatt Fröhlich, die treuen Freundinnen und Gefährtinnen Grillparzers, zum Gegenstande hatte. Wenn dem trefflichen, wahrheitsgetreuen Inhalte desselben kein Wort hinwegzuwünschen oder hinzuzusetzen blieb, dürfte doch eine kleine Nachschrift insofern hier am Platze sein, als das Kleeblatt kein drei-, sondern ein vierblätteriges war und diese vierte — die zweitälteste Schwester —, in keiner Beziehung zu Grillparzer stehend, in jenem Aufsatze folgerichtig keine Stelle finden konnte. Da jedoch in ihr nicht nur eine höchst individuelle Persönlichkeit, sondern auch eine beachtenswerte Künstlerin, eine geschickte Malerin, zu erwähnen bleibt, von deren weit verbreiteten Arbeiten die Welt wenig weiß, möge ihrer hier in Kürze zu gedenken um so eher erlaubt erscheinen, als ein biographischer Hinweis auf den Lebens-

weg der Fräulein Fröhlich im gegenwärtigen Momente vielleicht nicht ohne Interesse sein dürfte.

Die Schwesternpaare Anna und Barbara, Katharina und Josephine Fröhlich, zu Ende des vorigen und im Beginne dieses Jahrhunderts geboren, waren Töchter einer wohlhabenden Bürgerfamilie Wiens, welche in Döbling ein eigenes Landhaus besaß und ihr Einkommen aus der Fabrikation des sogenannten Einschlages, eines Präparates, bezog, durch dessen Verbrennung die Fässer zur Konservierung des Weines tauglich gemacht wurden. Eine starke Konkurrenz verbesserter Erzeugnisse dieser Art drückte allmälig das Geschäft mehr und mehr nieder, und als neue Methoden der Behandlung des jungen Weines aufkamen, ging die Fabrik zugrunde. Mathias Fröhlich, der Vater, zum Betriebe derselben in jungen Jahren von seinen Büchern und Studien hinweggerufen, durch frühe Ehe an bürgerliche und häusliche Pflichten gebunden, trug im Gegensatze zu der im Hause mit großer Strenge waltenden Frau den Idealismus seiner unvollendet gebliebenen Studentenjahre durch's Leben und dieser Zug sprach sich insbesondere in der Sorgfalt für die Erziehung seiner schönen und begabten Töchter aus, auf welche, mit Ausnahme der Zweitgeborenen, die Sinnesart des Vaters übergegangen war.

Barbara (Babette, Betty genannt), diese Zweitälteste, hatte mit dem Namen der Mutter auch deren

Widerstandskraft überkommen; und vielleicht lag in dieser Ähnlichkeit die besondere Berücksichtigung, deren sie sich erfreute; denn während die anderen Mädchen sich gehorsam den Befehlen fügen mußten, wurde ihr volle Unabhängigkeit gestattet; die tiefe Abneigung, die sie gegen ihr eigenes Geschlecht hegte, führte sie weg von den Schwestern zu ausschließlichem Verkehre mit Knaben, mit denen sie sich umhertrieb, deren Spiele sie teilte, deren Kleidung sie annahm. Mit erstaunlicher Geschicklichkeit ergriff sie alle möglichen Dinge und versuchte sich in den verschiedensten Handwerken und Tätigkeiten; sie zimmerte, machte Tischlerarbeiten, reparierte Schlösser, ja sie verfertigte jahrelang die eigenen Schuhe. Dabei pfiff sie wie ein munterer Handwerksgeselle und brachte es auch darin zu einer bewunderungswerten Fertigkeit, die ihr bis in's späte Alter blieb.

Zum Mädchen herangereift, warf sie die Knabenkleider von sich, zeigte Freude und Geschmack an weiblichem Putz, brannte das Haar zu langen Locken und trat in die Gesellschaft ein, in welcher sie sowohl durch ihre Erscheinung, durch beißenden, wenn auch nicht immer feinen Witz und mit Kenntnissen glänzte, die sie sich auf unerklärliche Weise angeeignet hatte. Mehr jedoch als diese Vielseitigkeit erregte ihre herrliche, klangvolle und gut geschulte Altstimme die allgemeine Aufmerksamkeit. Die Pflege musikalischer Anlagen galt

damals in Wien nebst Kenntnis der französischen Sprache als Haupterfordernis einer feineren weiblichen Erziehung, während das Erlernen deutscher Sprache und Orthographie schon als Attribut eines männlichen Bildungsganges betrachtet wurde. Die Ausbildung musikalischer Dispositionen, namentlich des Gesanges, war bei den hiefür höchst begabten Mädchen ernstlich betrieben worden und Betty schwelgte in Erfolgen, welche sie ihrer bereits als Künstlerin gefeierten, als Lehrerin gesuchten ältesten Schwester an die Seite stellten. Sie versuchte auch hier ihr Talent in allen Richtungen und im Vollgefühle ihres Könnens und Gelingens sprang sie bei plötzlicher Erkrankung einer Sängerin einst in Mozarts „Hochzeit des Figaro" als Cherubin ein und erntete in der Rolle des mutwilligen Pagen den lauten Beifall des Publikums.

Die beiden Sängerinnen wurden bald Lieblinge der ganzen konzertbesuchenden Gesellschaft Wiens; bei allen öffentlichen Aufführungen, in allen musikalischen Kreisen suchte man der Gegenwart und Mitwirkung der nach jeder Richtung hochgeachteten Mädchen teilhaft zu werden und das Interesse für sie blieb sich gleich, als später Betty sich zurückzog und die jüngste Schwester, im Besitze einer lieblichen Sopranstimme, eintrat. Immer war man des Zuspruches sicher, wenn sie sich hören ließen; viele Stücke wurden eigens für sie und auf ihre Anregung komponiert (z. B. Franz

Schuberts „Zögernd leise“), manche Piecen kamen erst durch ihren Vortrag zur Geltung; wie sie denn auch bei den im Hause des als Kenner und Sammler berühmten Hofrates v. Kiesewetter veranstalteten Aufführungen klassischer Musik eine hervorragende Stellung einnahmen. Obschon Beethoven zur Zeit ihrer Triumphe noch lebte, war es ihnen, den warmen Anhängerinnen des großen Genius, nicht mehr gegönnt, mit dem wegen seiner Taubheit sich in strengste Zurückgezogenheit bergenden Meister in Verbindung zu kommen; allein die besten Musiker des damaligen Wien: Gyrowetz, Weigl, Kreuzer, Hellmesberger, Böhm, Mayseder, Merk, Johann Nepomuk Hummel, Franz Schubert, Franz Lachner und viele andere, gehörten zu ihrem Kreise und ihre Stellung war bald eine so gesicherte, daß sie, als den Vater das Unglück traf, mit dem Sinken des Geschäftes sein Vermögen ganz zu verlieren, daran denken konnten, sich mit ihrer jüngsten Schwester und Schülerin Josephine auf eigene Füße zu stellen.

Diese hatte sich dem dramatischen Gesange zugewendet, später den Unterricht des gefeierten italienischen Sängers Siboni genossen, dessen Tochter, da er von Wien nach Dänemark gerufen wurde, nach Kopenhagen begleitet und sich dort vollkommen zur dramatischen Sängerin ausgebildet. Siboni ließ sie, um sich für seine Bemühungen bezahlt zu machen, viel in Konzerten und bei Hofe singen, von wo sie geehrt und

gefeiert nach zwei Jahren (1825) mit dem Titel einer königlich dänischen Kammersängerin in die Heimat zurückkam. Immer gedachte sie gern jenes Aufenthaltes und die Einwohner Kopenhagens bewahrten auch ihr eine so warme Verehrung, daß sie bei einer im darauffolgenden Jahre nach Dresden, Leipzig und den böhmischen Bädern unternommenen Kunstreise von den dort anwesenden Dänen mit den lebhaftesten Ovationen überhäuft wurde. Der Erfolg dieser Reise brachte sie zu dem Entschlusse, sich der Bühne zu widmen. Allein ein Debüt in Mozarts „Entführung aus dem Serail" führte, obschon sie sehr gefallen, nicht zu dem erwünschten Engagement in Wien, und als sie später in Venedig und Mailand glücklicher war, hatte sie das Leben der Theaterwelt näher kennen gelernt und sich so wenig darein zu finden gewußt, daß sie, festen Mutes auf diese Laufbahn Verzicht leistend, heimkehrte und sich mit ganzer Seele dem Berufe und der Tätigkeit der ältesten Schwester anschloß.

Der Hauptreiz ihres Gesanges bestand, neben dem Wohllaute einer höchst angenehmen Stimme, in der Vereinigung deutscher Weise mit italienischer Methode und manche ihrer mit entzückendem Schmelz vorgetragenen Arien — wie z. B. „O cara memoria", zu Grillparzers liebsten musikalischen Erinnerungen gehörend — ist den Zuhörern durch sie unvergeßlich geblieben.

Sowohl als ausübende Künstlerinnen wie als Lehrerinnen gingen diese beiden Schwestern, die älteste und die jüngste, von nun an stets Hand in Hand und bei der Ordnung, Tätigkeit und Sparsamkeit, die den seltenen Mädchen neben ihrer Künstlernatur in ganz eigentümlicher Weise innewohnte, gelang es ihrer frischen Kraft und unermüdlichen Ausdauer, ein Vermögen zu erwerben, dessen Rente ihnen nicht nur eine sorgenlose und freie Existenz sicherte, sondern auch nach ihrem Tode zahlreichen Wohltätigkeitszwecken reichliche Summen zuführte.*) Solcher Erfolg aber ist um so höher anzuschlagen, als ein schöner Zug von Freigebigkeit und Großmut durch ihr ganzes Wesen ging; Andere zu erfreuen, Not zu lindern, Wohltaten zu spenden, gehörte zu den lebhaftesten Antrieben ihrer edlen Natur, und es wurde ihnen dafür von allen Seiten eine Dankbarkeit entgegengebracht, die in der wärmsten Anhänglichkeit ihren Ausdruck fand. So hatte zum Beispiel Anna durch Veranstaltung von Konzerten einem armen jungen

---

*) Es muß hiebei bemerkt werden, daß weder Katharina noch eine der anderen Schwestern von den ihnen durch Grillparzers Testament zufallenden Honoraren für die Gesamtausgaben seiner Werke das Geringste für sich in Anspruch nahmen, daß sie Alles seinen Angehörigen zuwendeten und daß die bedeutenden Summen, über welche sie zugunsten wohltätiger Institutionen disponierten, nur aus ihrem eigenen und selbsterworbenen Vermögen flossen.

Musiker seine Studien ermöglicht, der, zu glücklicher Ausbildung gelangt, seine Erkenntlichkeit wiederholt durch Serenaden, die er zu ihrem Namensfeste veranstaltete, an den Tag zu legen suchte. Große Stücke wie Beethovens Septuor wurden bei diesen Anlässen zur Aufführung gebracht, die ersten Künstler wirkten mit und die Straße, in welcher die verehrte Gönnerin wohnte — eine Straße inmitten der Stadt*) — wurde an solchen Abenden für den Verkehr gesperrt. (!)

Eine von dieser ältesten und der jüngsten Schwester ganz verschiedene Persönlichkeit war Katharina, die drittgeborene. Gleichfalls eine gut geschulte Sängerin, hatte sie doch niemals Unterricht erteilt, auch sonst sich nicht mit Erwerb bemüht. Dafür war sie eine außerordentliche Sparmeisterin und wurde um ihrer Schönheit willen von den anderen mit einer Art Kultus umgeben. Einen Teil ihrer Muße verwendete sie zur Ausbildung ihres dramatischen Talentes, das so eminent war, daß die große Schröder es als Verbrechen erklärte, sich mit solchen Anlagen der Bühne zu entziehen. Allein Katharina war damals schon Grillparzers Braut — die sie ja immer bleiben sollte — und obschon der Dichter das Vorhandensein ausgezeichneter Anlagen für das Drama vollkommen anerkannte, setzte er sich doch

*) Die Spiegelgasse. Die Schwestern Fröhlich wohnten seit 1826 im Hause Nr. 21, in welchem auch später Grillparzer (1872) starb.

der Absicht des Mädchens, Schauspielerin zu werden, entgegen, indem er behauptete, „es sei kein Glück für sie auf den Brettern zu holen".

Welchen Lebensweg aber hatte Betty eingeschlagen, daß sie, ähnliche Bahnen wandelnd und bis in ein höchstes Alter in stetem Verkehr mit den Schwestern, nicht mit ihrem Andenken verflochten blieb?

Betty war, nachdem auch sie sich, wie schon erwähnt, als begabte Sängerin hervorgetan und Gesangunterricht erteilt hatte, auf den Gedanken gekommen, sich der Malerei zuzuwenden, denn es fehlte ihr auch an diesem Talente nicht, wie sie ja schon früher an dem projektierten Erziehungsinstitute den Zeichenunterricht übernehmen wollte. Vielleicht hatte der Wunsch, eine besondere Stellung unter den Schwestern zu erringen, ebensoviel Anteil an dem Einschlagen dieser Richtung wie an der Durchführung des Entschlusses, zu heiraten. Sie vermählte sich mit dem Kanzleibeamten Ferdinand Bogner (gestorben 1846) und war so glücklich, bald Mutter eines Sohnes und dadurch Mittelpunkt des Interesses der ganzen Familie zu werden, aus deren Behausung sie erst mit Mann und Kind schied, als nach dem Zugrundegehen der Fabrik die Eltern in die Wohnung der Töchter einzogen. Sie erfreuten sich jedoch nicht lange dieses Zusammenlebens und starben beide im Laufe zweier Jahre (1841 bis 1843), von welcher Zeit an die drei Mädchen zusammen

blieben und Betty ihren eigenen Haushalt führte. Im Wesen des Gatten, den sie erwählt, wiederholte sich ebenso die nachgiebige Sinnesart des Vaters Fröhlich wie in dem ihrigen das Temperament der Mutter. Selbstverständlich nahm er in der Familie keine vorwiegende Stellung ein, um so mehr der Sohn. Wilhelm Bogner war der Liebling, der Stolz, die Freude des ganzen Kreises, in welchen sein jugendliches Aufblühen Leben und Bewegung brachte und innerhalb dessen man seine Fähigkeiten möglicherweise überschätzte. Allein auch Grillparzer, der ablehnende, sich streng abschließende Freund, zeigte lebhaftes Interesse für den heranreifenden Knaben, den er sich später sogar als Reisebegleiter zugesellte, und teilte den tiefen Schmerz der Angehörigen, als der zweiundzwanzigjährige junge Mann ihnen (Mai 1848) durch den Tod entrissen wurde.

Die Mutter, die in diesem Sohne wohl die Verkörperung ihres Jugendtraumes erblickt haben mochte und allmälig zu ihrem Unabhängigkeitsbedürfnisse zurückgekehrt war, setzte von dieser Zeit an alle Rücksichten für die Außenwelt mehr und mehr beiseite. Von früher Kindheit an nur gewillt, den eigenen Eingebungen zu folgen, hatte sie mancherlei Dissonanzen hervorgerufen, die bei aller Herzensgüte schwer zu lösen blieben, wenn auch zugegeben werden muß, daß die Stellung einer Mutter drei den Sohn vergötternden

Tanten gegenüber immerhin eine schwierige gewesen sein mag. Wenn wir erfahren, daß der erste Zahn, den der sechsjährige Knabe verlor, der Mutter im Triumphe dargebracht, von dieser gleichgiltig zurückgewiesen, dagegen von den Tanten mit Jubel aufgenommen, in Gold gefaßt, als Mittelstück einer Broche in Ehren gehalten wurde, spiegelt sich in diesem Vorgange die Quelle langer Konflikte. Aber auch später, und obschon die Schwestern selbst Betty als die Begabteste und, mit Ausnahme Kathis, auch als die Schönste ihres Kreises bezeichneten, fand ungeachtet solcher Anerkennung kein harmonisches Zusammenklingen statt. Rhapsodisch und leidenschaftlich in Neigungen und Widerwillen, knüpfte sie bald da, bald dort freundschaftliche Beziehungen an, die jedoch ebenso schnell wieder rissen, während der volle Reichtum seltener Begabung ihr die Mittel bot, allen Launen und momentanen Eingebungen eines leidenschaftlichen Temperamentes zu folgen und was sie sich vorsetzte zu erreichen.

So war es ihr denn auch nicht nur gelungen, als Blumenmalerin die Zeichenlehrerstelle an dem kaiserlichen Offizierstöchtererziehungsinstitute, mit welcher eine lebenslängliche Pension verbunden, zu erhalten, sondern dadurch auch als eine der ersten Lehrkräfte auf diesem Gebiete zur Geltung zu kommen — wie dies bei den Schwestern im Gesangsfache der Fall war. Allein das Alles würde nicht genügen, eine wirklich

künstlerische Befähigung nach dieser Richtung zu beweisen, denn wie ehrenvoll und achtungswert die Ausübung solchen Berufes ist, liegt darin doch kein Beweis wahrhaft künstlerischer Kraft. Betty aber hatte sich auch auf das Porträtfach geworfen und es darin so weit gebracht, dem damals bedeutendsten Bildnismaler Wiens so sehr zu genügen, daß er ihre Arbeit der seinen zu substituieren würdig fand.

Moriz Daffinger, einer der größten Miniaturmaler, gleich virtuos in Behandlung der Öl- wie der Wasserfarbe, der Isabey Österreichs, wie ihn Nagler nennt, ließ jahrelang die bei ihm bestellten Wiederholungen seiner Porträts von Betty Bogner ausführen und dieselben, nachdem er ein paar Striche darein gemacht, als seine Arbeit nach aller Herren Ländern gehen. Nur wer die feine und so bestimmte Modellierung der Köpfe dieses unübertroffenen, in seiner Art einzigen Künstlers kennt, vermag zu beurteilen, welches Talent, welche Technik vorhanden sein mußte, um Arbeiten zu liefern, welche, wenn auch nur als Kopien, für Werke seines Pinsels gelten konnten. Da jedoch Daffingers in Wien damals längst begründeter Ruf erst durch die dem Kongresse anwohnenden Fürsten und Staatsmänner, deren Porträts er malte, in alle Welt getragen, ein europäischer wurde, die bei ihm bestellten Wiederholungen aber größtenteils als Geschenke an fremde Höfe gingen, läßt sich nicht ermitteln, in welcher

Könige und Herren Besitz Betty Bogners Malereien umhergestreut zu finden sind.

Wenn der Künstlerin, die solcher Leistung fähig war, die Mittel zur Begründung einer glücklichen und schönen Existenz reichlich zu Gebote standen und nur das unselige Bedürfnis nach vollkommener Ungebundenheit sie von Allem loslöste, was das Leben verschönt und beglückt, wäre es dennoch ein Irrtum, die Extravaganzen dieser begabten Persönlichkeit einer allzu freien Erziehung beizumessen. Im Gegenteile, Mutter Barbara Fröhlich scheint eine kluge, scharfsichtige Frau gewesen zu sein, welche die Prinzipien des Gehorsams und unerbittlicher Ordnung nur da in Anwendung brachte, wo sie voraussah, mit denselben durchzudringen. Dem unbändigen Naturell ihrer zweitgeborenen Tochter gegenüber hätten ihre Mittel nicht ausgereicht, sie würde das Mädchen nur zu einer bis zur Ausartung gehenden Widersetzlichkeit getrieben haben, während ein kluges Gewähren Bettys Wesen immer noch gewisse Grenzen halten ließ, die eine Affinität mit dem Lebensweg der anderen, an schöner Form und Sitte hängenden Schwestern suchten.

Es dürfte vielleicht hier auch am Platze sein, über diesen Punkt und über die Ehelosigkeit dieser drei einst so schönen und gefeierten Mädchen ein Wort zu sagen. Katharina war seit früher Jugend Grillparzers Braut, und wer diese beiden Menschen kannte, fand es natür-

lich, daß sie bei aller Leidenschaftlichkeit ihrer Neigungen kein Paar geworden waren. Zur Zeit heißer jugendlicher Liebe ließen die Verhältnisse das Schließen eines Bundes nicht zu; später trat die Überlegung, die bei ihnen ein so gewaltiger Faktor blieb, dazwischen. Beide waren ganz selbständig, beide fanden in sich selbst, in ihren eigenen Überzeugungen die höchste Autorität ihres Handelns; beide trugen ein Ideal im Herzen, das bei aller Liebe sich nicht in ihren Persönlichkeiten deckte. Grillparzers Frauenideal hatte Hingebung, Katharinens Männerideal einen Anflug von Heldentum. Die psychologische Auseinandersetzung dieser Umstände würde zu weit führen, allein in Grillparzers Gedichten jener Epoche spricht sich die volle Wahrheit dieses Empfindungskampfes aus. Auch die beiden anderen Schwestern, die älteste und die jüngste, hatten jede aus früher Jugend eine Herzensneigung in die späteren Jahre mit hinübergenommen. Als aber Opposition der Familie und andere Verhältnisse das Schließen eines Liebes- und Ehebundes nicht zuließen, lag die Möglichkeit, eine andere Verbindung einzugehen, der Gedanke an eine Heirat wie Schwester Betty ihrem rein ausgeprägten Idealismus allzu fern, um auch nur jemals ernstlich erwogen zu werden. Mit vollem Eifer ihrer Kunst, ihrem Berufe hingegeben, schritten sie resolut und unverbittert ihren alten Tagen entgegen, in deren Verlauf freilich die treueste Anhänglichkeit und das stete Ent-

gegenkommen ihrer zahlreichen einstigen Jugendfreunde und Kunstgenossen kein Gefühl der Vereinsamung und Verlassenheit platzgreifen ließ. Auch nach Grillparzers Hinscheiden — er war erst nach Wilhelm Bogners Tod und den Revolutionszeiten unter das heimische Dach der nunmehr gealterten Schwestern Fröhlich gezogen — fanden sich die alten Freunde in gleicher Teilnahme zusammen und hier stellte sich auch Frau Bogner in ihrer immer weniger angenehmen Erscheinung häufig ein. Um niemandem eine Berechtigung einzuräumen, nirgends eine Verpflichtung eingehen oder jemanden neben sich dulden zu müssen, hatte sie mit zunehmenden Jahren auf alle Hilfeleistung, auf alle Bedienung verzichtet und die Wirkungen dieser Eigenheiten blieben nicht aus. Während die Reihen ihrer Jugendgenossen sich lichteten, das Alter sie unfähig machte zur Ausübung ihrer Talente, verfiel ihre Person und Umgebung immer mehr einer Verwahrlosung und Vernachlässigung, die sie, von Welt und Menschen trennend, vollständig zum weiblichen Sonderling machte.

Es ist hier nicht am Orte, die bizarren, immer aber von einem stolzen, unabhängigen Charakter zeugenden Züge dieser selten gearteten Frau wiederzugeben, deren Gebrechen hauptsächlich im Mangel jedes Gefühles für Weiblichkeit und Würde bestand. Mit zynischer Selbstironie trug sie ihr Geschlecht als einen Fluch durch's Leben im Zwiespalt mit der Welt, im

Hader mit der Natur, die sich für solche Widersetzlichkeit zu rächen schien. Wer die schönen Züge, das edle Oval des Gesichtes, die großen Geist und Leben sprühenden Augen auf Petters im Jahre 1829 gemaltem Bilde der damals jungen Künstlerin und dessen Original, Frau Betty Bogner, in späteren Jahren demselben gegenüber sitzen sah, der konnte an die Möglichkeit einer solchen Metamorphose durch die Zeit kaum glauben, dem kamen unwillkürlich die Märchen der Verwandlungen durch Zauber und Hexerei in den Sinn.

Je mehr aber durch ganz heterogene Lebens- und Denkweisen ein derartiger Typus sich ausgebildet, je mehr die vereinsamte Anachoretin sich den bis in's hohe Alter an ihren idealen Anschauungen festhaltenden Schwestern entfremdete und die innere Zusammengehörigkeit sich gelöst hatte, um so weniger wollte sie die äußere Gemeinschaft aufgeben, um so zäher hielt sie daran fest, ja sie suchte sich später durch tägliche Besuche gewaltsam in diesem Zusammenhange zu behaupten.

Und so hielt diese merkwürdige Frau, die in allem — nur nicht in Beziehung auf Schönheit und Talent — in grellem Gegensatze zu denen stand, mit welchen sie an derselben Brust gelegen, im Tode mit ihnen Schritt und starb sozusagen in Reih und Glied mit diesen Schwestern, denen sie oft ausgewichen und

doch stets gefolgt war. Alle vier erreichten gesund und rüstig das hohe Alter zwischen 75 und 85 Jahren und betteten sich im kurzen Zeitraume von zweiundzwanzig Monaten, in pünktlicher Aufeinanderfolge ihrer Geburt*) — die jüngste zuerst, Anna, die älteste, die im Leben über ihnen gewacht, auch noch die letzten Anordnungen für sie treffen sollte, zuletzt — zu ewiger Ruhe. Mit ihrem Dahinscheiden schloß sich erst der Lebenskreis Grillparzers, der als ein Schatten noch in ihrer Mitte zu weilen schien, für die Zurückbleibenden vollkommen ab. Friede ihrer Asche!

*) Josephine Fröhlich starb 7. Mai 1878, Katharina 3. März 1879, Betty Bogner 30. Juni 1879, Anna Fröhlich 11. März 1880.

A. v. Littrow-Bischoff.



18. Hippolyt Freiherr v. Sonnleithner. 1883.

Einige Bemerkungen zu Professor Fäulhammers Franz Grillparzer.

Von **Hippolyt Freiherrn v. Sonnleithner.**

Wien, November 1883.

Nicht um eine mißliebige Kritik an die Brochure Fäulhammers zu legen, welche weitaus das Beste ist, was seither über Grillparzer erschienen, wohl aber um einige kleinere Verstöße gegen Personen und Sachen zu rektifizieren, veranlaßte mich zu den gegenwärtigen Aufschreibungen. Zu diesen bloß äußerlichen Beweggründen tritt bei mir, in meinem sehr vorgerückten Alter, gewissermaßen noch die Pflicht, als der einzige überlebende und nächste Verwandte Grillparzers die wenigen mir bekannten Daten, welche mit dem großen Dichter in Beziehung stehen, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, sondern treu und gewissenhaft zu verzeichnen und die Mythe, die sich schon jetzt um Grillparzer wie um jeden großen Mann bildet, auf die einfache Wahrheit zurückzuführen. Da es nicht angemessen wäre, diese Aufschreibungen schon jetzt der

doch stets gefolgt war. Alle vier erreichten gesund und rüstig das hohe Alter zwischen 75 und 85 Jahren und betteten sich im kurzen Zeitraume von zweiundzwanzig Monaten, in pünktlicher Aufeinanderfolge ihrer Geburt*) — die jüngste zuerst, Anna, die älteste, die im Leben über ihnen gewacht, auch noch die letzten Anordnungen für sie treffen sollte, zuletzt — zu ewiger Ruhe. Mit ihrem Dahinscheiden schloß sich erst der Lebenskreis Grillparzers, der als ein Schatten noch in ihrer Mitte zu weilen schien, für die Zurückbleibenden vollkommen ab. Friede ihrer Asche!

*) Josephine Fröhlich starb 7. Mai 1878, Katharina 3. März 1879, Betty Bogner 30. Juni 1879, Anna Fröhlich 11. März 1880.

A. v. Littrow-Bischoff.



18. Hippolyt Freiherr v. Sonnleithner. 1883.

Einige Bemerkungen zu Professor Fäulhammers Franz Grillparzer.

Von **Hippolyt Freiherrn v. Sonnleithner.**

Wien, November 1883.

Nicht um eine mißliebige Kritik an die Brochure Fäulhammers zu legen, welche weitaus das Beste ist, was seither über Grillparzer erschienen, wohl aber um einige kleinere Verstöße gegen Personen und Sachen zu rektifizieren, veranlaßte mich zu den gegenwärtigen Aufschreibungen. Zu diesen bloß äußerlichen Beweggründen tritt bei mir, in meinem sehr vorgerückten Alter, gewissermaßen noch die Pflicht, als der einzige überlebende und nächste Verwandte Grillparzers die wenigen mir bekannten Daten, welche mit dem großen Dichter in Beziehung stehen, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, sondern treu und gewissenhaft zu verzeichnen und die Mythe, die sich schon jetzt um Grillparzer wie um jeden großen Mann bildet, auf die einfache Wahrheit zurückzuführen. Da es nicht angemessen wäre, diese Aufschreibungen schon jetzt der

Öffentlichkeit zu übergeben, jetzt wo noch manche Personen leben, welche von denselben nahe und unangenehm berührt werden könnten, so habe ich mich entschlossen, sie meinem Sohne Max Freiherrn v. Sonnleithner als Vermächtnis zu hinterlassen, welcher, ein nicht weniger warmer Verehrer seines großen Onkels als ich meines Vetters, dafür Sorge tragen wird, daß sie dereinst dem Publikum (ich bin nicht anmaßend genug, um zu sagen „der Nachwelt") nicht vorenthalten werden. Wenn ich noch hervorhebe, daß ich das Werkchen Fäulhammers weitaus für das Beste halte, was bisher über Grillparzer erschienen, und namentlich bedauere, daß Dr. Laube es unternommen hat, eine Biographie Grillparzers zu schreiben, welche die deutlichen Spuren eines vertrockneten Herzens und greisenhafter Kälte an sich trägt, so wird mich der Vorwurf nicht treffen, Dr. Fäulhammer einer Kritik zu unterziehen, für welche mir jede Berechtigung versagt ist. Ich verzeichne die Wahrheit und nur diese.

1) pag. IV. „Oheims" — soll heißen: „Vetters", denn Grillparzers Mutter, geborne Anna Sonnleithner, und Rizys Mutter, geborne Franziska Sonnleithner, waren leibliche Schwestern. —

2) pag. 2. Hier ist doch auch des jüngeren Bruders des Joseph Sonnleithner nämlich des Dr. Ignaz v. Sonnleithner zu erwähnen, welcher als hochgeachteter Advokat,

wissenschaftlicher Schriftsteller, als Professor und als Gründer einer annoch bestehenden Anstalt während der drei ersten Dezennien des Jahrhunderts eine in Wien allgemein bekannte, hochgeachtete und vielgenannte Persönlichkeit war. Durch seinen aufgeweckten Geist, durch schlagende Witzworte — deren viele noch heute im Wienerpublikum als „geflügelte" fortleben, hatte er nicht weniger eine Art Berühmtheit gefunden als durch sein außerordentliches Musiktalent, denn er verband mit einer herrlichen Baritonstimme den edelsten Vortrag. Sang er doch während des Wiener Kongresses im Jahre 1815 über Allerhöchste Aufforderung in der k. k. Reitschule im Händelschen Oratorium „Timothäus" die Baßpartie vor einem illustren Parterre. Im Hause Ignaz Sonnleithner wurde die Musik eifrig gepflegt; durch viele Jahre fanden dort regelmäßige Musikabende statt, welchen die ersten Künstlergrößen Wiens sowie des Auslandes nicht ferne blieben; eine Unger, eine Blahetka, Bocklet, Hummel, Hellmesberger (Vater) usw. verdienten in diesem Hause vor dem dort versammelten Areopag ihre ersten Sporen, Franz Schubert akkompagnierte seine ersten Lieder.*) Auch Grillparzer, der

*) Aus diesen musikalischen Abendunterhaltungen ist später der Wiener Musikverein (jetzt Gesellschaft der Musikfreunde) hervorgegangen, an dessen Gründung sich namentlich Joseph Sonnleithner beteiligte, welcher durch seine Verbindungen in aristokratischen Kreisen dazu berufen war; damals herrschte im

Neffe Franz, mit dem ältesten Sohne des Hauses (Leopold) beinahe im gleichen Alter, war dort ein viel und gern gesehener Gast und mehrere seiner schönsten Gedichte (Als meine kleine Muhme starb, Rizy-Album Anmerkung 89 — Ständchen, Rizi-Album, Anmermerkung 89 u. a.) stehen mit der Familie Ignaz Sonnleithner in engster Verbindung. Ob nun nach diesen Prämissen, wie Fäulhammer sagt, behauptet werden könne, daß Grillparzers poetischer Genius in der Familie Sonnleithner, d. h. in seiner phantastisch angelegten, unter künstlerischen Anregungen aller Art aufgewachsenen, nervösen und überspannten Mutter — nicht wurzle, oder ob er denselben von seinem hochachtbaren, biederen, aber kühlen und einseitigen Vater, dem „dunklen Ehrenmanne“ Wenzl Grillparzer überkommen habe, darüber läßt sich nach dem Vorangeschickten allenfalls mutmaßen, aber beweisen läßt sich nichts. Für Darwin scheint mir die Frage allerdings entschieden. Das Blut in Grillparzers Adern war das seiner Mutter, Sonnleithnerisches. Auch mit den meisten seiner übrigen zahlreichen Onkeln, Tanten, Cousins und Cousinen von mütterlicher Seite stand Grillparzer von Jugend auf in den nächsten Beziehungen (Ferd.

Gegensatze zur heutigen Aristokratie unter dieser ein lebhaftes Kunstgefühl und das Bewußtsein, daß der hohe Adel den Beruf zum Mäcenatentum für alles Schöne und Edle habe, während Pferde und Hunde, Clubb, Spiel usw. in zweiter Linie standen.

v. Paumgartten, Rizy, Joseph Sonnleithner usw.). Im Hause seiner Tante Franziska Rizy schrieb er die Sappho, und noch fast ein Knabe, las er ihr, der er stets großes Zutrauen schenkte, sein erstes Jugenddrama, Blanca von Castilien, vor. Die damals noch jugendliche Dame horchte mit gespannter Aufmerksamkeit dem enthusiastischen Poeten. Als die Durchlesung des sehr verwickelten Dramas beendet war, brach sie in einen Strom von Tränen aus, schloß ihren Neffen in die Arme und sagte zu ihm in gehobener Stimmung: „Franz, ich verstehe zwar nichts, weder vom Dichten noch vom Theater und ich kann nur nach meiner Empfindung urteilen, aber dieses Stück scheint mir etwas Außerordentliches zu sein.“ Sie war die Erste, die Grillparzern erkannte — ihr Gefühl, schlicht und einfach, hatte den Genius erraten. Auch in ihrem Hause war der junge Franz viel und gern gesehen, und an ihre Tochter, seine Cousine Marie Rizy, die ältere Schwester des Freiherrn v. Rizy, nachmals als Schwester Benedicta Oberin eines Nonnenklosters — einer Dame, durch die höchsten Gaben des Geistes, des Herzens und äußerer Anmut ausgezeichnet, sind mehrere seiner herrlichsten Dichtungen gerichtet (Rizy-Album, Anmerkung 77) und er bewahrte ihr bis in ihr spätes Alter die aufrichtigste Verehrung und Freundschaft.

3) pag. 70. „Oheim“ soll heißen „Vetter“. —

4) pag. 73. „kaiserlicher Rat“. Der Vater Fröhlich war nie kaiserlicher Rat, sondern Fabrikant von Schwefeleinschlag zum Ausschwefeln von Weinfässern. Ich erinnere mich sehr genau, sowohl ihn als seine Frau gekannt zu haben. Später ging das Geschäft zurück und die beiden Eltern lebten bei ihren vier Töchtern und wurden von denselben erhalten. Mehr wußte mir auch Dr. Preyß nicht zu sagen — und jetzt ist auch dieser tot. —

5) pag. 73. „Joseph Sonnleithner“ soll heißen Dr. Leopold v. Sonnleithner, ältester Sohn des Dr. Ignaz v. Sonnleithner, welcher Leopold sowie sein Bruder Moritz zu den ältesten und beständigsten Hausfreunden der Familie Fröhlich gehörten.

6) pag. 73. Babette Fröhlich, die zweitälteste der vier Schwestern, verehlichte Bogner, war eine der merkwürdigsten Erscheinungen; in ihrer frühen Jugend soll sie eine Schönheit gewesen sein; ich habe sie nur etwa als eine Dreißigerin kennen gelernt, wo sie, allerdings noch schön, mehr durch ihren Geist und geniales Wesen Interesse einflößte. Als eine ganz vorzügliche Altsängerin (Contre Alt) hatte sie namentlich im Vortrage altitalienischer Musik nicht ihresgleichen: Nicht als ob ihre Stimmmittel so außerordentlich gewesen wären; sie hatte eine schöne, in allen Lagen ausgeglichene wohlklingende, aber keine von jenen Donnerstimmen, an welche uns die heutigen großen Bühnen,

die Cyklopeninstrumentation und die Cujons von Wagnerhelden und =Huldinnen gewöhnt haben; wer sie aber in den Konzerten des Hofrat v. Kiesewetter, wo sich damals die Elite der gewiegtesten Musikkenner Wiens einfand, Scarlatti, Allegri, Palestrina usw. singen zu hören das Glück hatte, nahm für sein ganzes Leben den unvergeßlichen Eindruck der ergreifenden Macht des edelsten und großangelegten Vortrags mit sich. Da sie mir etwa um 1836/37 während eines Jahres Gesangsunterricht erteilte, so bin ich wohl berechtigt, ein Urteil über diese seltene Frau auszusprechen. Irre ich nicht, so war Siboni ihr Gesanglehrer. Seltsamerweise spielte sie auch die Violine und mit Vorliebe die Bratsche, und wer in der Christnacht die Michaelerkirche besuchte, konnte alljährlich den herrlichen Bratschensolis während der Mette lauschen, welche Babette (Wettel im Hause genannt) dort vorzutragen sich nicht nehmen ließ; ob es gerade die Mette war, erinnere ich mich nicht mehr, aber ein nächtlicher Gottesdienst war es. Aber noch mehr — sie malte auch ganz ausgezeichnet und gar viele Miniaturporträts von ihrer Hand kursieren unter der Firma Daffinger, welche dieser von Babettens Hand anfertigen ließ und nur mit seinem Meisterzeichen versah. — Sie konnte überhaupt Alles, was sie anfing, vollendet und war durch ihre staunenswerte Vielseitigkeit geradezu bewundernswert; sie war eine der talentvollsten Damen, die je

gelebt, voll Energie und Willenskraft und gewiß weitaus die Begabteste der vier Schwestern. Als sie sich verheiratete, trennte sie sich von diesen. Ihre Ehe mit dem kleinen Beamten und guten Flötenspieler Bogner, ein sehr schöner aber unbedeutender Mann, der es liebte, ordinäre Gesellschaft zu suchen, und stark zu Biere ging, war nicht unglücklich, jedoch wenig erfreulich, obwohl sie ihm stets eine treue und ergebene Gattin blieb. Die maliziöse Bemerkung, welche sich ein ganz oberflächlicher Feuilletonist (. . . . .) nur aus dem Grunde erlaubte, um glauben zu machen, er wisse etwas Pikantes, was Andere nicht wissen, nämlich daß ihr Sohn Grillparzern zum Vater habe, ist eine ganz unberechtigte, aus der Luft gegriffene,böswillige Einstreuung. Sie war stets eine ganz brave, pflichtgetreue Gattin, wie denn überhaupt in Beziehung auf tadellose Sittenreinheit der sämtlichen Schwestern Fröhlich nicht dem leisesten Zweifel Raum gegeben werden darf und namentlich das Verhältnis Kathis zu Grillparzer — vielleicht zu Beider Unglück, ein rein geistiges, ja aszetisches bis an's Ende blieb.

Da brach der Himmel über Babetten ein. Der Gram über den Verlust ihres einzigen, 18jährigen hoffnungsvollen Sohnes Wilhelm drückte sie ganz zu Boden; von da ab wurde sie — bereits Witwe — mürrisch, unverträglich, gehässig, geizig — obwohl ihre Verhältnisse ihr erlaubt hätten, ganz anständig zu leben,

zog sie es vor, sich wie eine Bettlerin zu nehmen und auch derartig zu kleiden — bis sie endlich, eine trauernde Niobe, menschenscheu und von Jedermann gemieden, vielleicht halb irrsinnig starb. Sic transit gloria mundi! zu deutsch: „Das ist das Los des Schönen auf der Erde!“ Mit ihren Schwestern ist sie bis an ihr Ende in einem Zusammenhange geblieben, welcher sich auf Besuche, die sie ihnen machte, beschränkte, wobei sie sich zu diesen hinsetzte und schwieg — oder beißende Bemerkungen machte, welche diese tief beleidigten. Sie hinterließ ein nicht unbeträchtliches Vermögen in Wertpapieren, welches den überlebenden Schwestern anfiel, da es ihr nicht gelungen war, die Papiere, wie sie die Absicht hatte, vor ihrem Tode zu vernichten, da sie ihnen diese Erbschaft nicht gönnte. —

7) pag. 77. „Hofbibliothek“ — soll wohl heißen „im Archive der Kommune Wien“ — oder ich müßte mich sehr irren. —

Über das Verhältnis Grillparzers zu Kathi und den Schwestern Fröhlich überhaupt mögen Berufenere als ich urteilen, der als es entstand ein Knabe war und später durch jahrelange Abwesenheit im Auslande demselben ferne stand. Meine Meinung jedoch stützt sich auf meine nähere Bekanntschaft mit den Damen bis zum Jahre 1840 (wo ich 26 Jahre alt, also bereits beurteilungsfähig war) und auf die Überlieferung meiner Brüder, welche ihr Lebelang täglich im Hause Fröhlich

als Hausfreunde verkehrten, jeden Witterungswechsel, von Regen zu Sonnenschein und umgekehrt, an diesem stürmischen Horizonte in der Nähe mitmachten. Meine Meinung also bleibt, daß dieses Verhältnis das verhängnisvollste Ereignis war, welches das Schicksal ihm, Grillparzern nämlich, in den Weg geworfen hat, welchem er, in Herzensangelegenheiten ein unbeholfener Leander, nicht die Kraft hatte aus dem Wege zu gehen, wenngleich der Entschluß es abzustreifen wohl da war, und wovon er wohl fühlte, daß der harmonische Abschluß durch das Band der Ehe für ihn und für Kathi gleichbedeutend mit der unseligsten aller Existenzen werden mußte.

> Gescheidt gedacht und dumm gehandelt,
> So bin ich mein Tag durch's Leben gewandelt!

Was hielt ihn aber fest? Nicht nur Kathi, nein die ganze Familie hatte sich seiner bemächtigt, hielt ihn geistig unter Sequester, schloß ihn eifersüchtig von der Berührung mit der übrigen Welt ab und füllte sein nur allzu reizbares Gemüt mit Mißtrauen und Galle gegen die Außenwelt. Grillparzer war damals in jener unglücklichen Periode seines Lebens, wo er öffentlich verkannt, von seinen Freunden gemieden, von seinen Feinden als eine Zielscheibe schaaler Neckereien betrachtet wurde. Da ward ihm das Haus Fröhlich eine Art Oase in der Wüste, er konnte dort aufatmen und seiner Bitterkeit gegen die Welt kam die Erbitte-

rung der drei Schwestern sympathisch entgegen. Kathi, die Einzige unter den dreien, welche keinen Erwerbszweig ergriffen hatte, sollte sich nach dem Beschlusse der Schwestern der Bühne zuwenden und sie hätte als Tragödin gewiß Großes leisten können. Grillparzer verhinderte diesen Schritt, „ich mag keine Komödiantin“, hatte er gesagt und dadurch von Kathi das Opfer ihrer Zukunft angenommen. Es lag ein Druck auf seiner Seele, ein Zwiespalt zwischen seiner Ehrlichkeit und der Pflicht, sein Talent aus der Gefahr zu retten, in dem Abgrunde eines alltäglichen Haushaltes zugrunde zu gehen. Wollte er sich jedoch einmal von diesem Drucke, wie er ja mehrmals versuchte, befreien, diesen Alp abschütteln, so hieß es: „Kathi stirbt, Sie ermorden sie.“ — Das Verhältnis wurde wieder viribus unitis sämtlicher Schwestern leiblich hergestellt und so gings fort — jahrelang — ein Leben lang.

Hätte Grillparzer, für welchen jedes Drama eine Leidenschaft und eine Etappe im Leben bezeichnete, Kathi geheiratet, so wäre die „Medea“ seine letzte Tragödie geblieben. Ehebett, Kinderstube und Nahrungssorgen, insbesondere aber die harte Gemütsart, der Starrsinn und — sagen wir es deutlich — die Roheit des Herzens der Kathi hätten seinen Genius lahm gelegt und im Zwiespalt mit sich selbst und mit der Welt hätte er höchst wahrscheinlich wie seine Mutter, sein Bruder, sein Neffe geendet.

Um die Verehrer des Menschen Grillparzer vor einem leicht begreiflichen und von böswilligen Halbwissern auch verbreiteten Irrtume zu bewahren, habe ich noch einen heiklen Punkt zu berühren, nämlich „ob zwischen Grillparzer und Kathi ein sinnliches Verhältnis bestanden hat?“ Die Antwort steht bei mir apodiktisch fest. „Nein und niemals“; dazu waren alle vier Schwestern durchaus nicht und Kathi am allerwenigsten angelegt. Sich selbst aus Liebe hinzugeben, dem geliebten Manne das Opfer ihrer Tugend zu bringen, dieser Gedanke, der aus dem Herzen kommt, lag ihr fern, denn sie war eine kalte berechnende Natur. Kathi war zwar eifersüchtig auf Grillparzer (wozu er ihr im Laufe der Jahre unzählige Veranlassung gab) aber nicht aus Liebe, sondern aus Eitelkeit.*) Nicht ihn glücklich zu machen oder ihm gar das Opfer ihrer Person, ihres Rufes, ihrer Seelenruhe zu bringen; nein, mit ihm in die Nachwelt hinüber zu gehen, das war ihr Wunsch und den hat sie erreicht. Sie war eine

---

*) In diese Zeit fiel das ziemlich zynische Verhältnis mit der ungewöhnlich schönen und lebenslustigen Frau Daffinger. Fräulein Maria Katharine Smolenitz Edle v. Smolk war in Wien, Lichtental, im Jahre 1806 geboren und am 30. Dezember 1827 zu St. Stephan mit dem Maler Michael Daffinger vermählt. Ihre Tochter, Mathilde Daffinger, war höchst wahrscheinlich die Tochter Grillparzers, sie starb 15 Jahre alt am 12. August 1841.

durchaus reine, aber höchst selbstsüchtige Natur. Auch bewachten sie ihre Schwestern mit Argusaugen, denn sie war gewissermaßen der Familienköder geworden, der immer in gutem Stande erhalten werden mußte. Der Umgang mit den hochbegabten Damen sowie mit den interessanten Persönlichkeiten, welche im Hause Fröhlich nie fehlten, die jedoch Grillparzer nur durch die Brille der Fröhlichs zu sehen bekam, der moralische Sequester, unter dem er unbewußt stand, da es seinen Freundinnen gelungen war, ihn von der Außenwelt zu isolieren, die musikalische Umgebung endlich übten auf Grillparzer eine narkotisierende Gewalt aus, und brach einmal wie ja so oft ein Sturm aus und wurde von Grillparzer der Versuch gemacht, diesen eisernen Ring zu sprengen, so wurde der irrlichtelierende Geist von dem dreiköpfigen Cerberus mit vereinten schwesterlichen Kräften in den metallnen Topf des arabischen Märchendichters zurückgezwängt und das Siegel Salamonis fest aufgedrückt — zu ewiger Gefangenschaft! — Kathi, diese versagende, harte und bis zur Askese tugendhafte Natur, wollte — sowie ihre Schwestern, den Ruhm haben, Grillparzer allein gefesselt und ihn von jedem anderen ihm wohltuenden Verhältnisse abgehalten zu haben.*) Daher die Legende, die sich um sie bildete.

*) Für die Beantwortung der Frage „warum Grillparzer die Kathi nicht geheiratet habe?" ist die Antwort sehr bezeichnend, welche er Deinhardstein gab, als er ihm diese Frage stellte.

Zuletzt als Grillparzer taub, blind und geistig geschwächt war und von seinen Eigenschaften fast nur die bei ihm hochentwickelte Fähigkeit ungeschwächt zurückgeblieben war, anderen Menschen unangenehme und verletzende Dinge zu sagen, hatte Kathi freilich keine Nebenbuhlerin zu fürchten. — Irre ich, nun um so besser; ich aber meine: das Verhältnis Fröhlich hat Grillparzers Genius wesentlich geschädigt, die Flügel seiner Phantasie gebunden, sein Gemüt verbittert und wurde für ihn ein um so größeres Unglück, als, nachdem die schöne Zeit der Liebe nur kurz gedauert und ihr Pfad reichlich mit Dornen besäet war, er die Kette sein Lebelang mitschleppen mußte.*)

8) pag. 179. Über Grillparzers Aufenthalt in Athen (1843), welcher dem enthusiastischen Verehrer der Griechenwelt, die er wunderbar verklärte, so wenig entsprach, herrscht ein gewisses Dunkel, das selbst sein über diese Reise oberflächlich geführtes, mir längst bekanntes und von Dr. Laube unnötigerweise publiziertes Tagebuch nicht aufzuhellen vermochte; wenn ich mir nun erlaube, in dieses Dunkel einen erhellenden Lichtschimmer zu werfen, un po più di luce, — so be-

---

Grillparzer antwortete: „I' fürcht' mi.“ — Das war's, er kannte diesen harten und liebeleeren Charakter — was auch aus dem Gedichte „im Grünen“ klar wird.

*) Am Rande: Statt der Ruhebank, die er suchte, fand er eine Folterbank.

rechtigt mich dazu der wohl entscheidende Umstand, daß ich — „als ich freilich jung genug, meine ersten Waffen trug“ (Zanga), als Augenzeuge dieser Episode nahe gestanden bin. Jener vielberufene Gesandtschaftsattaché, der Grillparzers Bewegungen im Wege gestanden und sich wie ein Spion an seine Sohlen geheftet haben soll, war nämlich ich; ich war aber auch zugleich sein leiblicher Vetter und einer seiner wärmsten Verehrer und Bewunderer, wie ja einige schon damals von mir an ihn gerichtete Verse (Athen, Herbst 1843) beweisen könnten.*)

Grillparzer, der in seinen Sympathien sowie Antipathien einen Weg ging, auf den der Einfluß seiner nächsten Umgebung nicht ohne Wirkung blieb, hatte den

---

*) An Grillparzer.

Athen, Herbst 1843.

Seh' ich dich wieder, teurer Mann, usw.

Lieber Grillparzer! Nimm diese vor 27 Jahren niedergeschriebenen Zeilen an dem heutigen Tage als ein Zeichen der Verehrung, Freundschaft und Dankbarkeit deines treu ergebenen Vetters

Hippolyt Sonnleithner m. p.

Am 14. Jänner 1871.

Dr. Preyß fand dieses Gedicht nach Grillparzers Tode unter seinen Papieren und gab mir, der ich das Original ganz vergessen hatte, diese gegenwärtige Abschrift davon.

Wien, Jänner 1884.

H. v. Sonnleithner.

damaligen Major Prokesch bald nach dessen Rückkehr aus Egypten im Hause Fröhlich oder vielleicht bei Hofrat v. Kiesewetters Aufführungen altklassischer Musik kennen gelernt. Prokesch umwarb damals die in junonischer Schönheit strahlende, als Klavierspielerin ausgezeichnete, hochinteressante Tochter des Hauses Kiesewetter, und wer den feurigen, schöngeisterisch angelegten, die Gabe der Rede — und auch des Schauspielers im hohen Grade besitzenden jungen Majors kannte, der nicht müde wurde, sich selbst zu hören und das Pfauenrad seiner mannigfaltigen, unleugbar bedeutenden Talente in allen Farben spielen zu lassen, der wird es begreiflich finden, daß Prokesch und Grillparzer, der stille, grübelnde, jedem Scheinen abholde Misanthrop, das „freudenlose Muscheltier", sich nicht in sympathischer Weise fanden. Schon das soldatische, siegesgewisse Auftreten des Majors war Grillparzer, der sich seiner Überlegenheit sehr wohl bewußt war, zuwider. Grillparzers Höhepunkt des Schaffens war vorüber, seine Meisterwerke gehörten bereits der ganzen gebildeten Welt an; er hatte dafür schweigend Zurücksetzungen, Kränkungen aller Art erfahren; Mißgunst trat ihm von entscheidender Seite entgegen, die Zukunft war ihm verschlossen, er hielt sich für einen lebendig Begrabenen; Prokesch hatte noch blutwenig hervorgebracht, ein Bändchen mittelmäßiger Gedichte, 3 Bände einer Reisebeschreibung in Egypten, die Alle, er selbst am meisten, lobten und

Niemand las; aber die goldenen Tore der Zukunft standen vor ihm weit offen; Metternich und Gentz schenkten ihm ihr allmächtiges Wohlwollen, denn er hatte sich bei diesen als den bezwungenen Marquis Posa aufgespielt, der sich vor ihrer Größe beugt und bewundernd unterwirft. Dafür stand ihnen seine vortreffliche Feder zu Diensten; er wußte zu reden wie Keiner, verstand es mit Paradoxen selbst eliten Köpfen zu imponieren, war im Selbstlobe nicht karg, ein Schöngeist mit dem Korporalstocke, eitel und selbstbewußt bis zum Bersten.

Nicht ganz ohne Zutun der Fröhlichs hatte sich bei Grillparzer geradezu eine Antipathie gegen Prokesch eingestellt, die teilweise wohl auch von Letzterem im stillen geteilt wurde, war doch die Stimmung von Metternich und Gentz pflichtschuldig auf Prokesch übergegangen. Wo jene haßten, durfte ein Prokesch nicht wagen zu lieben.*) Grillparzer war sich dessen ganz bewußt, aber fragte nicht viel danach, ignorierte den Lobsüchtigen in seiner Weise und machte nur ab und zu seinem Widerwillen in einem jener ätzenden Epigramme Luft, die, wenn sie ihr Opfer erreichen, wie Tropfen siedender Schwefelsäure unheilbare Wunden aufbrennen. Hoffentlich sind diese Epigramme demjenigen, an den sie gerichtet, niemals zu Gesicht gekommen.

*) Auch Neid mag im Spiele gewesen sein.

Eines, an das ich mich erinnere, lautete ungefähr wie folgt:

„Servil bald und bald liberal,
Hältst du bereit die Birne für den Durst,
So stehst du fest für jeden Fall,
West-östlicher Hanswurst!“ —*)

Entschlossen sich von Prokesch, damals österreichischer Ministerpräsident in Athen, möglichst ferne zu halten und keine Gefälligkeit von ihm anzunehmen, langt Grillparzer, durch eine mehrtägige Quarantaine in Syra und die schwüle Revolutionsatmosphäre, die er in Griechenland vorfand, verstimmt und mürbe gemacht, aus Konstantinopel kommend in Athen an. Er traf hier die Revolution in vollem Gange. —**)

Prokesch kam ihm mit vieler Aufmerksamkeit entgegen. Nur widerstrebend gab Grillparzer seinen eindringlichen Vorstellungen nach, daß es unter diesen Umständen ganz untunlich für ihn sei, in einem der damals ohnedies ganz abscheulichen Hôtels (Kneipen der gemeinsten Art) abzusteigen, und daß er durchaus

*) Prokesch v. Osten.

**) Woher Fäulhammer weiß, daß sich die Obrigkeit Mühe gegeben, Grillparzern gefällig zu sein und König Otto ihm einen Offizier zur steten Begleitung beigegeben habe, ist nicht zu erraten. Obrigkeit gab es in jenen Tagen keine und König Otto war im königlichen Schlosse, vor welchem Calergi mit den treubrüchigen Truppen und aufgeprotzten Kanonen lag, — ein Gefangener.

das Anerbieten des Herrn von Prokesch, bei ihm, in seinem Hause, welches gleichzeitig Gesandtschaftsgebäude war, zu wohnen, annehmen müsse. Prokesch bestand um so nachdrücklicher darauf, Grillparzer in sein Haus zu nehmen, als es unter den verwirrten Zuständen ein Asyl und die einzige Sicherheit für den gefeierten Landsmann darbot, der, anderswo untergebracht, der Sprache und Gebräuche unkundig, tatsächlichen Beleidigungen, vielleicht Mißhandlungen ausgesetzt gewesen wäre. Prokesch durfte den Verehrern des Dichters in Österreich und in der ganzen gebildeten Welt gegenüber sich nicht dem Vorwurfe aussetzen oder gar ihn verdienen, den hochgefeierten Poeten den Angriffen einer rohen, trunkenen Soldateska oder den Insulten der bis in die Zähne bewaffneten Palikaren preisgegeben zu haben. — Also hübsch zu Hause geblieben und sich keiner Verwechslung mit den mißliebigen, beinahe vogelfrei erklärten Bavaresi ausgesetzt.

Grillparzer war tief verstimmt; nicht nur weil ihm nach langer Pilgerfahrt nach dem heiligen Boden, als er ihn endlich betrat, in Griechenland, Griechenland versagt war; — nicht nur weil ihm jetzt klar wurde, wie schlecht er den Zeitpunkt für diese Reise gewählt hatte und dies der Tücke des Schicksals auf Rechnung schrieb, — nein, hauptsächlich weil er gezwungen war, Gastfreundschaft, Schutz und Wohlwollensbezeigungen von einem Manne anzunehmen, dem er am wenigsten

zu Dank verpflichtet sein wollte, dessen Wesen, Richtung und Art seine gerade, der Verstellung unzugängliche Natur verletzten, — der ihn belehren, endoktrinieren, ihm Ansichten und Meinungen aufzwingen wollte, die einmal nicht die Grillparzers waren. Vielleicht dachte er an die Epigramme, die in seinem Pulte lagen, während er das Glas erheben mußte auf das Wohlsein des „Hausherrn“! — Es entstand in Grillparzers Gemüt ein böser Zwiespalt — am liebsten hätte er Athen augenblicklich verlassen, wär's möglich gewesen — er tat es auch mit dem nächsten Dampfschiffe. Indes hatte der vielberufene Gesandtschaftsattaché doch möglich gemacht, mit Grillparzer stundenlang die Akropolis und anderes Naheliegendes zu besuchen und ihm, wenn auch nicht als Archäologe doch als ein ortskundiger, mit der Landessprache vertrauter Führer zu dienen und ihn als ein Mensch von allgemeiner Bildung auf das Bemerkenswerte aufmerksam zu machen. Recht wohl erinnere ich mich, daß wir, an der äußeren Südseite der Akropolis herumkletternd, auf einem am Boden liegenden Marmorstücke (etwa zwei Meter lang und viereckig) die Inschrift fanden: „N. N. spielte die Flöte und N. N. tanzte dazu.“ — Hier muß das Bacchustheater gestanden haben, sagte Grillparzer; etwa 25 oder 30 Jahre später wurde es gerade an dieser Stelle aufgedeckt. —

Daß uns die Rebellen oder trunkenen Helden des Tages, die ihre Lämmer an Freudenfeuern brieten und

pyrrhische Waffentänze dabei aufführten, ein Leides zufügen könnten, kam uns nicht in den Sinn. Dort zu Lande gibt es wohl Räuber und Mörder, aber keinen Pöbel. Ich war den Burschen nicht fremd als zur Gesandtschaft gehörig; auch fühlte sich Grillparzer unter österreichischem Schutze ebenso sicher, als er unter englischem oder französischem gewesen wäre, wenngleich die Engländer gerade damals sehr sicher waren, weil sie die Rebellion angezettelt hatten und mit den Aufständischen gemeinsame Sache machten. Der Bayer — nicht aber der Österreicher lief Gefahr; wer aber konnte für eine Verwechslung einstehen? 25 Jahre später wäre es wohl anders gekommen, als distinguierte Engländer auf der Ebene von Marathon, also in der nächsten Nähe von Athen, von griechischen Räubern aufgegriffen und schließlich massakriert wurden. Und wenn Grillparzer damals hie und da italienisch sprach, so tat er sehr weise daran, nicht deutsch zu reden, ohne sogleich beizufügen „ich bin kein Bayer", und übrigens war ja doch Italienisch das einzige Idiom, in dem er sich ab und zu den Griechen verständlich machen konnte, bei welchen, so tüchtig er auch im Altgriechischen war, weder der attische, noch dorische, noch jonische Dialekt aus dem Munde eines hochgelehrten Herrn anschlagen wollte. Grillparzer gesteht selbst in seiner Selbstbiographie, daß er, dem Englisch so geläufig wie Deutsch war, es in London nicht dahin gebracht, sich

ein Glas Wasser geben zu lassen, und dafür „Butter“ erhielt (water, butter).

Dies ist die Wahrheit, und hat sich Grillparzer jemals anders über seinen Aufenthalt in Athen geäußert, wie er es gewiß getan hat, weil ihm selbst die Lage der Dinge nicht klar war, so hat ihm der Mißmut über die verfehlte Reise und die ihm so peinliche Zwangslage, worin er sich befunden, Worte in den Mund gelegt, die der Bitterkeit, die er über das Mißlingen empfand, mehr entsprachen als dem tatsächlichen Vorgange.

9) pag. 206. Rat Fröhlich. Deleatur „Rat“. Die Gründung eines Mädchenpensionates war von den Schwestern Fröhlich wohl einmal in Aussicht genommen, wohl auch das Haus schon gemietet, ist aber nie ins Leben getreten. Netti und Peppi erteilten Unterricht in Gesang und Piano, waren lange Lehrerinnen am Konservatorium. Sie haben mehrere sehr tüchtige Sängerinnen herangebildet.

10) pag. 229. „Neffen“. Doktor deleatur. Wilhelm v. Sonnleithner ist der Sohn des Dr. Leopold v. Sonnleithner.

Somit bin ich zu Ende.

Wien, November 1883.

Hippolyt Freiherr v. Sonnleithner.



19. Gerhard v. Breuning. 1884.

Aus Grillparzers Wohnung.

Von **Dr. Gerhard v. Breuning.**

Das „von Gluderersche Haus" (wie es unter dessen Toreingange zu lesen) besteht wie ehedem als Wiener Zinshaus, und ein wie aus gehen dessen Bewohner wie vor und ehe; verödet aber stehen dermalen und nur mehr behütet von der vieljährig treuen Dienerin Susanne Kirsch die Räume jener Behausung, in welcher mehr als ein halbes Jahrhundert hindurch wirkendes, schaffendes Leben und, bei aller Zurückgezogenheit ihrer Inwohner, stetiges Interesse für alle künstlerischen und literarischen Ereignisse der Außenwelt herrschte — die bescheidenen Gemächer der „Schwestern" Fröhlich und Franz Grillparzers. Eine über dem Tore dieses Hauses (Spiegelgasse 21) eingefügte Steintafel sagt: „In diesem Hause starb am 21. Januar 1872 der Dichter Franz Grillparzer im 82. Lebensjahre. Errichtet von der Gemeinde dem Andenken des Dichters am 3. Januar 1873." Im vierten Stockwerke der zweiten Stiege aber befindet sich

rechts die Wohnung, welche die Familie Fröhlich während dreiundfünfzig Jahren (von 1826 bis zum Erlöschen ihres letzten Gliedes: 11. März 1880), Grillparzer während nahezu eines Vierteljahrhunderts (von 1848 bis zu seinem Sterbetage: 21. Januar 1872) inne hatten. Die Nummer des Hauses sollte zum verhängnisvollen Todestagsdatum des Dichters werden.

Sein Wohn- und das Vor- (gleichzeitig Bibliotheks-) Zimmer weisen noch die Einrichtung, wie sie bei Lebzeiten des Dichters bestanden. (Fröhlichs letztwilliger Anordnung gemäß ist deren Einrichtung bekanntlich in das neue Rathaus Wiens zu übertragen.) Die Zimmer der Fröhlichs hingegen sind als solche längst geleert; die zwei Gassenzimmer, erst magistratische Archive bergend, dann an eine Familie vermietet; die zwei Hofzimmer, darunter das kleine letzte von Grillparzer scherzweise „die Fuchslucke" genannt, weil Anna sich häufig dahin zurückzog, wie Vorzimmer und Küche nunmehr noch von Susannen bewohnt; aber die Erinnerung an das in diesen Räumen Erlebte und aus dem seltenen Gedächtnisse der alten Schwestern Fröhlich Vernommene wird in dem Andenken aller derer fortleben, welche das Glück genossen, mit ihnen und Grillparzer in freundlichem Verkehre gewesen zu sein.

Ein trauriges Ereignis hatte Veranlassung gegeben, daß ich Grillparzer schon in jungen Jahren kennen gelernt. Ein Herrscher aus „Genieland" war dahin-

gegangen, dem ich nahe gestanden, einen andern Großen dieses — nicht übervölkerten — Reiches sollte ich kennen lernen. Es war dies bald nach Beethovens Begräbnisse. Grillparzer hatte zu dieser Trauerscene die Grabrede verfaßt, welche der berühmte Mime Heinrich Anschütz an Beethovens Sarg vor dem Eingangstore zum Währinger Ortsfriedhofe gesprochen. (Nach damals kirchlich-polizeilicher Vorschrift durfte keine Rede innerhalb der Friedhofsmauern „auf geweihter Erde“ gesprochen werden.) Wenige Tage danach begegnete mein Vater mit mir Grillparzer vor dem Schottentore. Mein Vater bat ihn um eine Abschrift jener Grabrede, damals nicht ahnend, daß er selbst schon nach zwei Monaten — 4. Juni — seinem Jugendfreunde (nach demselben Friedhofe) folgen werde.

Die Bekanntschaft der Fröhlichs ward mir erst im September 1841 zuteil. Dieffenbach war nach Wien behufs einer Operation berufen worden. Der Ruf dieses genialen Operateurs und Arztes hatte sich in Wien schnell verbreitet, so daß er binnen seinem fünfwöchentlichen Aufenthalte zahlreiche Operationen zu machen hatte. Josephine Fröhlich, mit Erschlaffung des linken Augenlides behaftet, berief ihn ebenfalls. Ich aber begleitete ihn, der mir seit meiner Studienzeit in Berlin fortan bis zu seinem Lebensende — 11. November 1847 — befreundet geblieben, dahin. Wir fanden die drei Schwestern Anna, Katharina und Josephine und Grill-

parzer, welcher, damals zwar noch nicht mit ihnen, sondern Grünangergasse 836, jetzt 12, wohnend, aber bei seinem stetigen Interesse für dieselben gekommen war, um Dieffenbach und dessen Ausspruch kennen zu lernen. Es war mir ein erhebender Moment, bei der Begegnung zweier so geistvoller Männer anwesend zu sein. Dieffenbach begrüßte Grillparzer: „Ich freue mich ganz besonders, den Schöpfer so herrlicher Tragödien persönlich kennen zu lernen, und dies um so mehr, als wir Beide ein verwandtes, eigentlich ein gleiches Geschäft betreiben; wir Beide arbeiten in Trauerspielen." — „Ja wohl," erwiderte Grillparzer, „dennoch ist dabei ein Unterschied: Sie haben es mit wirklichen Trauerszenen zu tun und machen wirkliche Schmerzen, ich aber erfinde nur solche." Tags darauf wurde durch eine kleine Operation die Augenlidform erheblich gebessert.

Von jener Zeit an besuchte ich das Haus oft und öfter, späterhin zu Zeiten als Arzt auch täglich. Bei diesen Besuchen erfuhr ich gar Vieles aus älteren Zeiten, was außerhalb dieser Wände längst der Vergessenheit anheimgefallen war. Es lag meistenteils etwas Sentimental-Schwermütiges in ihren Mitteilungen, wie dies bei gemütvollen Menschen, zumal Damen, nach mancherlei erlebten Enttäuschungen, bei Reminiszenzen aus ihrer Jugendzeit unwillkürlich mitklingt. Sie aber sprachen eben gerne von jenen längstvergangenen Zeiten, als bei ihnen und bei Hofrat Kiesewetter

(gestorben 1850) vielfach Musik gemacht worden, wie und wo damals Konzerte stattfanden, von ihren elterlichen und späterhin schwesterlichen Familienverhältnissen, von ihrem in seiner Jugendblüte verstorbenen Neffen Wilhelm Bogner, von jenen Künstlern, mit welchen — und das waren fast Alle, welche in den verschiedenen Jahren in Wien kürzer oder länger geweilt hatten — sie in Berührung gekommen waren, und wie sie selbst auf diese Einfluß genommen oder von ihnen beeinflußt wurden. Am liebsten aber sprachen sie von Schubert, wenn nicht von ihrem Grillparzer, welchen Kathi eigentümlicherweise mehr Grüllparzer aussprach. Sie erzählten gerne und oft; man brauchte nur ein Thema anzuschlagen, worüber man Auskunft erfahren wollte. Sie erzählten in ganz eigener Art, Eine die Andere ergänzend oder berichtigend, in ihrer Lebhaftigkeit einfallend, von dem ursprünglich angeregten Thema nicht selten in ein anderes sich verlaufend, vielmals rhapsodisch.

Die gesamte Familie Fröhlich war im Jahre 1826 in die besagte Wohnung eingezogen. Vater Fröhlich hatte ehedem in der Vorstadt Wieden gewohnt und eine Fabrikation von Schwefeleinschlag behufs Erhaltung leerer Weinfässer betrieben, welches Verfahren damals üblich gewesen. Es soll ein einträgliches Geschäft gewesen sein. Nachdem aber durch Änderung des Gebahrens mit den Fässern diese Fabrikation keinen Absatz

mehr gefunden, ging sein Geschäft zugrunde. Er verlor sein Vermögen und seine Töchter begannen für den Unterhalt der Familie zu sorgen. Man bezog eine kleinere Wohnung in der Stadt, Unter den Tuchlauben, dann Singerstraße (jetzt 18). Zumal waren es die älteste und die jüngste der Töchter: „die Nettl und die Pepi“, welche durch Verwertung ihrer Talente den Erwerb durchführten. Anna sang und spielte Klavier, gab hierin Unterricht und ward auch Professorin für Gesang am Wiener Konservatorium für Musik, vom 19. September 1819 bis 1848, in welchem Jahre dieses Institut durch die Revolution eine Unterbrechung seiner Tätigkeit erlitt, dann wieder von 1851 bis 1854, mit einem Jahresgehalte von 600 fl. Wiener Währung. Josephine ward Opern-, auch Konzertsängerin, anfänglich in Kopenhagen, Stockholm, dann Venedig und Mailand, kehrte aber bald heim und gab dann ebenfalls Gesangsstunden in Wien. Katharina, die vorjüngste (nicht jüngste, als solche ich sie in meinen „Erinnerungen an Beethoven aus dem Schwarzspanierhause“, ihres jugendlicheren Aussehens wegen, irrtümlich angegeben), die anmutig schönste der Schwestern, „die Kathi“, das „Bürgerskind aus Wien“, die „ewige Braut Grillparzers“, strickte, nähte, las und gab — das Schoßkind des Hauses — der gesamten Häuslichkeit einen poetischen Hauch. Ihr Miniaturporträt, von Daffinger gemalt, befindet sich nebst anderen in dem Nachlasse.

„Nur wir drei Schwestern,“ sagte sie, „sind immer beisammen geblieben, aber die Betti (die Witwe Bogner), die auch gerne mit uns wohnen möchte und darauf immer noch hinarbeitet, war von jeher und ist allzu unverträglich dazu,“ und ergänzend setzte sie und die eine und andere Schwester hinzu: „Diese duldet nicht einmal einen Dienstboten um sich, macht sich lieber Alles allein; höchstens daß ein altes Weib für ein paar der allergröbsten Arbeiten über Tags zu ihr kommt und sie dann auf der Straße geleitet; schlafen aber darf diese nicht in ihrer Wohnung. Das sollte man gar nicht glauben, wie schön die Betti einst war und wie umschwärmt in ihren jungen Jahren, während sie jetzt so verkommen, geradezu wie eine pauvre honteuse, aussieht — und wie sie so geschickt für Alles gewesen, selbst so weit, daß sie sich, denken Sie doch, die Schuhe auch verfertigte. Dabei sang sie sehr hübsch und war besonders talentierte Malerin. Als Schülerin Daffingers hat sie sogar viel für ihn gemalt, als er, mit Bestellungen überhäuft, allen Anforderungen nicht nachkommen konnte, und so gelten manche ihrer Arbeiten als seine. Sie heiratete einen Beamten, den Bogner, welcher auch Hornist war, zwar nur Dilettant, doch sehr gut blies. Er starb 1846.“ — Je weniger die Schwestern von ihrer Gesellschaft erbaut waren, ihr auch dies, zumal Kathi, die sich überhaupt weniger zu beherrschen vermochte, nicht selten unverholen zu

verstehen gaben und zur Wahrung des Hausfriedens das Zusammenleben fortan zu vermeiden wußten, blieb sie dennoch bis an ihr Ende der unabwendbare täglich mehrstündige Nachmittagsgast derselben. „Sie hatte nur den einen Sohn, unsern Wilhelm, der unendlich an uns und ganz besonders an Grillparzer hing. Aber auch er hatte ihn gar sehr lieb. Nun, Sie haben ihn ja selbst gekannt, was das für ein liebenswürdiger junger Mensch war, als Sie ihn in München mit Grillparzer trafen.“ — Es war dies im Jahre 1847. Ein Jahr danach lag der hoffnungsvolle siebzehnjährige Jüngling an Bluthusten krank bei seinen Tanten in der Spiegelgasse und starb trotz ihrer liebevollsten Pflege.

Die Trauer um ihn war eine erschütternde. Sie sahen und fühlten sich vereinsamt wie nie. Überdies beunruhigt durch die gleichzeitige Revolution. Dies reifte den Entschluß, daß Grillparzer zu ihnen zöge. Es wurden ihm die linksseitig gelegenen Zimmer eingeräumt, in ihrer Züchtigkeit aber vereinbart, daß die ohnehin durch einen besonderen Eingang zugänglichen Gemächer Grillparzers auch innen vollkommen abgetrennt bestehen müßten, und wurde demgemäß vor die Verbindungstür auf Grillparzers Seite sein Klavier, auf jener der Fröhlichs ein Garderobekasten gestellt, was auch nach Grillparzers Tode unverrückt, wie ja Alles in diesen Räumen konservativ, blieb.

Ich war schon viele Jahre zu Fröhlichs gekommen, als ich gelegentlich eines längeren Besuches die in ihrem Glasschranke bunt untereinander stehenden Andenken: Tassen, Gläser, Photographien u. dgl. m. eingehender betrachtete. Hiebei um eine hinter einer Schale lehnende Photographie eines Hauses fragend, antwortete Kathi, hastig angeregt wie immer, wenn eine Frage ihr Interesse erweckte: „Das ist ja unser Geburtshaus in Pottenstein. Unser Vater führte uns einmal, als wir schon größer waren, dahin, zeigte uns dies Haus als unser Geburtshaus — und als wir uns über das Wappen oberhalb des Haustores wunderten, teilte er uns — erst damals — mit: daß dies unser Wappen sei — daß wir eigentlich von Adel seien.“ Ich bat sie, mir ihr Wappen und Diplom zu zeigen. — „Ja, das können wir nicht; wir haben es nicht mehr — wir haben es unserm Vater, als er begraben worden, mit in den Sarg gegeben. Wir dachten eben: Was soll uns das Diplom; wir hatten so lange gelebt, ohne daß wir und die Leute von unserem Adel gewußt — Brüder und Nachkommen haben wir keine, denen es von Nutzen sein würde — davon unseren Freunden und Bekannten jetzt erst Mitteilung zu machen, nachdem unser Vater selbst davon keinen Gebrauch machen gewollt, wäre lächerlich und überflüssig gewesen; da haben wir denn gedacht: er soll es bei sich haben und behalten.“

Und Anna erzählte ergänzend weiter: „Wir waren sieben Geschwister. Ich bin die älteste, nach mir kam die Bogner, dann Kathi, und die jüngste ist die Pepi. Wir hatten auch noch drei Brüder. Diese starben aber als Kinder, einer erst mit zehn Jahren. Dabei ereignete sich etwas ganz Merkwürdiges. Unsere Mutter erzählte nämlich unserm Vater: 'Mir träumte heute Nachts, daß ich mit dir auf den Matzleinsdorfer Friedhof gegangen war. Da kam uns ein buckliges Weib mit einem einäugigen Manne entgegen und fragte uns, ob wir den Todten sehen wollten, der eben in der Friedhofskapelle läge? Wir folgten ihnen. Sie hoben den Sargdeckel auf und dabei löste sich ein Stück des Sargholzes ab und fiel zu Boden, und ohne den Todten zu erkennen, erwachte ich.' Ich weiß mich noch sehr gut daran zu erinnern, wie meine Mutter diesen Traum dem Vater erzählt hat, obgleich ich zurzeit erst sechs Jahre alt war. Kurze Zeit danach aber erkrankte unser Bruder an einem Nervenfieber und starb. Als er dann begraben wurde, kam wirklich das Totengräberpaar: ein kleines, buckliges Weib und ihr einäugiger Mann, auf dem Friedhofe uns entgegen, öffnete uns nochmals den Sargdeckel unseres Bruders und es fiel dabei in der Tat ein Stückchen Sargholz zu Boden. Wir haben dieses Holzstück mit nach Hause genommen und aufbewahrt. Als dann aber unsere Mutter — 1841 — gestorben (unser Vater starb nach ihr, 1843), haben

wir es ihr auch mit in den Sarg gegeben." — „Seitdem unser Bruder aber gestorben war," setzte Kathi etwas verbittert hinzu, „verbrachten wir unsere freien Jugendstunden mit unseren Eltern auf dem Matzleinsdorfer Friedhofe. Sie nahmen Kaffee usw. mit auf den Weg und auf diese Art wurden dann dort unsere Mußestunden zugebracht und Landpartien ausgeführt. Später, nach der Verarmung unseres Vaters, ging es uns aber weiters noch schlechter; aber unsere Netti," und dabei brachen allemal, wenn Kathi oder Pepi auf diesen Punkt zu sprechen kam, Beiden vor Dankbarkeit und Rührung Tränen hervor, „wurde dann unsere Wohltäterin durch ihren Fleiß und Erwerb als Gesanglehrerin und Professorin, und — eigentlich aber die Pepi schon zuvor, als und nachdem sie nach Schweden, Norwegen und Italien gereist war. In Kopenhagen wurde sie vom Hofe sehr ausgezeichnet, hat überdies von dort viele Geschenke erhalten. In Venedig ernannte man sie zum Ehrenmitgliede der Akademie, eine für Damen damals seltene Auszeichnung. Von Mailand, wo sie als Opernsängerin zum letzten Male aufgetreten, kam sie aber nach Wien zurück, der Theaterlaufbahn entsagend, weil ihr das Treiben in der Bühnenwelt nicht zusagen wollte. Hier hat sie dann, wie die Netti, Stunden gegeben. Ja, ja, das waren unsere Wohltäterinnen ... Aber die Pepi war auch eine vortreffliche und gut musikalisch geschulte Sängerin, wie

wenige. In Wien hörte die Catalani sie im Musikvereinssaale singen. Diese äußerte sich danach über Pepi: **Elle a tous les moyens pour devenir une grande chanteuse.** Sie sendete ihr auch sofort zu allen ihren Konzerten (im großen Redoutensaale) zwei Sitze. Einmal, in den Zwanzigerjahren, als Lablache in Wien gesungen, brachte Hofrat Kiesewetter zu einem seiner Musikabende ein Duo von Marcello, welches, besonders wegen der veralteten Schreibart der Noten, sehr schwer zu lesen und noch schwieriger zu singen war. Pepi und Lablache aber, welchen Beiden dies Duo völlig unbekannt gewesen war, sangen es allsogleich und fehlerfrei zu Aller Erstaunen **prima vista.** Lablache drückte ihr auch danach seine ganz besondere Anerkennung ihrer musikalischen Kenntnisse aus, wie er denn überhaupt von den damaligen Sängern in Wien sagte: **I tedeschi sono tutti professori** — und uns auch vertraute: daß er, als er zum ersten Male in Wien aufgetreten, Angst gefühlt habe." Welche Achtung Lablache vor echtem Künstlertum hegte, davon gibt folgendes Vorgehen Zeugnis: Kurze Zeit nach Beethovens Tode veranstaltete man zu dessen Totenfeier die Aufführung des Mozartschen Requiems in der Augustiner-Kirche. Lablache war um seine Mitwirkung ersucht worden. Als Impresario Barbaja davon erfuhr, ließ er Lablache warnen nicht zu singen, da seinen Mitgliedern öffentliches Singen außerhalb des Theaters

kontraktlich gegen Pönale untersagt sei. Allein unbekümmert darum sagte Lablache — „um eines Beethoven willen“ — zu und sang so ergreifend schön, wie dieser Part in gleicher Vollendung niemals gehört worden.

„Schubert,“ erzählte Anna, „lernten wir folgenderweise kennen: Dr. Leopold Sonnleithner (Vetter Grillparzers, gestorben 1873) brachte uns Lieder, wie er sagte, 'von einem jungen Menschen, die gut sein sollen'. Die Kathi setzte sich gleich zum Klavier und versuchte das Akkompagnement. Da horcht mit einem Male Gimnig — ein Beamter, der auch hübsch sang — auf und sagt: 'Was spielen Sie denn da? Ist das Ihre Phantasie?' — 'Nein.' — 'Das ist ja herrlich, das ist was ganz Außergewöhnliches. Lassen Sie doch sehen!' Und nun wurden den Abend durch die Lieder gesungen. Nach ein paar Tagen führte Sonnleithner Schubert bei uns auf. Es war noch in der Singerstraße 18, und dann kam er oft zu uns. Sonnleithner fragte ihn, warum er die Lieder noch nicht habe verlegen lassen? Als Schubert erwiderte, daß kein Kunsthändler sie angenommen und er selbst kein Geld habe sie auf seine Kosten zu verlegen, traten Sonnleithner, Grillparzer, Universitätspedell Schönauer, Baron Schönstein, der spätere unübertroffene Schubertsänger, und Schönbichler zusammen und ließen die Lieder auf ihre Kosten stechen.“ — „Und die Nettl war es, die dazu die

Veranlassung gegeben," fiel Kathi ein. — „An einem der nächsten Musikfreitagsabende bei Kiesewetter kam alsdann unser Sonnleithner mit dem ganzen Pack der gestochenen Liederhefte, und nachdem sie unter allgemeiner Bewunderung gesungen worden waren, stellte Leopold das Paket auf das Klavier und verkündete, daß, 'wenn jemand diese Lieder zu besitzen wünsche, man selbe in diesen Heften kaufen könne'. Es waren hundert Exemplare bei Diabelli gemacht worden und zur Kontrolle gegen Unterschleif schrieb Sonnleithner auf die Kehrseite jeden Exemplares eigenhändig ein S." — „Die Anna," fiel Kathi ein, „hat ein solches Exemplar dem Salzburger Mozarteum geschenkt." — „Schubert war allemal überglücklich, wenn etwas Gutes von einem andern Komponisten aufgeführt wurde. Als einmal viele seiner Lieder nacheinander in einer Gesellschaft gesungen worden, rief er aus, als man damit noch fortfahren wollte: 'Nun, nun, jetzt ist's aber schon genug, jetzt wird's mir schon langweilig.' Da wurde also das 'Platz, Platz' aus der 'Entführung aus dem Serail' gesungen, und als es zu Ende war, bat er um Wiederholung, und nachdem es nochmals gesungen, abermals: 'Ich bitt', singen Sie das noch einmal, das ist gar so schön. Schauen Sie, liebe Anna, da könnt' ich hier in einem Winkel sitzen und immerfort das anhören.' Und nachdem es zum dritten Male gesungen worden war, wünschte er es noch einmal zu hören, bis schließlich Sonnleithner

meinte, daß es denn doch schon genug sei. — So auch wieder einmal bei Kiesewetter, wo auch Schubert, Sonnleithner, Walcher, Jenger und Andere sich befanden, waren nichts als Schubertsche Lieder gesungen worden. Da rief Schubert: 'No, jetzt habe ich aber schon genug davon; jetzt singt's einmal etwas Anderes.'"

„Es war im Jahre 1826, bereits in der Spiegelgasse, daß Berg, später Direktor des Konservatoriums in Stockholm, in Wien war und oft zu uns kam. Er hatte treffliche schwedische Lieder komponiert. Schubert war von dessen Musik so sehr entzückt, daß er, wenn wir ihn für Abends zu uns einluden, allemal fragte: 'Kommt der Berg, nun, dann komme ich auch ganz gewiß.' Er setzte sich dann auf den Stuhl an der Tür im zweiten Zimmer, neben dem Kanapee, dem Klavier gegenüber (die Möbel standen bis zu Annas Tode wirklich alle auf demselben Orte) und hörte Berg mit sichtbarem Vergnügen zu. Eines seiner Lieder gefiel Schubert so ganz besonders, daß er das Thema für eines seiner Quartette verwendete. (Archivar C. F. Pohl gab mir hingegen an, daß ein Anklang an ein schwedisches Lied Bergs im Klaviertrio Op. 100 sei.) Berg und die Pepi waren gleichzeitig Schüler von Siboni in Stockholm."

Ein anderes Mal erzählte mir Anna: „So oft ein Namens- oder Geburtstag der Gosmar, der späteren Frau L. Sonnleithners, nahe war, bin ich allemal zu

Grillparzer gegangen und habe ihn gebeten, etwas zu der Gelegenheit zu machen, und so habe ich es auch einmal wieder getan, als ihr Geburtstag bevorstand. Ich sagte ihm: 'Sie, lieber Grillparzer, ich kann Ihnen nicht helfen, Sie sollten mir doch ein Gedicht machen für den Geburtstag der Gosmar.' Er antwortete: 'No ja, wenn mir was einfällt.' Ich aber: 'No, so schauen's halt, daß Ihnen was einfällt.' In ein paar Tagen gab er mir das 'Ständchen': 'Leise klopf' ich mit gekrümmtem Finger . . .' Und wie dann bald der Schubert zu uns gekommen ist, habe ich ihm gesagt: 'Sie, Schubert, Sie müssen mir das in Musik setzen.' Er: 'Nun, geben Sie 's einmal her.' Ans Klavier gelehnt es wiederholt durchlesend, rief er ein- über das anderemal aus: 'Aber wie das schön ist — das ist schön!' Er sah so eine Weile auf das Blatt und sagte endlich: 'So, es ist schon fertig, ich hab's schon.' Und wirklich, schon am dritten Tage hat er mir es fertig gebracht, und zwar für einen Mezzosopran (für die Pepi nämlich) und für vier Männerstimmen. Da sagte ich ihm: 'Nein, Schubert, so kann ich es nicht brauchen, denn es soll eine Ovation lediglich von Freundinnen der Gosmar sein. Sie müssen mir den Chor für Frauenstimmen machen.' Ich weiß es noch ganz gut, wie ich ihm dies sagte; er saß da im Fenster. Bald brachte er es mir dann für die Stimme der Pepi und den Frauenchor, wie es jetzt ist. Das erste Manuskript habe ich dem

Nikolaus Dumba verkauft," „und den Erlös dafür," fiel Kathi ein, „hat die Nettl dem Grillparzer-Monumentfonds für den Badener Park zugewendet." „Diese Komposition mit den vier Männerstimmen wurde vor einigen Jahren durch den Wiener Männergesangverein aufgeführt. Das Manuskript für Frauenstimmen habe ich dem Hofrat Spaun in Wien geliehen, weil es der Grillparzer für ihn zu leihen haben wollte. Ich hätte mir es, wenn ich gescheit gewesen wäre, denn man kann beim Ausleihen nie vorsichtig genug sein, abschreiben und ihm die Kopie leihen können; aber der Grillparzer sagte: 'No, geben Sie es nur her, er wird schon Acht darauf geben.' Aber Spaun hat es doch verloren, freilich sich dann oft entschuldigt, aber vergessen, wohin er es getan. Nach seinem Tode hat sein Testamentsvollstrecker alles durchstöbert; vergebens. Es tut mir so leid darum."

„Wie wenig unser guter Schubert aber auf seine Sachen achtete und wie man sich nie auf sein Versprechen, zu kommen, verlassen konnte, können Sie gleich ersehen, wie er sich bei dem 'Ständchen' benommen; denn wenn er Einem auch eben zugesagt hatte, zu bestimmter Zeit einzutreffen, brauchte er nur jemanden unterdessen begegnet zu haben und er ging, alles vergessend, auf dessen Aufforderung mit diesem oder in ein Kaffeehaus oder dergleichen. So war es bei den ersten Aufführungen seines 'Ständchens'. Ich hatte

meine Schülerinnen in drei Wagen nach Döbling, wo die Gosmar im Langschen Hause wohnte, geführt, das Klavier heimlich unter ihr Gartenfenster tragen lassen und Schubert eingeladen. Er war aber nicht gekommen. Andern Tags, als ich ihn fragte, warum er ausgeblieben, entschuldigte er sich: 'Ach ja, ich habe darauf ganz vergessen.' Dann habe ich das 'Ständchen' im Musikvereinssaale (Tuchlauben) öffentlich aufgeführt und ihn, nachdrücklich wiederholend, dazu geladen. Wir sollten schon beginnen und noch immer sah ich unsern Schubert nicht. Dr. Jenger und der später erzherzogliche Hofrat Walcher waren anwesend. Als ich nun zu diesem sagte, daß es mir doch gar zu leid täte, wenn er auch heute es nicht hören sollte — denn er hat es ja noch gar nicht gehört; wer weiß, wo er wieder steckt . . ., hatte Walcher die gute Idee: 'Vielleicht ist er bei Wamer „zur Eiche“ auf der Brandstätte', denn dorthin gingen zurzeit die Musiker gern wegen des guten Bieres. Richtig saß er dort und kam mit ihm. Nach der Aufführung aber war er ganz verklärt und sagte zu mir: 'Wahrhaftig, ich habe nicht gedacht, daß es so schön wäre.'“

„Schubert hat auch ein Oratorium ('Prometheus'), eigentlich eine Kantate, für einige Freunde komponiert. Aber trotz eifriger Nachforschungen Sonnleithners und Pohls wurde es nie mehr gefunden.“

Ich teilte Fröhlichs mit, daß am 13. Dezember 1874 der Wiener Männergesangverein in seinem Konzerte die

Chöre aus Schuberts „Zauberharfe“ als „neu“ vorgetragen habe, daß der zweite — der Frauen- (Genien-) Chor sofort wiederholt werden mußte, daß dessenungeachtet aber einige Habitués des Musikvereins sich abfällig über diese Chöre insoferne ausgesprochen: es sei ein Mißgriff in der Wahl des Konzertprogramms, derlei unbedeutendere Jugendarbeiten aufzuführen. Da antwortete Anna: „Ich habe dieses Melodrama, 1820 komponiert, im Theater an der Wien gehört. Es hat reizende Chöre und Lieder; da ist außer anderen zum Beispiele eine sehr schöne Romanze darin, welche die Vogel aus Deutschland sehr hübsch zu jener Zeit gesungen hat. Es war dieselbe, welche dann als Schauspielerin an das Burgtheater kam, wo sie“ — fiel Kathi in ihrem lebhaften Interesse für Grillparzer Betreffendes ein — „die Gora in 'Medea' wie nie eine Andere vortrefflich spielte.“

Am 8. Oktober 1876 hatte der Wiener Männergesangverein Schuberts „Gott in der Natur“ mit durchschlagendem Erfolge aufgeführt. Als ich dies Tags darauf Anna mitteilte, fiel sie mir freudig erregt ins Wort: „Das hat er für mich geschrieben. Ich entgegnete zweifelnd: „Ja, es ist aber Chor mit Orchester,“ worauf sie: „Ursprünglich ist es aber Quartett. Kurz nachdem Schubert bei uns eingeführt war, hatten wir Abends eben die Trios und Anderes aus der 'Zauberflöte' gesungen, da sagte er — o mein Gott, ich sehe

ihn noch, wie er dabei die Hände aus Rührung zusammenfaltete und gegen den Mund drückte, wie das sein Brauch war, wenn er etwas Schönes vernahm — ein- um das anderemal: 'O mein, was ist das für ein Genuß,' und mit einmal: 'Aber ich weiß jetzt schon, was ich tue.' Und in einigen Tagen brachte er mir das Quartett: 'Gott ist mein Hirt', bald danach das Quartett: 'Gott in der Natur'. Das sind die zwei Quartette, wovon ich das Manuskript auch dem Nikolaus Dumba verkauft habe. Weiters aber hat er mir nur noch das 'Ständchen' gemacht und dann noch 'Mirjams Siegesgesang'. Das Letztere aber hat er eigentlich für die Pepi oder, besser gesagt, für uns vier Schwestern gemacht; denn auch die Kathi hat gesungen, aber nur eine schwache Stimme gehabt, während die Betti eine schöne Stimme hatte. Erst nach Schuberts Tode wurde 'Mirjams Siegesgesang' von Lachner orchestriert."

Über die Entstehung der Komposition „Der Schicksalslenker" (Larghetto: „Blicke nieder auf ein dankerfülltes Herz", bei Diabelli, 1843), für eine Baßstimme, erzählte Anna: „Baronin Geymüller hätte ein Gedicht gerne in Musik gesetzt gehabt, um es zur Wiedergenesungsfeier eines Herrn Ritter aufführen zu lassen. Ich versprach ihr, Schubert darum zu bitten. So entstand diese Komposition. Ich übergab ihm dafür 50 Gulden von der Geymüller, worüber er sehr erfreut war."

Ergänzend setzte Kathi hinzu: „Ach ja, unser armer Schubert, das war ein herrliches Gemüt! Nie war er neidisch und mißgünstig, wie das so manche Andere an sich haben. Im Gegenteile, was hatte er nur für Freude, wenn etwas Schönes in Musik aufgeführt wurde. Da legte er die Hände an einander und gegen den Mund und saß ganz verzückt da. Die Unschuld und Harmlosigkeit seines Gemütes waren ganz unbeschreiblich. Gar oft setzte er sich bei uns auf das Sofa, freudig sich die Hände reibend, und sagte: 'Heute habe ich etwas gemacht, das, glaube ich, ist mir wirklich gelungen.' Ja, ja, unser armer Schubert. Noch vierzehn Tage vor seiner Krankheit war er bei uns. Er war ja früher so oft zu uns gekommen. Aber dann ist er in ein bissel lockere Gesellschaft geraten, d. h. dann hat er sich einige Zeit zu viel in anderen Gesellschaften bewegt, nicht in liederlicher, aber in solcher, in der er sich zu viel gehen lassen konnte und auch zu viel gehen ließ. So z. B. ging er unter anderm zu einer Bürgersfamilie auf der Landstraße, wovon uns andern Tags ein Bekannter erzählte: 'Nun, gestern haben wir unsern Schubert in ein anderes Zimmer tragen müssen; er hatte sich im Trinken übernommen.' Diese seine neuen Freunde haben ihn auch verleitet, eine zweite Auflage seiner — durch Sonnleithner rc. aufgelegten — Lieder selbst zu veranstalten. Wie er unpraktisch in solchen Dingen war, hat er da alles um ein geringes

Honorar für immer verkauft und da ist er in Schulden geraten. Da ist er auch bei zwei Jahren nicht zu uns gekommen. Dann habe ich ihn aber einmal bei der Mariahilfer Linie begegnet, und als er mich gegrüßt, habe ich ihm einen bedeutsamen, strafend vorwurfsvollen Seitenblick zugeworfen. Er sah verlegen, geradezu schüchtern nach mir. Ich werde nie seinen schuldbewußten Blick auf mich vergessen. Er entschuldigte sich, so lange nicht gekommen zu sein. Ich aber hielt mich verpflichtet, ihm eine Strafpredigt zu halten, daß sein Benehmen und seine Lebensweise keine lobenswerten seien u. dgl. m. Er versprach mir, seine Fehler gutzumachen, und kam auch bald zu uns. Ein paar Tage danach klopfte es an unsere Tür. Ich saß an meinem Fenster. Es war unser lange vermißter Schubert. Er öffnete die Tür vorerst nur ein wenig, und den Kopf durch die wenig offene Tür durchzwängend, fragte er: 'Fräulein Kathi, darf ich hereinkommen?' — Ich aber: 'No, seit wann ist Ihnen denn unser Haus so fremd? Sie wissen doch, daß es Ihnen noch immer frei gestanden hat.' — Er: 'Ja, aber ich trau' mich nicht so recht. Ich habe den Blick, den Sie mir an der Linie zugeworfen haben, nicht vergessen. Aber ich muß heute kommen; denn ich habe Ihnen etwas zu sagen und alles, was mir Trauriges oder Freudiges widerfährt, muß ich Ihnen ja gleich sagen. Heute habe ich nämlich eine große Freude erfahren.

Ich habe die Werke Händels zum Geschenk erhalten. O mein! da sehe ich erst, was mir noch abgeht, was ich noch alles zu lernen habe.' — Aber bald darauf ist er erkrankt und so war dies sein letzter Besuch bei uns."

Vielleicht dürfte in diesbezüglicher Erinnerung Grillparzer die Grabschrift geschrieben haben: „Die Tonkunst begrub hier einen reichen Schatz, aber noch schönere Hoffnungen. Franz Schubert liegt hier, geboren am 31. Januar 1797, gestorben am 19. November 1828, 31 Jahre alt." Ich aber erinnerte mich lebhaft der ähnlichen Äußerung Beethovens, als er kurz vor seinem Ende von dem Harfenfabrikanten Stumpf aus London auch Händels sämtliche Werke geschenkt erhielt und, im Bette freudig darin blätternd, bei meinem Eintritte mir zurief: „Sieh 'mal, das habe ich heute erhalten. Dies ist der größte Musiker; von dem kann ich noch lernen."

Obgleich nicht zu den Überlieferungen der Fröhlich gehörig, doch die Lebensverhältnisse F. Schuberts beleuchtend, hier noch eine Mitteilung von dessen Stiefbruder, dem k. k. Rechnungsrate Andreas Schubert, welche er mir während der C-Symphonie Nr. 6 im Musikvereinssaale am 13. Januar 1884 machte: „Ich war erst drei Jahre alt, als Franz starb; aber ich erinnere mich seiner sehr gut und zum Beispiel des Folgenden: Meine Mutter (also Franzens Stiefmutter) erhielt von unserm Vater den Erlös der Schreibhefte, die er als

Schullehrer verkaufte, als Nadelgeld. Sie barg das Geld in ihrem Kasten in den Strümpfen. Wenn nun Franz Sonntags zu uns kam, so sagte er, ihr schmeichelnd: 'Nun, Frau Mutter, lassen Sie mich ein wenig nachsuchen, vielleicht finden sich in Ihren Strümpfen ein paar Zwanziger, die Sie mir schenken könnten, damit ich mir heute einen guten Nachmittag antun kann,' und beglückt über die Erlaubnis und den Fund verließ er uns dann. Das geschah noch 1827, also ein Jahr vor seinem Tode. So arm und genügsam war der gute Franz trotz seines Talentes und Fleißes."

Von Beethoven sprechend, erzählte mir Anna: „Anfangs dieses Jahrhunderts wurden im Frühling wöchentlich Konzerte im Augarten gegeben. Beethoven stand eben in Verhandlungen mit Kassel wegen der Kapellmeisterstelle dort, als ich sein C-Klavierkonzert einstudierte, um es dort zu spielen. Es kam aber nicht dazu. Ich spielte überhaupt nur einmal im Augarten, und zwar ein Konzert von Mozart mit Orchester. Mein Vater besorgte die Unterhandlungen zwischen Beethoven und Kassel durch Wilmann, der ein alter Violinspieler war und mit welchem und mit Ferdinand Ries ich 1809—1811 oft gespielt habe. Da klagte ich meinem Vater, daß ich keine Kadenzen zu Beethovens Konzerte hätte. Er teilte dies Beethoven mit und dieser versprach, welche zu schreiben, und bald bekam ich auch durch meinen Vater zwei: eine für

den ersten, eine für den dritten Satz. Ich habe sie lange besessen, aber, vermutlich durch Ausleihen, verloren. Ebenso hat mir Alois Fuchs viel Autographen abgebettelt. Wilmann in Kassel hatte von seiner zweiten Frau eine Tochter, welche eine sehr brave Sängerin war, unter dem Theaternamen Calvani. Wilmanns zweite Frau aber hieß Tripole und war die erste Pamina, als die „Zauberflöte" im neu erbauten Theater an der Wien wieder aufgeführt wurde. Als sie einst auf dem Donauschiffe nach Wien reiste, erkrankte sie während der Fahrt und starb in Nußdorf binnen wenigen Stunden."

Längere Zeit nach Grillparzers Tode erzählte mir Anna: „Als Grillparzer Sie unter den in das Komitee für die Feier des 100jährigen Geburtstages Beethovens (1870) Gewählten vermißte, sagte er zu uns, sich Ihres Namens, wie es ihm mitunter widerfuhr, nicht gleich entsinnend: Na, und den — — no, wie heißt er denn nur gleich, der Beethoven-Narr, den hat man nicht dazu genommen, der gehörte doch dazu, der soviel um ihn gewesen, der — Breuning. No, ich kann ihn ja den Beethoven-Narren nennen; es ist ja nichts Beleidigendes dabei; bin ich doch auch ein Narr, ein anderer Narr — halt der Lopez-de-Vega-Narr."

Die Lebensweise der Fröhlichs und Grillparzers war eine sehr einfache, die Tagesordnung eine pedantisch eingehaltene. Frühstück und meist auch Abendessen

genoß Grillparzer zu Hause, zum Mittagessen konnte man ihn, ausgenommen die allerletzten Jahre, um halb 2 Uhr durch die Spiegelgasse nach dem „Matschakerhof“ gehen sehen. Anna und Pepi erteilten ihren Unterricht meist im, nur ausnahmsweise außer Hause. Nachmittags kam Grillparzer herüber zu Fröhlichs. Anna legte Patiencen, meist fünf. Er saß unter seinem Ölporträt auf dem Sofa zwischen den Fenstern ihr gegenüber, sah aufmerksam zu, machte seine Bemerkungen und sarkastischen Witze. Kathi saß an ihrem Fenster handarbeitend, Pepi ging ab und zu oder sie saßen Alle neben ihm. Dabei wurden die Tages- und Kunstereignisse besprochen, auch kamen Besuche, die ihn mitunter auch verscheuchten. Gegen 5 Uhr aber ging er auf sein Zimmer und las, nur unterbrochen durch zeitweilige Besuche seiner Hausgenossinnen, an seinem Pulte bis 11 Uhr, ohne Brille, umgeben von Büchern, meist aus der Hofbibliothek in den mehrfachen Sprachen, deren er reichlich kundig war. Dennoch klagte er stetig über geschwächte Augen, die höchstens mitunter katarrhalisch gereizt waren, wie über getrübte Gesundheit, obgleich er — nach Kathis Versicherung — nie auch nur einen Tag im Bette zu verbleiben genötigt gewesen. (Dieser Annahme aber widerspricht doch die Mitteilung Grillparzers selbst von einer Erkrankung in Rom im Jahre 1819 — Feuilleton „Neue Freie Presse“ 11. Februar 1872.) Namentlich wurden seine Klagen zur Gewohn-

heit, seit durch einen Fall in Römerbad er am Gehör wirklichen Eintrag erlitten und seitdem er auch das Klavierspiel mit Anna und seine sonst mit Vorliebe betriebenen Kompositionsversuche aufgab. Wenn ich zu seinen Geburtstagen gratulieren kam, entgegnete er durchwegs: „Was können Sie mir wünschen; ich bin ein alter siecher Mann, bin taub und blind, kann nur mehr Großgedrucktes lesen. Es geht halt stückweise talab. Am besten wäre es, und das können Sie als Arzt am leichtesten tun, verschreiben Sie mir eine gute Dosis Zyankali, Blausäure oder dergleichen, so wäre es mit Einemmale aus; denn es ist nichts mit dem Alter; es geht mir lausig" usf., welch letzteres Wort er gerne betonte. Fröhlichs sagten: „Der Sonnleithner hat Recht, daß er immer fand, Grillparzer leide an innerer Langweile." Dabei sprudelte er aber von Witz und Satire, wenn er in geeigneter Stimmung war. So schuf er die meisten seiner Dichtungen, oft nach langen Zwischenpausen, binnen erstaunlich kurzer Zeit. Der ihm von einem Freunde für ein Libretto angeratene Stoff zur „Sappho" wuchs während eines Morgenspazierganges im Prater in seiner Phantasie zur Tragödie an. Heimgekehrt, sagte er den Fröhlichs: „Es ist mir heute die Idee gekommen, den Stoff als Tragödie zu bearbeiten, da es schade wäre, ihn lediglich für einen Operntext zu verbrauchen. Ich werde ein Trauerspiel daraus machen." Er schrieb die Nacht durch und andern

Morgens war der erste Akt fertig. Als sie ihm ihr Erstaunen darüber ausdrückten und eine der Schwestern fragte: „Aber sagen Sie doch, lieber Grillparzer, wie stellen Sie es doch an, daß Ihnen die Dialoge so schnell einfallen? Macht Ihnen dies denn keine Mühe?“ entgegnete er: „Das kommt ja von selbst, ich höre ja, wenn ich beim Schreiben bin, die Leute miteinander sprechen.“ — Seine Bühnenkenntuis war um so erstaunlicher, als er seine Stücke, „Ahnfrau“ ausgenommen, nie aufführen gesehen, wie Kathi hervorhob, hinzufügend: daß z. B. die Rolle der Melitta, welche eine sehr jugendliche Darstellerin erheischt, der es meist aber an Routine noch gebricht, zuerst von Frau Korn gespielt worden sei. Diese aber war bei den Proben so sehr für ihren Erfolg besorgt, da sie mit sich nicht zufrieden, daß sie Grillparzer gebeten, er möge ihr doch die Ansicht seiner Auffassung angeben. Grillparzer aber erwiderte ihr: „Spielen Sie die Melitta, wie Sie selbst sind“ — und der Erfolg war der glänzendste.

Einst, es war Weihnachten nahe und ich auf Besuch dort, 5 Uhr längst vorüber, als er aufstand und an der Tür scherzend zurückrief: „Nun, ich bin begierig, was mir das Christkind'l diesmal bescheren wird.“ Daran anknüpfend, sagten sie, daß es eigentümlich sei, wie er bei jedem Festtage gerne kleine Geschenke von ihnen annähme, ja gleichsam erwarte,

er selbst aber nur Einmal etwas ihnen gegeben; es war eine silberne Zuckerschale. Ebenso vertrauten sie mir, wie sehr er eigentlich vorwaltend immer mehr an sich gedacht und nie daran, Anderen etwas zuliebe zu tun; ja, er könne mitunter auch geradezu prätentiös und verletzend sein usw. Freilich milderten sie dies Urteil schließlich gleich wieder: „Je nun, er ist halt eben so, er ist aber doch unser guter, lieber Grillparzer."

Grillparzer soll in jungen Jahren sehr eitel auf seine blonden Locken gewesen sein. Außer der Lithographie der Bayer-Bürck, Jenny Lind, der russischen Schriftstellerin Bagreef, einer Öllandschaft, dem Medaillon Joseph Wagners und auf dem Ofen der Büste Goethes hing zwischen den Fenstern seines Zimmers ein kleines Bild, einen blondgelockten, im Schnee frierend an der Tür einer Hütte anklopfenden Amor darstellend. Dies Bild hatte ihm Betti bei Gelegenheit eines seiner mehrfachen Liebesabenteuer gemalt. Obgleich er deshalb manchen Angriff zu erdulden hatte, hängte er es doch auf.

Als ich meine Verwunderung äußerte, daß Grillparzer an einem Ohre einen Goldknopf trage, erwiderte Kathi: „Ja, ich wundere mich, daß er dies trägt. Aber so ist er einmal. Einst fragte ihn ein Mädchen, als wir beisammen saßen, ob er wohl so ein Ding tragen würde, und ich weiß selbst nicht mehr, wie es

kam, sie nahm eine Nadel, stach durch das Läppchen und führte den Goldstift ein. Er behielt ihn und es blieb dann dabei, wie er eben in so vielen Dingen apathisch ist." (Er mochte sich hiebei wohl vergnüglicher ruhig gehalten haben als später einmal, wie ich ihm eine kleine Geschwulst nahe am Schlüsselbein operierte.) „Ja, apathisch war er von jeher, und wäre er dies nicht so sehr gewesen, hätte er auch viel Verdruß und Zurücksetzung sich ersparen können. Es ist wohl wahr, daß er vielfach auf Engherzigkeit der Zensur und Regierung gestoßen, daß er in Amtssachen oft Widerwärtigkeiten erfahren; aber man ist ihm auch mehrfach entgegengekommen; doch wich er solchen Annäherungen aus, er wollte nicht geniert sein. Hinterher hat er es öfter bedauert." Gleichfalls nachteilig war ihm seine beharrliche Weigerung, eine neue Auflage seiner Werke veranstalten zu lassen. Fröhlichs gestanden mir, wie sehr er sich dadurch materiell geschadet, während es ihm doch stets an Geld gefehlt und dies auch ursprünglich der Hauptgrund gewesen war, warum er Kathi nicht heiraten gekonnt, bis — späterer Zeit sie wechselseitig fanden, daß sie Beide „allzu erregbare Charaktere für einander hätten". (Diesbezüglich sehr richtigstellend und bezeichnend ist Ludwig Speidels Feuilleton: „Franz Grillparzer und Kathi Fröhlich," „Neue Freie Presse," 22. Juni 1884.)

Eigentümliche Nachgiebigkeit entwickelte er seinen Verwandten gegenüber, von denen er sich vielfach wegen Geldspenden quälen ließ. allemal ärgerte, doch immer wieder gab.

An seinem achtzigsten, so feierlich begangenen Geburtstage besprach ich die festliche Ausschmückung der Treppe, worauf er lachend erwiderte: „No, den Kir'tag hab' ich mir nicht ang'friemt." — Ebenso war ich eben anwesend, als er von der Danksagungs-Audienz für die erhaltene neue Dekoration und Jahresgabe heimkehrte. Die erstere ablegend, sagte er: „So, da kann es jetzt liegen, auf Nimmer-Getragen-Werden; erst bis ich einmal gestorben sein werde, da werden sie es dann noch einmal auf meinen Sarg legen."

Als ich am 15. Januar 1872 zu seinem 81. Geburtstage — erst nachmittags — meinen Besuch machte, eilte mir Pepi entgegen: „O, das ist schön, daß Sie kommen, lieber Doktor; wir wollten heute schon nach Ihnen schicken; doch" — fiel Kathi ein — „wir vertrauten darauf, daß Sie sicher noch kommen würden. Der Grillparzer ist unwohl, und zwar schon seit mehreren Tagen." Und Pepi: „Ich schlich mich nachts mehrmals zu ihm herüber, um sein Atmen zu belauschen; denn sein Befinden wollte uns schon gestern nicht gefallen. Auch Dr. Preyß war gestern da. Er findet eigentlich keine Krankheit, sondern ihn nur matter als gewöhnlich. Er wird morgen kommen und wünscht

gar sehr, sich mit Ihnen zu besprechen. Bestimmt kann er aber erst um halb 5 Uhr kommen. Es ist dies zwar ein bißchen spät, doch Sie sind wohl so gut, schon vormittags nachzusehen?“ Sofort ging ich mit Kathi und Pepi hinüber. Auf dem Tischchen im Vorzimmer standen etwa fünf Buketts, noch Geburtstagsspenden von Frau Iduna Laube, Rosa Gerold, Todesco 2c., und ein Schneeglöckchen in einem Gartengeschirre, von einer verschleierten Verehrerin des Dichters persönlich anonym abgegeben. „Da sehen Sie, Grillparzer, was noch für ein lieber Besuch heute kommt — Dr. Breuning,“ meldete Pepi an. Grillparzer saß im Lehnstuhle vor seinem Pulte, auf welchem bereits zwei Kerzen brannten und ein aufgeschlagenes Buch lag, rückwärts lehnend, die Beine über einen Sessel ausgestreckt, den rechts geneigten Kopf in beide Hände gestützt — seine gewohnte Sitzlagerung, in welcher er „simulierte“. Etwas aufschreckend: „Ah, Dr. Breuning, guten Abend,“ und mir die Hand reichend, wollte er aufstehen. (Ich hatte ihn einige Wochen nicht gesehen.) Er war auffallend matt, Hände und Füße kalt, Zunge belegt, Bauch aufgetrieben, Beine leicht geschwollen, der sonst volle Puls klein und undeutlich. Er klagte: „Ich fühle mich, wie man auf Wienerisch sagt, lausig, matt, habe gar keinen Appetit und noch weniger Geschmack, in meinem Munde ist es wie Stroh und Holz und ich kann nicht schlafen; wenn ich nur schlafen könnte!“

Vor drei Wochen hatte er sich sehr geärgert. Da er, üblicherweise, sehr leicht angezogen war, riet ich wärmere Bekleidung, worauf er in seiner entschiedenen Art: „Nein, ich habe nicht kalt. So bin ich es gewöhnt, und meine Pantoffel sind von Leder, das sind die wärmsten." — Abends 8 Uhr: Gleicher Zustand. Beim Weggehen versicherte er mich wieder einmal, daß es am geratensten wäre, ihm Blausäure zu geben, „denn es ist halt schon 'an Aschen', wie Raimund gesungen hat; meine Augen sind schwach, mein Gehör" usw. Nachdem ich ihm versprach, daß seine Nervenverstimmung bald behoben sein werde usw., meinte er: „Nun gut, desto besser, aber es ist doch an Aschen."

Andern Tags, 10½ Uhr, fanden Preyß und ich denselben Zustand. Er hatte abends vorher wenig und mühsam gegessen, wenig geschlafen, und klagte über Halsschmerzen. Auf den Mandeln waren katarrhalische Geschwürchen. Da er die gestern verordnete Nux vomica-Tinktur ihres bitteren Geschmackes wegen „eine Schweinerei" nannte, die er nur, wenn unumgänglich notwendig, nehmen wolle, gaben wir sie in Pillen. Trotz seiner Geistesfrische mußten wir Fröhlichs eingestehen, daß dieser Zustand der Anfang seines Endes sei.

17. Januar: Die Körpertemperatur etwas gehobener.

18. Januar: Keine Änderung, klagte über quälende Schlaflosigkeit und sagte lächelnd: „Mir kommen, sobald ich die Augen schließe, die beiden Doktoren in Erscheinung vor, und dann ganz gewaltig groß und gleichsam als ob ich nur beim Schließen der Augen sie so groß sähe, und wenn sie mir auch eben so groß erschienen waren, verschwinden sie mir, sobald ich die Augen öffne, gleich wieder in dieser scheinbaren Größe."

19. Januar: Früh und abends Schwäche zunehmend.

20. Januar, halb 11 Uhr, trafen Preyß und ich zusammen. Die Beine weit geschwollener und kälter. Dennoch gab er nur ungern zu, daß wir sie mehr einhüllten und Preyß dicke Tuchschuhe besorge. Abends, halb 9 Uhr, fand ich ihn auf seinem Sofa, umgeben von den Fröhlichs, bei seinem gewohnten Abendmahle, an einer Kotelette mühsam kauend. Vor ihm stand ein Glas Bier. Er faßte es mit sicherer Hand, aber mit unsicheren Zügen trank er ein gut Dritteil davon auf einmal aus. „Heute fühle ich zum erstenmale, daß ich zu kühl angezogen bin," sagte er. Sein Puls war nicht wahrnehmbar. Dennoch war er nachmittags zur gewohnten Stunde noch im Speisezimmer der Fröhlichs — zum letztenmale — und hatte sich von Anna die üblichen fünf Patiencen legen lassen. Diesmal aber war er dabei wiederholt eingeschlafen und erwachend

erzählte er: „Ich habe jetzt geträumt, daß mir gegenüber einige polnische Abgeordnete gesessen sind, und ich habe mich mit ihnen tüchtig herumgezankt.“ Um 5 Uhr war er, diesmal gestützt von Fröhlichs, in sein Zimmer zurückgekehrt.

Sonntag, 21. Januar, 7½ Uhr: Nach übel verbrachter Nacht traf ich ihn — zum erstenmale — im Bette; doch wollte er eben aufstehen. Er mochte sich doch im Bette wohler fühlen, denn er ließ sich noch eine Stunde zurückhalten. Dann aber sagte er entschieden: „Nein, ich will nicht länger im Bette bleiben; es ist Zeit, aufzustehen.“ Ich verdoppelte die Unterbeinkleider, was er ruhig zuließ, und er setzte sich, von uns geleitet, in seinen Lehnstuhl vor das Pult. Fröhlichs und ich blieben den Vormittag bei ihm. Er schlummerte meist. So ward es 11 Uhr. Kathi ging hinaus und kam mit einem Bogen zurück: „Grillparzer, der Diener des Burgtheaters ist draußen. Er hat die Tantième vom letzten Vierteljahr gebracht. Sie müssen Ihren Namen unterschreiben.“ Erwachend fragte er: „Wo ist denn aber das Geld?“ — Kathi: „Der Diener hat es draußen, er hat es bei sich.“ Er wieder: „Ja, bringen Sie es herein,“ das Blatt nehmend und es wiederholt durchlesend. Kathi flüsterte mir zu: „Er wird die Quittung schwerlich unterschreiben können; vielleicht tun Sie es statt seiner?“ Ich aber nahm eine dicke Broschüre (einen Band Voltaire) vom Pulte, legte sie, die

Quittung darauf, auf Grillparzers rechtes Bein, gab ihm eine der drei auf dem Schreibzeuge liegenden Federn in die Hand und, indem ich ihn unterstützte, begann er — mit unsicherer Hand — zu unterschreiben. Inmitten des Namens glitten Unterlage und Quittung zu Boden, ich aber raffte beides rasch auf, und als Kathi mit dem Gelde wiederkam, vollendete er seinen Namen. Er war genug leserlich ausgefallen. (Ich erinnerte mich an jenen 24. März 1827, als mein Vater nachmittags, die letzten lichten Augenblicke Beethovens benützend, dessen zitternde Hand zum Schreiben des von ihm aufgesetzten letzten Willens führte. Es waren Beethovens Bruder Johann, Anton Schindler und ich dabei. Das Dokument liegt annoch im Wiener Landesgerichte.) Kathi mußte Grillparzer den erhaltenen Betrag vorzählen, wobei er über die geringe Summe ironisch lächelte, und sie bemerkte, daß Bauernfeld in derselben Zeitfrist 1600 fl. erhalten habe. Fröhlichs überließen mir die Feder (ein Gänsekiel mit angesteckter Stahlspitze) zum Andenken. (Jene, welche die „Grüne Insel“ als solche verwahrt, wie dies eine Notiz der „Wiener Zeitung“ nach Grillparzers Tode veröffentlichte, ist eine der beiden anderen, die auf dem Schreibzeuge lagen.)

Mittlerweile war Preyß gekommen und wir blieben beisammen bis 1 Uhr. Grillparzer war wieder in seinen Stuhl zurückgesunken. Ich entfernte mich für eine

Stunde. In dieser Zwischenzeit geschah, was Laube über Grillparzers Lebensende berichtet, daß, während dieser vor seinem Pulte fortan zurückgelehnt schlummerte, Kathi sich auf ihr Zimmer zurückzog, Anna ausging, Preyß und Pepi sich aber auf das Sofa Grillparzer gegenüber setzten. Pepi fragte ihn um die Erscheinungen des nahenden Todes bei alten Leuten. Grillparzer schien eine Bewegung zu machen oder vielmehr, es mag eines seiner Beine von dem Fußkissen herabgeglitten sein, wie dies Susanne hinterher wahrgenommen, und Beide, aufspringend, eilten zu ihm. Grillparzer faßte Preyß bei der Hand und sprach: „Mein lieber Preyß“ — und hatte ausgehaucht. Als ich um 2 Uhr wiederkam, war er seit einer Viertelstunde tot. Das Erkranken, richtiger das Dahinwelken des greisen Dichters hatte somit nicht abends zuvor — wie Laube angibt — sondern schon einige Tage vor seinem Geburtstage allgemach angefangen.

Die drei Schwestern Fröhlich waren geradezu gebrochen. Sie klammerten sich an die kleinsten Andenken. Noch unmittelbar vor Verschluß des Sarges ersuchten sie mich, den Goldknopf aus Grillparzers Ohr zu lösen und dessen Haare vollends abzuschneiden. Nach seiner Entfernung aus dem Hause begann die Verödung. Dennoch raffte sich zumal Anna mit seltener Geisteskraft auf, um — mit Laube, v. Weilen und Preyß — bei Ordnung des literarischen Nachlasses und Heraus-

gabe der Gesamtwerke tätig mitzuwirken. Diese Selbstüberwindung blieb nicht ungeahndet; denn ein schweres Kopf- und Augenleiden waren die Folge, so daß Preyß, ich, Jäger, J. Gruber, Redtenbacher, Benedict und Andere fortan sich die Tür gaben. Trotzdem setzte sie ihr seit Jahren geführtes Tagebuch systematisch fort und bewahrte für alle Vorkommnisse regstes Interesse.

So haben denn die „Schwestern Fröhlich“ die Stammfamilie lange, ihren Grillparzer erinnerungstreue Jahre überlebt, gemeinsam patriarchalisch häuslich zurückgezogen und dennoch in geistigem Verkehre mit Vergangenheit und Gegenwart. Dann aber gingen sie in rascher und geradezu verkehrt chronologischer Folge heim zu ihren betrauerten vorangeschiedenen Lieben: vorerst Pepi, nach längerem Leiden, 7. Mai 1878; dann Kathi, nach langsamem Dahinwelken, aber nur dreitägiger Erkrankung, 3. März 1879. Als Lieblingsmotto zitierte sie mir in den letzten Jahren gar oft Grillparzers Verse: „Für die Furcht gibt's ein Gewöhnen, aber für die Sorge nicht.“ Noch im selben Jahre, Ende Juni, folgte Betti. Den Trauerreigen schloß Anna, nach langwährender Erschöpfung und hartnäckigstem Todeskampfe, 11. März 1880. Sie konnte mit Borotin sagen: „Fallen seh' ich Zweig auf Zweige.“ Wenige Tage vor ihrem Ende, bereits etwas wirr, hatte sie ihr Tagebuch verbrennen lassen,

was wohl zu beklagen sein dürfte. Ausgestorben und verödet aber sind nunmehr die Räume; desto bevölkerter die Gräber des Friedhofes zu Hietzing, nachdem die Überreste der Vorangegangenen, auch Grill-parzers, aus dem Währinger Ortsfriedhofe schon vor Annas Ableben und endlich auch sie dahin übertragen worden.



20. Adolf Foglar. 1891.

Über Grillparzer, den Dichter, zu schreiben, halte ich mich nicht für berufen, obgleich seit einem halben Jahrhunderte das Studium seiner Werke meine Lieblingsbeschäftigung bildet. Über den Menschen Grillparzer ist viel und von vielen geschrieben worden und doch möchte ich zweifeln, ob sein Charakterbild bisher treu gegeben wurde. Weit entfernt von der Meinung, dieses besser zu treffen als andere, dürfte denn doch mein dreißigjähriger Verkehr mit Grillparzer mich berechtigen, nicht ein Urteil über ihn zu wagen, aber doch einzelne Beiträge zu einem solchen zu liefern.

*
*   *

Eines Tages, als ich zu Katharina Fröhlich mich darüber aussprach, mit wie warmer Freundlichkeit Grillparzer mich schon bei meinem ersten Besuche aufgenommen habe, sagte sie: „Das hatte eine besondere Bewandtnis. Sie heißen Adolf und waren damals siebzehn Jahre alt. Im selben Alter stand Grillparzers jüngster Bruder Adolf, als er plötzlich starb.“

Und dieser Mann, den ein so zufälliger Umstand für einen, ihm völlig unbekannten, von niemand empfohlenen jungen Menschen nicht nur auf einen Augenblick, sondern für immer günstig zu stimmen vermochte, galt und gilt noch heute bei manchen für harten Gefühles. Warum? Weil er, der strengste Richter seiner selbst, in einigen Stellen seiner Werke sich anklagt, bei dieser oder jener Gelegenheit sich auf einer Kälte überrascht zu haben? Oder weil er — wie sein Vater — für das, was er fühlte, selten die richtige Äußerung fand? Oder endlich — weil er Kathi Fröhlich nicht zum Altare geführt hat? Grillparzer selbst hat dieses Liebesverhältnis in seiner Autobiographie für eines jener Geheimnisse erklärt, über welche er nicht Herr sei. Und so sollten auch wir anderen uns bescheiden und nicht aus Sucht, etwas Pikantes zu erzählen, Vermutungen für Tatsachen geben.

Ebenso schnell bereit sind manche mit dem Ausspruch: „Grillparzer hatte wenig oder keine Widerstandskraft gegen Ungemach und Unglück."

In Wirklichkeit aber war er weder körperlich verweichlicht, noch beugte er sich vor Hindernissen, die seinem geistigen Streben feindlich entgegentraten. Er hatte den Mut, in Österreich zu bleiben, wo man ihn drückte, weil er es für seine Pflicht hielt, bei seinen Landsleuten und Mitstrebenden auszuharren. Wer diesen Mut für etwas Geringes hielte, würde eben

nur beweisen, daß er keine Ahnung hat von den Zuständen, wie sie bis 1848 in Österreich herrschten. Er beugte sich nicht damals vor den Schergen Metternichs und beugte sich später nicht vor den Demagogen. Man schalt ihn servil, man schalt ihn liberal — er aber war immer derselbe, ein treuer Österreicher und zugleich „ein treuer Diener seines Herrn“.

Wenige haben einen Begriff davon und ein Verständnis dafür, daß ein Mann, dessen Sinnen und Trachten auf die höchsten geistigen Ziele gerichtet ist, unwillig wird, wenn das Kleinliche sich aufdringt, als ob es wichtig wäre. Ein Berühmter wird immer viele Eitle verletzen und den Beschränkten lächerlich erscheinen. Wenn Grillparzer durch die belebtesten Straßen Wiens oder in dem von Tausenden besuchten Prater einsam dahinschritt, den Kopf sinnend zur Seite geneigt, die Hände rückwärts gekreuzt und nichts und niemanden sah, zuweilen mit sich selbst redend wie in seinem einsamen Studierzimmer, da mochten manche ihm verwundert, wohl auch spottend nachschauen.

Monologische Naturen nennt Kant solche Menschen, die alles mit sich allein ausmachen. Die Leute haben ein anderes Wort dafür.

Und dieser ernste, in sich gekehrte Mann konnte heiter scherzen, wie kein zweiter, bald harmlos, bald voll köstlicher Satire. Dann erzählte er gern.

So gab er mir einmal Folgendes zum besten.

„Was man als Anekdote in der Schule gelesen hat, das kann man später wirklich erleben. In früheren Jahren machte ich, immer allein, häufig Ausflüge in Wiens herrliche Umgebungen. Eines Tages fuhr ich bei Greifenstein über die Donau. In denselben Kahn war mit mir ein schon bejahrtes Weib eingestiegen, das eine Butte voll Obst auf dem Rücken trug und stehen blieb. Ich sagte dem Weib, es solle sich doch niedersetzen wie ich und die Butte neben sich stellen. Die Antwort war: Was denken's denn, mein liaber Herr? D' Butten war ja viel z'schwar für die Zill'n. —"

„Ein andersmal strich ich durch die Gehölze um Dornbach. Da bemerkte ich auf einem mächtigen Baumast einen Mann sitzen, der ein großes Tintenfaß an einer Schnur um den Hals hängen hatte und so eifrig schrieb, daß er mein Näherkommen gar nicht gewahr wurde. Ich trat ganz an den Baum und erkannte in dem Manne — Ferdinand Raimund. Erstannt und lachend rief ich ihn an: Was machen Sie denn da? Wie sehen Sie denn aus? Ohne ein Zeichen von Überraschung erwiderte Raimund: 'Wie soll i denn ausschaun, wenn i auf d' Bam steig' und dicht'?' — Und ohne sich weiter um mich zu kümmern, schrieb er wieder und ließ mich gehen."

Nicht ohne Humor war auch die Art, wie er einen jungen Mann der Bühne abwendig gemacht hat. Ein kaum zwanzig Jahre alter Studierender der Wiener

Universität, aus guter Familie, schwärmte für Poesie und Theater. Grillparzer zeigte ihm freundliche Teilnahme, solange es sich nur um Verse handelte; aber als der junge Mann ihm den Entschluß, sich der Bühne zu widmen, eröffnete, fehlte es nicht an den eindringlichsten Gegenvorstellungen. Als diese fruchtlos blieben, beschloß Grillparzer — zu sehr Menschenkenner, um eine unüberwindliche Neigung mit Vernunftgründen bekämpfen zu wollen — den künftigen Garrik mürbe zu machen. Er verschwor sich mit dessen Vater und mit v. Holbein, dem damaligen Direktor des Wiener Hofburgtheaters. Unser Jüngling wurde unter dem Künstlernamen Adolphi als „Praktikant des Hofschauspiels" mit 25 Gulden Monatsgage angestellt. Vier Monate lang ließ er es über sich ergehen, nur Statistendienste zu verrichten und den Mortimer, Don Carlos und viele andere jugendliche Helden in seinem Busen zu unterdrücken. Er war noch nicht mürbe geworden. Im Winter 1840/41 kam ein Trauerspiel, ich glaube, „Elisabeth von England" war der Titel, zur ersten und — letzten Aufführung. Der Verfasser war eine Dame. Das Stück mußte, entgegen dem einsichtigen Rate des Direktors, auf „höheren Befehl" aufgeführt werden. Der Durchfall war zweifellos. Schon die ersten Szenen weckten die „Heiterkeit" des Publikums und diese stieg von Akt zu Akt. In dieser Stimmung des Publikums trat im dritten Akt Herr

Adolphi auf, als Soldat, und hatte nichts zu sprechen als: „Ja wohl, Herr Hauptmann." Das war seine ganze Rolle. Er sprach diese Worte mit einem Pathos, das eines Helden würdig gewesen wäre. Aber dieser englische Soldat war von dem — mitverschworenen — Garderobemeister in eine Hose und in einen Waffenrock gesteckt worden, die für den langen Herrn Adolphi viel zu kurz waren. Dieses Kostüm und jenes Pathos entschieden über das Schicksal des Künstlers — er wurde ausgelacht. Wie sinnlos lief er in die Garderobe, kleidete sich um, stürmte aus dem Theater in die Nacht hinaus, durch alle Straßen der Stadt, bis er später, völlig erschöpft, das Elternhaus suchte und am folgenden Morgen dem Vater seinen Entschluß erklärte, der Bühne zu entsagen. Herr v. Holbein, dem er sofort seinen Austritt anzeigte, lächelte diplomatisch; Grillparzer umarmte ihn — gestand ihm aber erst nach Jahren die Verschwörung. Diese etwas drastische Kur hat aus einem talentlosen Jünger der Thalia einen würdigen Priester der Themis gemacht.

„Wer Kunst und Wissenschaft besitzt, der hat Religion." Im Sinne dieses Ausspruchs von Goethe hatte Grillparzer Religion. Was den Kultus betrifft, dachte er darüber als ein alter Josefiner. Einmal äußerte er zu mir: Kranke pflegen und trösten, ist gewiß ein edler Beruf, ein Werk der Selbstverleugnung und Selbstaufopferung. Und dafern ein Frauenzimmer

allein steht und in der Welt niemanden hat, dem es Liebe und Dank schuldig ist, dann kann man es nur loben und bewundern, wenn es barmherzige Schwester wird. Wer aber Vater, Mutter, Bruder oder sonst wen hat, der im Alter und in der Krankheit Hilfe von ihm erwartet, setzt durch den Eintritt ins Kloster mit Unrecht eine nähere Pflicht der entfernteren nach.

Wenn es wahr ist, daß seine Umgebung den Empfang der Sakramente der Sterbenden von ihm ferne hielt (obgleich der Partezettel dawider zeugt), so mochte man kaum gegen seine Überzeugung gehandelt haben.

Als ich mit Grillparzer bekannt wurde, zählte er noch nicht fünfzig Jahre, er schien aber älter, auch kleiner, als er war. Das kam von seiner gebeugten Haltung des Oberkörpers und Neigung des Kopfes auf die rechte Seite.

Obgleich er sich in seiner Jugend durch alle Arten von körperlichen Übungen abgehärtet hatte, zeigte er sich oft empfindlich gegen ein rauhes Lüftchen. Er wurde nicht müde, über den Wiener Schuster zu klagen, der ihm für die Orientreise enge Schuhe gemacht hatte. Dieses grämliche „Raunzen“, wie man es in Wien nennt, über leibliches Unbehagen war aber vielleicht nur ein Mittel, seinem Unmut über Dinge, die er nicht erwähnen wollte, Luft zu machen.

Was er hie und da in seinen Werken über allerhöchste Personen sagte, war ein noch mildes Urteil im Vergleich zu seinen Äußerungen im Verkehr mit vertrauten Personen. Ein Österreich ohne Habsburger vermochte er sich gar nicht zu denken und in diesem Sinne verschmolz sein Patriotismus mit seiner dynastischen Treue. Aber die Regierungen unterwarf er seinem kritischen Verstande. Wenn er in einigen seiner Gedichte so schrieb, daß seine Gegner ihn einen Hofpoeten schelten durften, so mag er wie Perikles gedacht haben, der die Athener wegen der Tugenden belobte, die sie nach seinem Wunsche haben sollten, um vollkommen zu sein.

Öfters traf ich bei Grillparzer einen Herrn, der mir wegen seiner körperlichen Derbheit ebenso unangenehm war wie wegen seiner vertraulichen Art, mit dem Dichter zu reden. Dieser verwendete ihn, wohl nicht ohne Entgelt, zur Besorgung verschiedener kleiner Angelegenheiten, die ihm, Grillparzer, stets lästig war. Als man ihn darauf aufmerksam machte, daß dieser Herr ihn übervorteile, antwortete er: „Wenn nicht der mich hintergeht, so tut es ein anderer.“ Derselbe Herr spielte auch gern den Verehrer der Kunst. Eines Tages war er, als ich eintrat, eben fortgegangen. Grillparzer lachte herzlich und sagte zu mir: „Gestern erst hat er im Goethe gelesen: ‚Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen.‘ Und um

mir das zu sagen, ist er heute eigens zu mir gekommen!"

In den letzten Jahren, als Grillparzer bei den drei Schwestern Fröhlich wohnte — versteht sich: in einer besonderen Abteilung — öffnete dem Besucher ein Dienstmädchen, welches auf die Frage, ob Grillparzer zu Hause sei? in der Antwort immer nur von „unserem Hofrat" sprach. Sie war weder jung noch schön, aber von einnehmender Freundlichkeit; sie fühlte es mit Stolz, bei einer solchen Herrschaft zu dienen. Einmal, als ich bei Grillparzer war, trat sie mit einem Glas Wasser in das Zimmer. Nachdem sie sich entfernt hatte, schaute er ihr mit dem ihm eigenen wohlwollenden Lächeln nach, und zu mir gewendet, sagte er: „Unser Edelstein." — Nie habe ich Grillparzer in einem Schlafrock getroffen. Zu Hause trug er eine Jacke von verschossener grauer Farbe und von höchst fragwürdigem Schnitt. Da er selbst darüber zu spötteln pflegte, so blieb den anderen nichts übrig, als die Sache in der Ordnung zu finden.

Im neuen Rathause in Wien ist ein Grillparzer-Zimmer mit den Einrichtungsstücken, die sein Wohn- und zugleich Studierzimmer enthielt. Ob sich wohl auch der kleine Balsac dort befindet, der neben dem Lehnstuhl des Dichters, unweit seines Schreibtisches stand? Ein Balsac, so klein, daß er für ein Kind von vier bis fünf Jahren gepaßt hätte. Dieser winzige Balsac

muß seine Geschichte haben. Ich wagte nie, Grillparzer oder Fräulein Fröhlich darüber zu befragen.

Grillparzer gesteht an mehreren Stellen seiner Werke, daß er ungern jemanden verpflichtet sei. Zu seinen wärmsten Verehrern gehörte sein Hausarzt Dr. Preiß. Weil aber dieser nie ein Honorar von ihm annehmen wollte, so „bleibe ich lieber gesund“, meinte der alte Herr. Als Grillparzer, schon hochbejahrt, infolge eines Sturzes schwerhörig geworden war, erzählten mir die Schwestern Fröhlich, wie er sich jetzt erinnere, es Beethoven verübelt zu haben, daß dieser über den Verlust seines Gehörs seinen Unmut in jener ungestümen Weise äußerte, die dem Temperament des berühmten Komponisten eigen war. Grillparzer bedauerte nun sein damaliges strenges Urteil und trug das gleiche Unglück mit Ergebung, wenn auch nicht ohne Klage.

Im gewöhnlichen Verkehr sprach Grillparzer jenes „Wienerisch“, welches unter den Gebildeten in Wien üblich ist und sogar den Fremden nicht mißfällt; dasselbe ist vom Hochdeutschen ebenso entfernt wie von der Mundart des gemeinen Volkes. Aber im Umgang mit Fremden oder in erregter Stimmung sprach er ein reines Deutsch und im Eifer konnte er seine Umgebung so übersehen, daß es zuweilen schien, als spräche er mit sich.

Nicht leicht ist ein Mann von der Bedeutung Grillparzers in der Stadt, wo er geboren ward und

80 Jahre lang rühmlich wirkend gelebt hat, so unrichtig beurteilt, ja verkannt worden wie eben er. Es galt als ausgemacht: „Grillparzer ist ein Menschenfeind." Wohl wahr, er liebte die Einsamkeit, befand er sich doch da in vortrefflicher Gesellschaft mit seinen Gedanken und mit seinen Büchern. Auch wich er gern der müßigen Neugier und der Aufdringlichkeit aus — wer dürfte ihm das verübeln? Aber gewiß war selten ein großer Mann so zugänglich wie Grillparzer, besonders der Jugend und den Strebenden. Wenn an die Türe seines stillen Gemachs gepocht wurde, klang das „Herein!" seiner weichen Stimme so freundlich (mit dem leisen Anklang einer Frage), als wüßte er, es werde jetzt ein angenehmer Besuch eintreten. Und auch den Unwillkommenen ließ er nicht gerne fühlen, daß er Störung bringe. Obgleich eben durch den Besuch aus dem Denken, Lesen oder Schreiben herausgerissen, ging er mit bereiter Teilnahme auf das Anliegen auch eines Fremden ein, oder wußte den Bekannten durch sein lebhaftes, stets lehrreiches Gespräch zu fesseln. Ein herzliches „Leben Sie recht wohl!" bekam fast jeder auf den Weg mit.

Er war die Nachsicht selbst, wenn er mit unzulänglichen Kräften nur guten Willen gepaart fand; freilich über ihm gefährlich scheinende Richtungen oder gar über Gemeinheit konnte er mit flammendem Eifer, auch mit tiefer Bitterkeit reden. Über sich selbst und

sein Wirken war er, wo er Vertrauen zeigen durfte, keineswegs verschlossen, immer voll Bescheidenheit, doch auch nicht ohne Selbstgefühl.

Hatte er eine launige Stunde, so pflegte er, was ihm sonst verdrießlich war, wohl auch mit einem schalkhaften, zuweilen mit einem derberen Worte abzutun.

Eine Sonderlichkeit Grillparzers, unter der er selbst am meisten litt, war, sich stets für weniger gesund zu halten, als er wirklich war. Schon mit fünfzig Jahren klagte er über Abnahme des Gedächtnisses — während er doch seine Umgebung oft in Erstaunen setzte, wenn er die getreueste Auskunft über historische Daten älterer und neuerer Zeit wie keiner sonst zu geben wußte. Ebenso klagte er über schlechtes Augenlicht, las aber griechische Bücher — ohne Brillen.

Von den Czechen sagte er: „Die ganze Nation geigt und bläst und hat doch keinen einzigen großen Musiker aufzuweisen."

War er human? Seltsame Frage! Seine Herzensgüte wurde oft mißbraucht — sogar von Blutsverwandten, wie sein Testament beweist. Er schalt und — erzeigte wieder Wohltaten. Doch widerte ihn, wie jede Übertreibung, auch die philanthropische an. In solchem Sinne sind folgende sonst zu herb klingende Worte zu verstehen: „Ich glaube, die Menschen sind bestimmt, einander aufzufressen. Das Gehenktwerden tut nicht weh. Immer besser, als Jahre lang am Krebs oder

ähnlichem zu leiden. In dieser Hinsicht bin ich Tyrann. Das erste Mal soll man milde strafen. Wer aber öfters stiehlt und dergleichen, dem gehört der Strick. Kaiser Josef hat die Todesstrafe abgeschafft, dafür Verschärfungen eingeführt, wie Schiffziehen. Das ist noch härter. Wer sich wie eine Bestie beträgt, soll auch als solche behandelt werden. Und in Turin wollen sie jetzt die Todesstrafe abschaffen (1865)! In Italien! Unter diesen Banditen! Humanitätsschwindel!"

Nebenbei sei bemerkt, daß auch Schiller nicht zu den Gegnern der Todesstrafe gehörte.

Schonender als Grillparzer konnte kaum jemand Irrende aufrichten. Einen jungen Mann, der trotz mahnenden Abratens seine Bahn verfehlt und dies zu spät erkannt hatte, tröstete er mit dem Zuspruch: „Wer Verstand hat, will selbst erfahren, sonst ist er nicht überzeugt."

Einem jungen Poeten, der „Mohamed" dramatisch bearbeiten wollte, aber seiner unerfahrenen Jugend wegen schüchtern um Rat fragte, antwortete er: „Auch mich hat dieser Stoff angezogen, aber stets schien er mir etwas unzugänglich. Doch versuchen Sie es! Hier kann die Erfahrung durch Begeisterung ersetzt werden. Denken wir an den Faust des jugendlichen Goethe!"

Weniger war bekannt, welch gründliche Musikkenntnisse Grillparzer besaß. Auf dem Klavier war er nahezu Meister. Eine kleine Komposition und der Bei-

fall, den er damit bei einem von ihm hochgeschätzten Kenner fand, freute ihn fast mehr, als der Erfolg eines seiner Dramen. In den letzten Jahren, seit er infolge eines Sturzes schwerhörig geworden, empfand er es schmerzlich, daß sein Klavier unberührt stehen mußte.

Für den später als Kaiser so unglücklichen Erzherzog Max hegte er die wärmste Teilnahme, sowie auch dieser stets die höchste Verehrung für den Dichter und Patrioten Grillparzer an den Tag legte. Pietätvoll bewahrte der letztere einen Lorbeerkranz, den einst der noch jugendliche Prinz im Schönbrunnengarten gepflückt und gewunden und ihm mit einem sinnigen Gedichte übersendet hatte.

Viel wurde seinerzeit über des Dichters Gegnerschaft mit Halm gefabelt. Allerdings kränkte es Grillparzer, der die Stelle eines Direktors der Hofbibliothek als die einzig ihm wünschenswerte bezeichnete, selbe nicht erhalten zu haben und sich dem Baron nachgesetzt zu sehen. Aber jene Gegnerschaft ist älteren Datums als diese Bewerbung und galt nicht dem Menschen, sondern dem Dichter Halm. Über dessen Arbeiten äußerte er schon im Jahre 1842: „Halm wird ein Effekthascher werden und kaum mehr die Wahrheit treffen. Es fehlt ihm gänzlich an dramatischem Verständnis; er versteht nur auszuführen — es ist ein Zufall, wenn er einen passenden Stoff findet. Er

wird es nie weiter bringen." — Und bei einer späteren Gelegenheit (1843): „Es ärgert mich, daß Halm seinen „Sampiero" in Prosa schrieb. Das zeigt, daß er keinen inneren Halt hat." — Und endlich im Jahre 1847 über Halms „Donna Maria da Molina": „Ich habe das Original gelesen, wonach Halm sein neuestes Stück bearbeitet hat. Nun, und da hab' ich denn gesehen, daß jenes eines von den Stücken ist, die man ebensowenig wie die Shakespeareschen bearbeiten soll. Dann hat Halm aus dem „Don Diego", der im Original der einzige Held ist, einen faden Schmachtling gemacht und überhaupt ist dessen Verhältnis zu „Maria", wenigstens nach meiner Empfindung, ein ekelhaftes, sinnlich-sentimentales. Ich halte das Stück für ganz schlecht." — Nach seiner Rückkehr aus dem Orient rief er mit patriotischem Schmerz: „Es war mir, trotz allen Mühsalen, einiger Trost, ein Land zu sehen, wo es noch trauriger aussieht als bei uns!" — Ob Freiheit von Amt und Dienst ihm zuträglich gewesen wäre? Er selbst erzählte einmal: „In jungen Jahren ging's mit dem Dichten am leichtesten, wenn ich vielbeschäftigt war. Als ich beim Gefällsgericht von früh bis abend Schmugglergesindel verhören mußte, kamen mir die besten Einfälle — bessere als später bei mehr Muße." Auf „Komödianten" war er nicht gut zu sprechen, setzte aber bei: „Am Ende ist's ein Stand wie ein anderer und ein tüchtiger Schauspieler ist

aller Achtung wert. Aber Leute mit poetischen Anlagen sind sehr selten gute Schauspieler geworden. Holtei hatte die glänzendsten Verhältnisse aufgegeben, um Schauspieler zu werden, und gestand zuletzt, daß es der unseligste Schritt seines Lebens war. Ist denn ein Händeklatschen soviel wert?" Über den Hofschauspieler Korn tat er den Ausspruch: „Er war anfangs ein rein empfindender Mensch, dann wurde er ledern — aus Eitelkeit." Als die Hofschauspielerin Peche sich ganz dem Schmerze über den Tod ihres Kindes hingab und einige Zeit von der Bühne sich zurückzog, äußerte Grillparzer: „Wäre sie noch bei einer wandernden Truppe, so müßte sie spielen und würde sich trösten oder doch zerstreuen. Aber bei ihr kommt der Aberglaube dazu, der Verlust ihres Kindes sei eine Strafe Gottes für — was weiß ich was?" Unmittelbar nach einer Reichsratssitzung, in welcher „Viel Lärm um Nichts" aufgeführt worden war, rief er halb verdrießlich, halb scherzend: „I nu! Man muß fürs Vaterland nicht nur sterben, sondern auch sich langweilen können!" — Große Achtnng hegte er (was bei Poeten nicht häufig) für Fachgelehrte. So sagte er einst zu Hammer-Purgstall: „Ihnen höre ich immer mit offenen Ohren und — offenem Munde zu."

Eines Tages zeigte er mir ein altes Buch, in dem er bei meinem Eintritt eben gelesen hatte, und bemerkte: „Es ist doch sonderbar, mit wie wenig Rück-

sicht die alten spanischen Schriftsteller, in deren Werken doch Religion, eigentlich Wunder- und Aberglaube, eine so große Rolle spielt, zuweilen geistliche Personen behandeln. Da kam mir vor einiger Zeit diese alte Komödie zur Hand — Titel und Verfasser unbekannt, denn das erste Blatt fehlt. Schon der Name der Hauptperson, der Oberin eines Klosters, ist anstößig; sie heißt nämlich mater Circumcisio. Und in dieser Art geht es fort durch das ganze Stück. Aber man muß lachen und eine schlimmere Absicht mochte der Verfasser wohl kaum gehabt haben. Die Italiener in ihren alten Novellen machen es nicht besser."

Über „Ein Bruderzwist in Habsburg" äußerte Grillparzer zu mir: „Von den Gründen, die mich bestimmten, dieses Stück zurückzulegen, war einer der, daß am Schluß Wallenstein und die Aussicht auf den dreißigjährigen Krieg erscheint — eine Vorhersagung post festum, die ich z. B. an Halms Trauerspiel „Sampiero" selbst getadelt habe." .....



21. Karl Emil Franzos. 1894.

Bauernfeld und Grillparzer.

Von **Karl Emil Franzos.**

Bauernfeld hat sich über Grillparzer, den Dichter wie den Menschen, nie in längerer und eingehender Darstellung ausgesprochen. Derlei lag ja überhaupt nicht in seiner Art. Lange schwankte er sogar, ob er seinen Verkehr mit dem größeren Genossen überhaupt schildern sollte. Unser erstes Gespräch über Grillparzer schloß mit den Worten: „Ich tu's nicht!“

Dieses Gespräch — es war zugleich das erste eingehende, das ich überhaupt mit Bauernfeld hatte — fällt in den Spätherbst 1876. Seine Äußerungen waren mir so interessant, daß ich sie in mein Tagebuch eintrug und daher ihren Inhalt hier wiedergeben kann.

Von Grillparzers Lyrik wollte er nicht viel wissen, der schönen Gedichte seien „höchstens zwanzig“ und darunter obendrein nur wenige rein lyrische. Die übrigen entstelle eine harte Form; daß Grillparzer wenig oder gar nicht gefeilt, räche sich doch sehr. „Ich begreife den Weilen nicht,“ fügte er bei, „warum hat er nicht

besser gesichtet?" Da konnte ich nicht zustimmen, betonte vielmehr, daß Weilen meines Erachtens im Gegenteil mehr, daß er Alles hätte geben müssen. Besser verstanden wir uns bezüglich der Dramen. Als ich auf seine Frage erwiderte, daß ich „Ottokar" zuhöchst stellte, nickte er zustimmend: „Freilich! Nach Schiller und Goethe ist nichts geschrieben worden, was an diese drei ersten Akte heranreicht"; in der Form zog er aber „Sappho" vor; die Schlußszenen des ersten, die Eingangsszenen des zweiten Aktes enthielten die schönsten Verse, die Grillparzer je geschrieben. Auch für die „Ahnfrau" hatte er sehr warme Worte; sie sei doch „als Talentprobe einzig, wenn es nicht die 'Räuber' gäbe". Hingegen habe er „zum 'Treuen Diener seines Herrn' nie ein rechtes Verhältnis gewinnen können", jetzt möge er es gar nicht mehr lesen, besser gehe es ihm natürlich mit des „Meeres und der Liebe Wellen", aber auch da finde er nur Einzelnes, namentlich die Gestalt der Hero, bewunderungswürdig. Die Vließ-Trilogie wieder stellte er hoch, aber sie sei „in ihrer Theaterwirkung durch falsche Pietät behindert. Zusammenstreichen müßte man sie und an einem Abend geben."

Ich fragte um seine Ansicht über die Nachlaßdramen.

Vieles habe ihn interessiert, war die Antwort, aber entzückt Weniges. „Esther" freilich, das sei lautere

Poesie, aber doch schon gedruckt gewesen. Er habe die anderen Stücke schon durch Grillparzer im Manuskript kennen gelernt zu Beginn der Sechzigerjahre, aber von der Aufführung abgeraten. „Ein Bruderzwist in Habsburg“ sei ja sehr merkwürdig, schon weil in der Gestalt des Rudolph „so viel Selbstcharakteristik stecke“, wie sonst vielleicht nur im „Faust“, aber die Hand, die im „Ottokar“ das Detail gebändigt, erweise sich hier ohnmächtig. Mit der „Jüdin von Toledo“ sei es ihm sonderbar gegangen. Als er das Stück vor vier Jahren gelesen, sei er namentlich durch die Exposition geradezu geblendet gewesen und erst am Schlusse ernüchtert worden, immerhin sei ihm das Stück als „sehr interessant“ in Erinnerung geblieben. Aber bei der Aufführung vom Jahre 1873 habe er sich nachträglich sehr über sich geärgert und gar nicht begriffen, wie ihn das Stück habe fesseln können. Allerdings sei die Darstellung sehr mittelmäßig gewesen — er gebrauchte einen höchst drastischen Ausdruck — aber daran allein könne es nicht liegen.

Ich fragte, ob er sein Urteil veröffentlichen wolle.

„Nein!“ war die Antwort. „Früher war Grillparzer zu wenig anerkannt; wer ihn aber jetzt kritisierte, würde am Ende als Neidhammel gelten. Auch müßte man motivieren, warum er nur ein Torso geblieben ist, und das lenkt zum Menschen Grillparzer zurück, was nun gar ein heikles Thema ist.“

Darauf erzählte er von seinem Verkehre mit Grillparzer. Was er da mitteilte, war so interessant, daß ich ausrief: „Aber das *müssen* Sie schreiben, es ist ja Pflicht!“

„Ich mag aber nicht lügen!“ fuhr er auf. „Spreche ich von meinem Verkehre mit ihm, so tun's die paar Anekdoten nicht; ich muß sagen, wie er war und warum er ein Torso geblieben ist. Und da müßte ich die Hauptsache verschweigen. Man schuldigt die Metternicherei an, die Zensur, die Kritik, seine hypochondrische Anlage. Richtig! Aber das Wichtigste war doch das qualvolle Verhältnis zur Kathi! Hätte er die Courage gehabt, sie zu heiraten oder in Gottes Namen ohne Heirat zu besitzen — dann wär' er trotz Metternich und Zensur ein Ganzer, Großer geworden! Jahrzehntelang sinnlich begehren und vergeblich schmachten, das ertrage Einer straflos! Glauben Sie mir: daß die Zwei nicht zusammengekommen sind, ist das größte Unglück, das die deutsche Literatur in diesem Jahrhundert betroffen hat. Aber das kann ich doch nicht schreiben; da kratzen mir ja die Parzen (die Schwestern Fröhlich) die Augen aus! Und halbe Andeutungen sind mir ein Gräuel!“

Ich suchte zu widersprechen; er wollte nichts davon hören. Darum war ich ebenso erstaunt wie erfreut, als er mir einige Wochen später sagte: „Ich will die Skizze über Grillparzer schreiben. Aber so vorsichtig

ich sein werde, Sie werden sehen, die Parzen kommen über mich!“

In der „Neuen Freien Presse“ vom 6. Januar 1877 erschien dann das Feuilleton „Verkehr mit Grillparzer“. Es gehört zu Bauernfelds besten Aufsätzen und ist bei aller Wahrheitsliebe mit feinstem Takt geschrieben. Sicherlich ging es den meisten Lesern wie mir: wir freuten uns des Gebotenen und sahen der Fortsetzung, welche die Schlußzeilen in Aussicht stellten, mit Spannung entgegen.

Aber diese Fortsetzung erschien nicht. Als ich Bauernfeld einige Monate später, im Sommer 1877, in Ischl danach fragte, erwiderte er unwirsch: „Kommt niemals!“

„Warum nicht?“ fragte ich.

„Weil die Parzen schon wegen des ersten Artikels über mich gekommen sind und sich die Fortsetzung verbeten haben!“

„Aber das ist ja fast unmöglich!“

„Bei Weibern ist nichts unmöglich! Die Kathi hat mir einen Brief geschrieben, als ob ich der X wär’. (Er nannte den Namen eines Journalisten, dem arge Indiskretion, auch gelegentliche Erpressungen nachgesagt wurden.) Ich hab’ ihr zwar darauf meine Meinung gehörig gesagt, aber geschrieben wird nun nichts mehr!“

Zehn Jahre später fand ich den Brief unter seinen Papieren. Er wurde beim Vorlesen ebenso grimmig

wie einst und gebrauchte einen drastischen Ausdruck, den ich nicht hersetzen mag. „Den Brief können Sie nach meinem Tode drucken," entschied er. „Dann erfahren doch die Leut', wer damals im Recht war!"

Aber darum allein veröffentliche ich ihn nun nicht, sondern weil er auch von sachlichem Interesse ist .....

Nun der Brief Katharina Fröhlichs an Bauernfeld. Er lautet:

„Wien, 9. Januar 1877.

Lieber Freund Bauernfeld!

Was Sie in Ihren Erinnerungen, die ich in der „Neuen Freien Presse" vom 6. d. M. gelesen, von Grillparzer sagen, hat mich schmerzlich berührt. Ihre Beurteilung seines Charakters ist, wenn auch im Ganzen ziemlich richtig, doch in einigen Zügen zu hart, selbst schonungslos, in manchen sogar unrichtig; und wenn sie der arme Grillparzer noch lesen könnte, würde er in dem, der sie aufgezeichnet, schwer einen Freund erkennen. Bei allem Selbstbewußtsein lag ihm kleinliche Eitelkeit ferne; daß der Poet nicht zum Tee beim Minister erschienen, lag nur in seinem Naturell und Lope de Vega las er nie abends, für den er eine leichtere Lektüre aufsparte; und ob er bei dieser zuweilen eingeschlafen, ist mir nicht bekannt, ich bezweifle es aber. Was Sie sonst über ihn sagen, sind Ihre

individuellen Ansichten, die Sie zu vertreten haben und auf die ich nicht näher eingehen will. Nur der Schlußsatz Ihres Aufsatzes: „Die Art und Weise, wie Grillparzer mit seiner Jugendfreundin verkehrte, ist interessant und eigen und ich behalte mir vor, darüber gelegentlich Einiges mitzuteilen“, bestimmt mich, Sie, wie schon früher einmal mündlich, hiemit schriftlich zu ersuchen, als Gelegenheit zu diesen Mitteilungen meinen und meiner Schwestern Tod abwarten zu wollen.

Sie haben bei manchem Anlasse noch bis in die jüngste Zeit sich uns als Freund erwiesen und darum hoffe ich mit Zuversicht, daß Sie diese meine Bitte berücksichtigen werden. Wir leben seit vielen Jahren so zurückgezogen und außer allem Verkehr mit der Welt, so daß wir uns wünschen, ganz vergessen zu werden. Wie aber ist dies möglich, wenn man die Erinnerungen an unsere Jugendzeit wieder weckt, wenn man Familienszenen — gleichviel ob freudige oder traurige — die nur den Freunden bekannt waren, deren viele sie mit sich zu Grab getragen haben, nach einem halben Jahrhundert dem großen Publikum vorführt. Ich bitte Sie, tun Sie es nicht.

Denken Sie an unsere schwer kranke älteste Schwester, die dadurch peinlich berührt würde und der jede Aufregung gefährlich werden kann. Käme

dazu noch, daß Ihre Erinnerungen doch nicht ganz so genau sein könnten als die Annas, deren enormes Gedächtnis frisch erhalten ist, so würden daraus Konflikte entstehen, welche die Zahl der Tage meiner armen Schwester noch verkürzen könnten.

Darum ersuche ich Sie nochmals dringend, auf das Verhältnis Grillparzers zu dem „vorzüglichen weiblichen Wesen“, wie Sie es nennen, in Ihren Erinnerungen nicht näher einzugehen. Mit freundlichem Gruß Ihre ergebene

Kath. Fröhlich.

Auf den Brief hatte Bauernfeld geschrieben: „Diesen albernen Brief mündlich und nach Gebühr beantwortet.“

„Es war wohl ein scharfes Gespräch?“ fragte ich.

„Und ob!“ erzählte er. „Ich habe ihnen gesagt: Da Ihr's wollt, so schweig' ich, nicht aus Furcht vor dem ‘enormen, frisch erhaltenen Gedächtnis der Anna’ — denn vertrottelt bin ich auch noch nicht und hab' außerdem meine Tagebücher — sondern weil Ihr's wollt. Es ist aber nicht klug und nicht recht von Euch, daß Ihr's wollt. Einem Mann wie Grillparzer so nahe gestanden zu sein, ist ein Schicksal, das macht die Kathi zu einer historischen Gestalt. Deshalb, weil ich schweige, ist die Sache nicht aus der Welt gebracht.“ Darauf meinten sie, in Gottes Namen nach ihrem Tode, sie

wären schon so alt und würden bald sterben. Darauf ich: „Bin etwa ich ein Jüngling? Wenn ich sterbe, ohne geredet zu haben, so werden Andere reden, die weniger wissen als ich und minder wohlwollend und gerecht sind.“ Darauf meinte die Anna: „Das sind Sie auch nicht, das zeigt dieser Artikel.“ Ich: „Wieso?“ Da kommt sie mir wieder mit dem Lope! „Er ist aber wirklich oft darüber eingeschlafen,“ sag' ich. „Ich hab's von ihm selber!“ Darauf die Kathi: „Aber so was schreibt man nicht! Und nun gar das vom Minister Goethe.“ Darauf ich: „Freilich war der Goethe auch ein Minister. Es hat mich sehr gefreut, daß Sie ihm schon in Ihrem Brief den rechten Titel geben! Aber daneben war er auch ein Mensch und ein Dichter! Glauben Sie, daß sein Urteil über Andere nicht durch Persönliches entstellt war? Glauben Sie zum Beispiel, es ist seine objektive Meinung, wenn er Klinger über Lenz stellt?! Der Lenz hatte ihn eben geärgert, der Klinger nicht! Ganz wie den Grillparzer der Goethe geärgert hat und der Schiller nicht! Es ist Alles wahr, auch daß er die Deutschen wegen des Shakespeare gehaßt hat, wie es wahr ist, daß er Mozart über Beethoven stellte, weil Beethoven die 'Melusine' nicht komponiert hat.“ Sie leugneten das Alles und meinten, selbst wenn ich dieser Meinung sei, so dürfte ich's nicht drucken lassen, denn ich sei sein Freund gewesen. Er habe immer gut von mir gesprochen, ich wüßte ja,

wenn ein neues Stück von mir gegeben worden, habe immer Eine von ihnen in's Theater gehen müssen und er habe sich jedes Erfolges gefreut. Darauf ich: „Wenn er über mich geschrieben hätte, hätte er auch die Wahrheit gesagt und vielleicht in anderem Tone als ich über ihn." Dann aber kam heraus, was sie an meinem Aufsatze am meisten geärgert hat: die Erwähnung seiner Neigung zu jenem schönen spöttischen Mädchen. Die Anna sagte: „Er ist nicht aus gekränkter Eitelkeit weggeblieben, sondern weil's die Kathi gewollt hat." Darauf ich: „Hat er sonst immer der Kathi gehorcht?" So ging's noch lange fort, bis wir endlich doch wieder als gute Freunde geschieden sind.

„Und Sie werden den Aufsatz nie schreiben?"

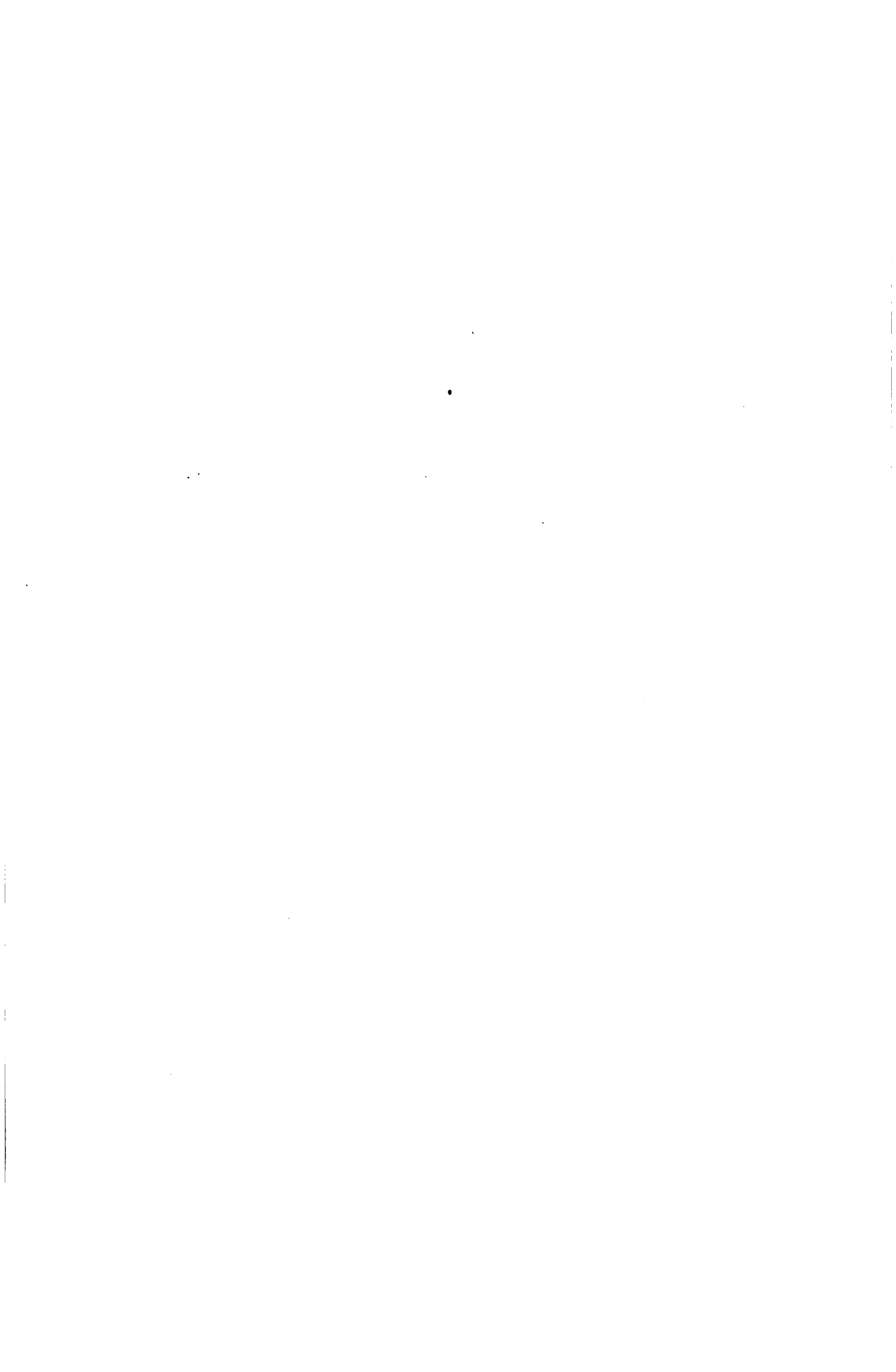
„Nein. Die Parzen haben mir die Lust daran verleidet und ohne Lust unternimmt man eine so schwere Arbeit nicht. Denn das wäre sie; es war ein höchst merkwürdiges Verhältnis, das sich nur aus dem Tiefsten beider Naturen erklären läßt. Daß es zuweilen bis zur Glühhitze gedieh, dafür haben Sie ja im 'Dichterbuch' selbst einen Beweis*) veröffentlicht, aber bis zu welcher Eiskälte es dann wieder hinabsank, dafür habe ich Beweise erlebt, die ich keinem Anderen

*) Ein unter dem Titel „Die Verlobten" erschienenes Liebesgedicht Grillparzers in Gesprächsform, welches allem Anscheine nach eine zwischen ihm und Katharina Fröhlich vorgefallene Szene schildert. Anm. d. Red.

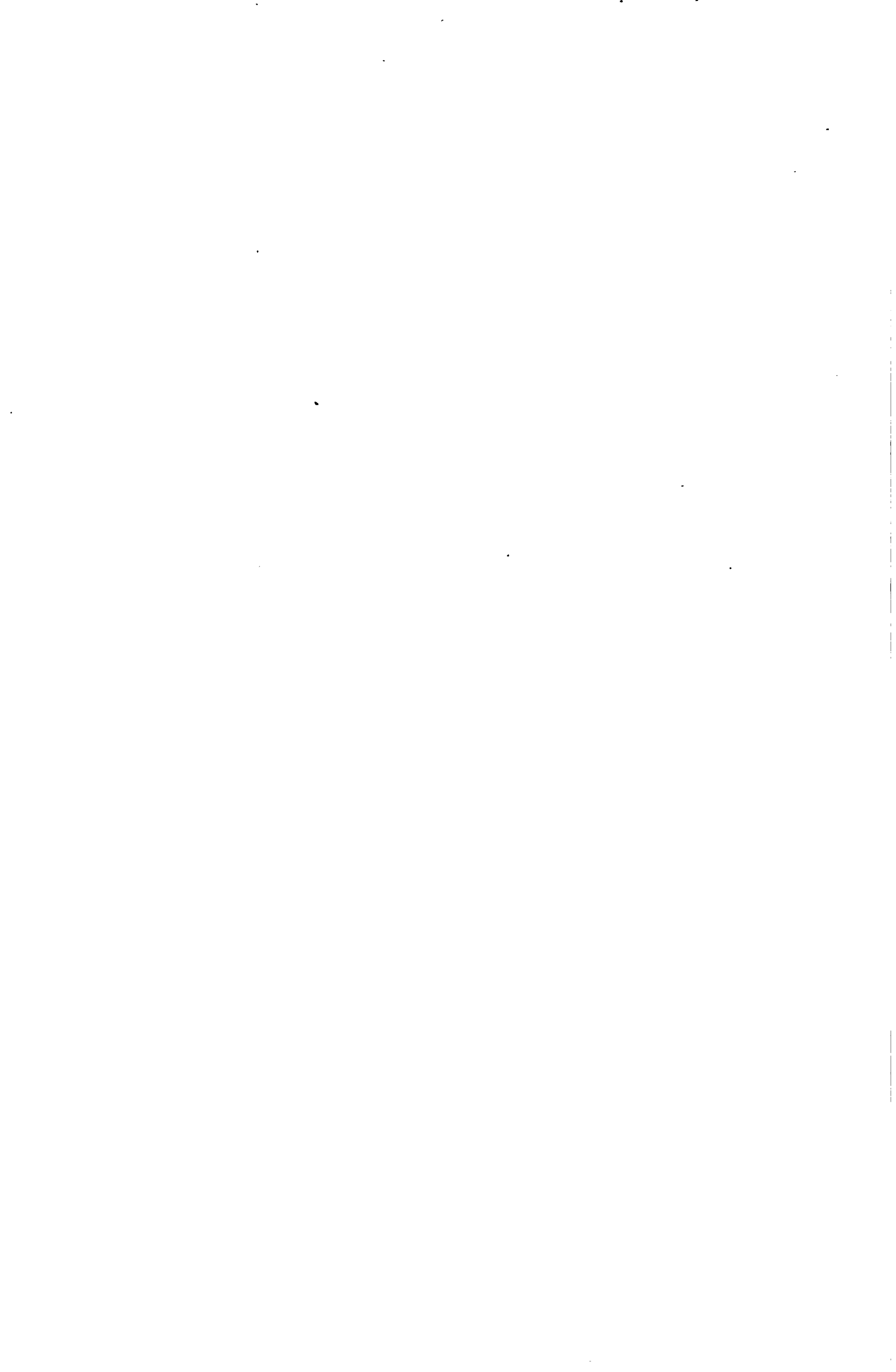
glauben würde, nur mir selbst. Man müßte Licht und Schatten gerecht verteilen, aber das hellere Licht fiele doch auf das Weib. Eine so große, unendliche Liebe, wie die der Kathi zu Grillparzer, habe ich nie im Leben gesehen, und was hat sie um ihn gelitten! Sie sagte mir einmal: 'Gottlob, daß es keinen zweiten Menschen gibt wie Grillparzer!' Das war im Guten und Bösen voller Ernst: sie vergötterte ihn und empfand oft genug ein Grauen vor seiner Natur. Auch sie hat ihn gequält, ja — aber nur, weil er sie quälte und weil ein Weib die ewige Unbefriedigung noch schwerer verträgt als der Mann.“ Und er zitierte nochmals jenen Ausspruch, was seines Erachtens das größte Unglück für die deutsche Literatur unseres Jahrhunderts sei.

Auch diese Unterredung habe ich mir am selben Tage in mein Tagebuch notiert, so daß auch im Wortlaute nichts Wesentliches anders lautet, als ich es gehört habe.





Anmerkungen.



Die unserer Sammlung zugrunde liegenden Drucke, die im folgenden einzeln verzeichnet und unter der Chiffer Or. zitiert werden, sind getreu wiedergegeben; nur die Orthographie wurde modernisiert und die Interpunktion etwas vereinfacht; dagegen sind alle bemerkenswerten Altertümlichkeiten oder Sonderbarkeiten der Schreibung sorgfältig beibehalten. Die Sperrung der Eigennamen und Dramentitel, welche in den Vorlagen gelegentlich vorkommt, wurde beseitigt. Belanglose Druckfehler sind ohne weitere Bemerkung getilgt; über wichtigere Verbesserungen geben die Anmerkungen Auskunft. Fehlerhafte Angaben der Berichterstatter wurden in der Regel nicht korrigiert, falsche Titelbezeichnungen, wie „Der Mönch aus Sardinien" S. 19, 1 oder „Das Kloster von Sandomir" S. 49, 9 f., 143, 5, Meerenburg S. 140, 6 absichtlich belassen; selbst falsche Daten wurden im Text nur dort berichtigt, wo sie als besonders störend empfunden wurden. Die folgenden Erklärungen beschränken sich auf das zur Sache Gehörige. Für die Namen genügt es, auf das ausführliche Register im Schlußband unserer Sammlung zu verweisen. Grillparzers Werke werden nach der fünften Cottaschen Ausgabe in 20 Bänden zitiert = Werke [5].

1. Alt- und Neu-Wien. Beiträge zur Beförderung lokaler Interessen für Zeit, Leben, Kunst und Sitte. (In zwanglosen Lieferungen.) Herausgegeben von Heinrich Adami. Drittes Bändchen. Wien 1841. Verlag und Druck von Anton Mausberger. Leipzig, in Commission bei Heinrich Hunger. S. 66—82: Österreichischer

Parnaß. Von Heinrich Ritter von Levitschnigg. 1. Franz Grillparzer.

4, 2 Raupach. 22, 23 Gluck.

6, 9 ff. Da Schreyvogel damals schon tot war, ist vielleicht an Feuchtersleben oder Enk zu denken. 25 Vielleicht Bauernfeld.

9, 4 Vgl. Börne über Houwalds „Feinde" (Schriften IV, 49): . . „über dem Trauerspiel hängt ein blauer Bühnenhimmel, mit Gewitterwolken symmetrisch befranzt, und überall atmet man den Duft des süßen Lavendelwassers, womit die zierliche Melpomene unserer Zeit sich Hände und Gesicht benetzt."

10, 17 1820] 1823 Or. 20 „Und nun für alle Zukunft lebe wohl": Schluß des Gedichtes „Trennung" (Werke [5] II, 220).

13, 7 Weibsbild] Weibebild Or.

11, 4 ff. Das Epigramm „Thespis alte Kunst ist hin" wurde zuerst von Zedlitz in seinem Nekrolog auf Schreyvogel mitgeteilt in der „Österreichischen Zeitschrift für Geschichts- und Staatskunde" von Kaltenbäck, 1835. Nr. 34. S. 135. Den Druck in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung" kann ich nicht nachweisen.

19, 9 ff. Der Ausspruch wird in die Zeit der ersten Aufführung von Halms 'Griseldis' fallen (30. Dezember 1835).

2. Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers. Von allem aber, was Fesseln scheut, kann nichts so wenig sie ertragen, als der Gedanke des Menschen. Friedrich v. Gentz. Leipzig. Otto Wigand. 1842. S. 34—39: 3. Literarische Epochen. — Diese Schrift Bauernfelds wurde am 11. Mai 1842 abgeschlossen und erschien anonym im Oktober desselben Jahres (Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft V, 99 f.).

3. Wiens poetische Schwingen und Federn. Von Hieronymus Lorm. Leipzig 1847. Friedr. Wilh. Grunow. S. 89—120: Zweite Abteilung. Franz Grillparzer. — Daraus abgedruckt:

Grenzboten 1846. IV. Nr. 44. S. 177—190: „Aus einer nächstens erscheinenden Schrift."

36, 22 ff. „Kennst du das Land?" Werke [5] II, 18 f.

48, 23 ff. Werke [5] III, 79.

49, 5 ff. Werke [5] III, 57.

4. Frankls Sonntagsblätter. 6. Jahrgang. 3. Jänner 1847. Nr. 1: „Franz Grillparzer. (Siehe das beigegebene Portrait.) Von J. S. Tauber." — „Gedenke mein! Taschenbuch für 1847. 16. Jahrgang. Wien und Leipzig" bringt Grillparzers Porträt. Grilhofer del., C. Kotterba sc. mit seiner Unterschrift und S. XV—XX eine anonyme Skizze „Franz Grillparzer", aus der hier nur zwei Sätze hervorzuheben sind. S. XVII: „Leider haben Verhältnisse mannigfacher Art ihn diesem [dem historisch vaterländischen] Gebiete entfremdet, und jetzt erst, nachdem manche Produktionen in früherer Weise zwischen liegen, wenn das Gerücht zu unserer Freude sich bestätigen sollte, ist er wieder mit einem historisch vaterländischen Trauerspiele, Rudolf II., beschäftigt"; S. XIX: „er würde, wenn ihm die Muse auch nicht gelächelt hätte, unsere größte Achtung als Gelehrter gewinnen, wenn er auch dieses nicht öffentlich manifestierte. Eine gründliche Kenntnis der alten und modernen Sprachen und ihrer Literaturen, der Geschichte und Philosophie, der geistvolle Blick eines Staatsmannes und ein edles, patriotisches Herz gewinnen ihm die Verehrung und Liebe eines jeden, dem es vergönnt ist, ihn näher kennen zu lernen."

57, 25 ff. Der Großhändler Gustav Figdor.

62, 9 ff. Wenn, wie man annehmen muß, hiermit Lorms Charakteristik in „Wiens poetische Schwingen und Federn" gemeint ist, so muß es außer dem oben verzeichneten Abdruck in den Grenzboten noch einen anderen bisher nicht beachteten in einer österreichischen Zeitschrift geben.

5. Album österreichischer Dichter: Nikolaus Lenau. Anastasius Grün. Franz Grillparzer. Friedrich Halm. .... Mit 12 Porträten. Wien 1850. Verlag von Pfautsch und Voß. S. 97—107: Franz Grillparzer. Unterzeichnet: Otto Prechtler. Darauf folgt mit kleinerer Schrift: „Die Herausgeber haben zu diesen Zeilen des Biographen nichts hinzuzufügen, als daß sie eben nichts weiter hinzuzufügen wagten, weil sie die Bescheidenheit Grillparzers kennen, der, wenngleich nicht unempfindlich für ein Wort freundlicher Anerkennung, das ihm unerwartet aus fremdem Munde zufließt, nichts weniger vertragen kann, als das öffentliche Lob aus dem Munde eines Freundes, insofern dasselbe auch nur möglicherweise für parteiisch oder unlauter gehalten werden könnte. Wir beschränken uns also, jedes Zusatzes, so schwer uns dies auch fallen mag, uns begebend, nur darauf, die in den nachfolgenden Gedichten getroffene Auswahl zu rechtfertigen. Obwohl nämlich G. am größten als Dramatiker ist, so haben wir doch auf eine Zusammenstellung von Probeszenen aus seinen dramatischen Werken verzichtet, teils weil sie so allgemein bekannt und in so vielfach wiederholten Auflagen („Die Ahnfrau", sechste Auflage. — „Sappho", dritte Auflage usw.) verbreitet sind, teils weil solche aus einem künstlerisch abgeschlossenen Ganzen herausgerissene Fragmente nie zum klaren Verständnisse dieses letzteren führen, sondern immer an jenen Sonderling erinnern, der als Musterstück für die Schönheit seines Hauses einen Ziegelstein davon zur Schau umhertrug. Wir zogen es daher vor, einige der schönsten, den Dichter vorzugsweise charakterisierenden, lyrischen Gedichte hier zusammenzustellen, und zum Beweise, daß wir über den Lyriker des Dramatikers nicht vergessen haben, eine weniger bekannte Szene aus einem Trauerspiele beizufügen, dessen baldiger Vollendung und endlicher Darstellung alle Freunde der Grillparzerschen

Muse seit Jahren mit Ungeduld entgegensehen." Es folgen die Gedichte: Abschied von Gastein (1818). Der Bann. Werbung. Kennst du das Land! (März 1819). Die Ruinen des Campo Vaccino. Am Morgen nach einem Sturm. (Im Molo di Gaeta.) Incubus. Beethoven (1827). Trennung. (Aus dem Zyklus: „Tristia ex Ponto".) Abschied von Wien (1843). Mein Vaterland (März 1848). Feldmarschall Radetzky (Juni 1848). Epigrammatisches. An eine wälsche Sängerin, als sie das Volkslied: „Gott erhalte" mit Variationen sang. Beruhigung. Der radikale Dichter. Pöbelliteratur. Jenny Lind. Dramatisches. Hannibal und Scipio. Szene aus einem unvollendeten Trauerspiele. — Das Porträt ist dasselbe wie zu Nr. 5. — Im Vorwort (unterzeichnet: Wien, im Mai 1850) sagen die ungenannten Herausgeber: „Bei Abfassung der Biographieen gingen wir von dem Grundsatze aus, daß Richtigkeit der Daten die Hauptsache, und somit mehr der faktische als der kritische Standpunkt festzuhalten sei; weshalb wir uns absichtlich an solche Schriftsteller wendeten, die einerseits, wegen ihrer Vertrautheit mit den Lebensverhältnissen der von ihnen biographierten, für die wünschenswerte Genauigkeit der Angabe einstehen, andererseits durch ihren anerkannten Ruf und durch die Nennung ihres vollen Namens für die Lauterkeit ihres Urteiles bürgen können." — Der Plan des Albums reicht in das Jahr 1847 zurück; wahrscheinlich sollte es im Herbst 1847 (für das Jahr 1848) ausgegeben werden. Am 22. April 1847 sandte A. Grün an Bauernfeld Materialien zu seiner Biographie (Nord und Süd 1877, II, 382 ff.). Damals scheint die Zensur Schwierigkeiten gemacht zu haben. Anfang 1849 ist die Arbeit wieder im Gang. Am 19. Januar 1849 billigt Grün in einem Brief an den Verleger die durch Bauernfeld getroffene Auswahl seiner Gedichte (Album S. 64); am 3. Februar 1849 schreibt er an

Bauernfeld über die von diesem geplante Umarbeitung seiner Biographie (Nord und Süd 1877, II, 389). Darf für Prechtlers Skizze ebenfalls Entstehung vor 1848 und Umarbeitung im Jahre 1849 angenommen werden? — Der Aufsatz wurde aus dem Album abgedruckt als „Beilage zum Morgenblatte der Wiener Zeitung", 18. Oktober 1849.

78, 13 „Beruhigung": Werke [5] I, 149.

80, 8 ff. „Mein Vaterland": Werke [5] II, 135.

6. Familienbuch des österreichischen Lloyd. Triest. 3 (1853), S. 370—380 unter der Rubrik: „Geschichtliches und Biographisches": Franz Grillparzer. Von Heinrich Laube. Darauf bezieht sich Grillparzers Epigramm aus dem Dezember 1853 (Werke [5] III, 188):

Mein Charakterbild von Dr. Laube.

Der Zeit vorauszugreifen ist jetzt die Mode,
Sonst sezierte man die Leute erst nach dem Tode.

Eine mündliche Äußerung Grillparzers aus Anlaß dieses Aufsatzes berichtet Frankl an A. Grün, 13. Februar 1874, Briefwechsel, S. 334 f. (In der zweiten Abteilung unserer Sammlung unter dem Jahre 1853 abgedruckt.)

102, 6 ff. und 104, 11 ff. Universal-Lexikon der Gegenwart und Vergangenheit .... hg. von H. A. Pierer..... 2., völlig umgearb. Aufl. (3. Ausg.) 13. Band. Altenburg. H. A. Pierer. 1843. S. 63[b]: Grillparzer (Franz), geb. 1790 zu Wien; Praktikant bei der Hofkammer, seit 1819 Privatsekretär der Kaiserin, 1823 systematisierter Hofkonzipist, 1832 Archivdirektor der kaiserl. Hofkammer; schr[ieb] die Tragödien: Die Ahnfrau (eine Schicksalstragödie, teils deshalb, teils weil ein Geist der Held des Stücks ist, mehrfach getadelt), Wien 1817, 5. Aufl. ebd. 1832; Sappho, ebd. 1819, 3. Aufl. ebd. 1832; Das goldne Vließ, eine dramat. Trilogie, ebd. 1822; Ottokars Glück u.

Ende, Wien 1825; Ein treuer Diener seines Herrn (ein des Servilismus angeklagtes Drama), ebd. 1830; Melusina, romant. Oper, ebd. 1836; Der Traum ein Leben, dram. Märchen, ebd. 1840; Des Meeres u. der Liebe Wellen, Trauersp., ebd. 1840; Weh' dem, der lügt! Lustsp., ebd. 1840; er lieferte auch einzelne lyr. Gedichte in den Taschenbüchern: Aglaja, Rheinblüthen rc. (Pr. u. Jb.).

120, 1 ff. Dieses Testament lautet:

Mein letzter Wille.

Da im gegenwärtigen Augenblicke niemand, vor allem kein ehrlicher Mann, sicher ist, gewaltsam zugrunde zu gehen, oder wenn ich auch sonst natürlichen Todes verbleichen sollte, so setze ich zu Erben meiner Hinterlassenschaft meine beiden Brüder Karl und Kamillo Grillparzer zu gleichen Teilen ein.

Hievon nehme ich jedoch meinen schriftstellerischen Nachlaß, d. h. alle meine Papiere und Schriften, bereits dem Druck übergebene und ungedruckte, aus. Diese mit dem Rechte, sie zum ersten Male drucken oder wieder drucken zu lassen und mit dem Honorar zu eigenem Vorteil zu disponieren, vermache ich dem Fräulein Katharina Fröhlich, Schwester der Gesanglehrerin am Wiener Konservatorium der Musik. Nach ihrem Tode soll jedoch dieses Druck- und Verlagsrecht an meine obgenannten Brüder oder ihre Nachkommen ebenfalls zu gleichen Teilen (nach Stämmen) zurückfallen.

Von den ungedruckten Schriften will ich jedoch, daß die beiden, dem Scheine nach vollendeten Trauerspiele: Kaiser Rudolf II. und Libussa nicht gedruckt, sondern ohne Durchsicht vernichtet werden. Ich habe sie in den Zeiten des härtesten Geisterdruckes, in langen Zwischenräumen, mehr um mich zu beschäftigen, als mit eigentlicher Hingebung und Begeisterung

geschrieben. Sie sollten mir mehr den Gedankengang im allgemeinen feststellen, indes ich die Ausarbeitung auf bessere Zeiten verschob. Diese bessere Zeiten sind nicht gekommen und ich will nicht, daß mein Name durch derlei leblose und ungenügende Skizzen geschändet werde.

Übrigens empfehle ich mein teures, durch eigene Schuld unglücklich gewordenes Gesamtvaterland dem Schutze Gottes und bitte das Fräulein Katharina Fröhlich, meinen Tod mit Fassung zu ertragen, da er mein Wunsch ist.

Wien, am 7. Oktober 1848.

Franz Grillparzer,
Archivsdirektor des k. k. Finanzministeriums.

122, 11 zurückkehren] zurückzukehren Or.

124, 23 Verwechslung mit dem Bruder Karl.

7. Constitutionelle österreichische Zeitung. Wien, 15. Jänner 1864. Nr. 16. Feuilleton: Zu Grillparzers 73stem Geburtstag. Skizze von J. H. Eisler.

139, 12 zujubelten Or. 17 ff. Hormayrs Archiv für Geschichte 1825. Nr. 22—24; 32—34; 40—42. Die Rezensionen sind von Hormayr selbst.

141, 5 ff. Vgl. S. 71, 10 ff.

142, 19 „Mathias" und „Der Majestätsbrief" müssen wir wohl mit „Rudolf II." identifizieren; an eine geplante Trilogie ist kaum zu denken. 21 f Ludwig Philippsons gesammelte Dichtungen „Saron" erschienen 1843—1863 in 5 Bänden.

8. Neue Freie Presse. Wien, 1. Jänner 1871. Nr. 2280. Feuilleton: Grillparzer. Unterzeichnet: Heinrich Laube.

147, 8 f. Börnes Gesammelte Schriften (Hamburg 1829) VII, 26 („Coopers Romane"): „Adlige Dichter sind herablassend und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeister; die Glocken

läuten, die Türmer blasen, die Gassenbuben jubeln, im Deckelglase grinzt saurer Wein, die Ämter sind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkeltaler auf der Brust, weint Freudentränen und stirbt am Wonne-Schlag."

154, 13 allen] alten Or.

9. Neue Freie Presse. Wien, 11. Jänner 1871. Nr. 2290. Feuilleton: Grillparzer. Unterzeichnet: M. M. Der Verfasser, Moritz Mandl, schrieb schon zum 15. Jänner 1868 einen Aufsatz: „Zur Würdigung Franz Grillparzers", ebenda Nr. 1212, worauf sich 174, 7 bezieht. Mandls Behauptung daselbst ist durch das oben mitgeteilte Testament widerlegt.

10. Schlesische Zeitung. Breslau, 14. und 15. Januar 1871. Nr. 23, 25: Franz Grillparzer. Nachklänge aus vier Jahrzehnden. Von Holtei." Wiederholt in: Nachlese. Erzählungen und Plaudereien von Karl von Holtei. Breslau 1870—71, Band 3, S. 263—297, mit Voranstellung eines Prologs von Holtei zu Grillparzers 'Ottokar' aus dem Jahre 1840 („Ich grüße Dich, vor dessen schönem Werke" usw.) und mit folgenden Abweichungen: 183, 4—184, 24 Hat] Die ganz Wien in Anspruch nehmende Feier Seines achtzigjährigen Geburtsfestes regte mich an, was ich dereinst für Ihn empfunden, mit den Gefühlen zu vergleichen, welche mich heute noch beseelen, und ich hielt allerlei frisch auflebende Erinnerungen in flüchtig hingeworfenen Zeilen fest. So entstanden diese Nachklänge, von denen gemeinschaftliche Freunde und aufrichtige Verehrer des Gefeierten mir unaufgefordert schrieben: der Ton, den ich angestimmt, klinge in ihren Herzen wieder. Vielleicht gehört dazu die persönliche Bekanntschaft mit dem Dichter und seinen Eigentümlichkeiten? Deshalb hätte ich von fremden Lesern hier zweifache Nachsicht zu erbitten. Um so mehr weil, wie traurig es immer sein mag, doch der Wahrheit gemäß, jene im Prologe

angedeutete Klage fortdauernd Geltung findet; weil Grillparzers Poesie in unsere Bevölkerung wenig eingedrungen ist. Hat 185, 13 Hier wenigstens] Hier in Breslau wenigstens 14 den] unseren 16 der] wenn er 17 gilt] galt 20 er — was] er, wenn schon viel genannt und bekannt, doch nicht hinreichend erkannt, was 186, 6 eine] Clara 10 der] unser grollender 12 gestattete 24 mehr] eifriger 187, 27 abgefertigt 188, 26 Beifall — 27 konntet!] Beifall meiden wolltet — und konntet, selbständig ein sicheres Ziel verfolgend. 189, 12 da] wie 14 wie — 15 verließ.] wie der Wiener, mit Rosen gekrönt, Goethes Haus verließ. 190, 5 wiederhallte] erscholl 6 zweifach] einfach 10 ihm — 12 Doch] ihm gern Zwiesprache in literarischen Sachen geführt, und z. B. Byron betreffend die liberalsten Ansichten entwickelt. Doch 12 der fehlt 13 nachgebeteter 27 eignen 19 denn — schwarze] denn noch vielfältige wenngleich dünnere schwarze 21 den] jenen 192, 6 Als] Da nun 193, 25 darin] in der Dichtung selbst 194, 16 einen] einer 195, 6 kundtat 196, 7 trinklustigen 13 Dazu die Anmerkung: Siehe die fünfte Auflage meiner „Gedichte" pag. 567. D. V. 197, 9 mancher 16 doch — mit] doch, wie Dichter pflegen, mit 18 eignen 22 ehe 25 rauszukriegen 198, 1 hätte 2 er zugleich] Er mir zugleich 3 zu seinigen die Anmerkung: Dies zur Rechtfertigung meiner, wie ich höre, mehrfach angegriffenen und verworfenen Etymologie. D. V. 18 sich — 19 persönlich] sich, traute ich mir die Fähigkeit zu, vielfache, künstlerische, ins persönlich 23 ihre] Beider 199, 1 fühle mich nicht] mich wie gesagt nicht 8 zweiten] späteren 12 hatten zwar] hatten damals zwar 26 wie 200, 4 vielsagendes] vielseitiges 8, 9 später auf] später wie gewöhnlich auf 21 liebreich wider Willen, froh 24 gesagt] erwähnt

22 dichtete] dichtet 201, 26 Meister] fehlt 202, 8, 9 Mittags-Wohltätigkeits-Akademie 13 seine] ihm die erhalten] abzuringen 23 und — fern,] und weil es ihm fern lag, 204, 3 unebner 205, 2 ist] sei 206, 2 dann — 3 bis] fehlt 18 recht geschickt] fehlt 25 ich nun fürchtete 207, 7 anderseits 15 dem Raimund 208, 1 an] fehlt 21 ein nicht zu bändigendes] ein unbändiges 209, 7 seelensfroh] seelenvergnügt 23 Diner — fällt] Diner mit Beckmanns Clarinettisten fällt 210, 14 Tat.] Tat gewesen. 213, 17 hatte] hat 214, 21 Leben.] Leben, hier wie jenseits.

Auf diesen Aufsatz bezieht sich Holteis Bemerkung in seinem nachträglichen Gratulationsbrief zu Grillparzers achtzigstem Geburtstage (Jahrbuch I, 240): „Blieb ich dem Feste auch fern, mitgefeiert hab' ich es dennoch, ... allerdings nur in meiner bescheidenen Weise, indem ich meinen Landsleuten von Ihnen erzählte. Ich weiß nicht einmal, ob die Expedition der schlesischen Zeitung Ihnen einen Abdruck meines Geschwätzes übersandte? Wo nicht, dann haben Sie nichts verloren. Wo aber ja .... so würden Sie, hätten Sie einen Blick darauf geworfen, zwischen den Zeilen gefunden haben, was ich aus vielerlei Rücksichten unterdrücken mußte. Wie man denn überhaupt gewöhnlich das Beste, was man aussprechen möchte, verschweigen muß."

185, 1 ff. Die fünfte und die letzte Strophe aus dem Gedicht „Fortschritt-Männer" (Werke [5] II, 204), das Holtei in dem von ihm herausgegebenen Album „Für den Friedhof der evangelischen Gemeinde in Graz" (Braunschweig 1857) veröffentlicht hatte.

192, 1 f. Vision: Werke [5] I, 181. 21 ff. Vgl. Die Selbstbiographie: Werke [5] XX, 143 f.; Briefe und Tagebücher II, 68 f.

194, 10 ff. Ein Vergleich mit Grillparzers eigener Aufzeichnung über die Audienz bei Kaiser Franz am 10. April 1833

(Briefe und Tagebücher II, 117) zeigt, wie Holtei nur die Pointen der anekdotischen Vorgänge, diese allerdings ziemlich getreu, festhält und wiedergibt.

198, 16 „Clara Wieck und Beethoven“: Werke [5] I, 237.

202, 7 ff. Das Vorspiel der Libussa wurde am 29. November 1840 in einer Akademie des Burgtheaters zum Besten des Instituts der barmherzigen Schwestern aufgeführt. 22 „El villano en su rincon“. Vgl. Werke [5] XVII, 118 ff.

203, 26 Die Begegnung mit Karl Ernst Jarcke in Gastein muß ins Jahr 1831 fallen, noch vor dessen Übersiedlung nach Wien (Ende November 1832).

211 f. Das Gedicht des Erzherzog Max „An den Barden Grillparzer“ vom 7. Mai 1850: Jahrbuch I, 261. Grillparzer entwarf als Antwort darauf ein längeres Schreiben (Briefe I, 167), das, wenn Holteis Bericht der Wahrheit entspräche, nicht abgesandt worden sein kann. Die Erzählung widerspricht aber allen Gewohnheiten des kaiserlichen Hofes in so hohem Grad, daß wenigstens die Einzelheiten erfunden sein müssen.

213, 10 Der Besuch bei Holtei fällt in den August 1856. vgl. Briefe und Tagebücher I, 212.

11. Neue Freie Presse. Wien, 28. Januar 1872. Nr. 2668. Feuilleton: Franz Grillparzer. Unterzeichnet: Heinrich Laube.

218, 25 vgl. die Selbstbiographie: Werke [5] XIX, 137.

222, 23 f. vgl. Werke [5] XVIII, 155 ff.

224, 15 ff. Vielmehr zu Anfang der fünfziger Jahre. Am 3. April 1853 berichtet Laube an Grillparzer über den ersten Eindruck, den die Lektüre der 'Libussa' auf ihn macht. Die Verhandlungen über die Aufführung fallen in den Januar und Februar 1854, vgl. Franzos' Deutsche Dichtung II, 93 f.

225, 1 ff. Darüber berichtet Laube ausführlich: „Das Wiener Stadttheater“ (Leipzig 1875), S. 15 und 34 ff.

227, 1 ff. Betty Paoli, vgl. unten S. 246, 8.

12. Über Land und Meer. 14. Jahrgang 1872, Nr. 22, S. 18—19: Erinnerungen an Grillparzer. Unterzeichnet: E. B. Aus dem Briefwechsel mit Emilie von Binzer ist einiges gedruckt: Jahrbuch I, 80 ff., Briefe und Tagebücher I, 237.

237, 2 ff. Einige scharfe Epigramme und heftige Invektiven beweisen das Gegenteil. 7 Grabschrift auf Zedlitz: Werke [5] III, 76. 17 f. meine eben erschienenen Erzählungen: Mohnkörner, 2 Bände, 1846 (Das Schloß, Gerhardine, Die Verlobung, Ulysses, Herbstwochen am See).

238, 11 ff. Über die Novellen-Preisausschreibung für das Familienbuch des Triester Lloyd 1851, vgl. Grenzboten 1852. I, 30 und Hebbels sämtliche Werke XI, 409—423; 474.

240, 14 ff. Der Brief Emiliens an Kaiser Max, 22. Dezember 1865 und dessen Antwort vom 3. Februar 1866 sind gedruckt in dem Aufsatz: „Kaiser Maximilian und Grillparzer". Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Augsburg, 20. Oktober 1867, Nr. 293 (mit der daran sich schließenden Polemik in unserer zweiten Abteilung wiederholt).

241, 18 Der Fall im Römerbade fand im Sommer 1863 statt.

13. Neue Freie Presse, 7. und 8. April 1872. Nr. 2736 und 2738. Feuilleton: Studie über Grillparzer. Unterzeichnet: Betty Paoli.

251, 8 ff. 1859, vgl. oben S. 141 f.

263, 5 ff. „In das Stammbuch einer Freundin" (Marie Rizy): Werke [5] III, 263.

265, 5 „Incubus": Werke [5] I, 194.

266, 16 f. „einen erbärmlichen Gassenhauer", vgl. die Selbstbiographie: Werke [5] XIX, 34.

268, 25 ff. „Mein Vaterland": Werke [5] II, 134 f. „Im Grünen" = „Jugenderinnerungen im Grünen": Werke [5] I, 226 ff.

14. Neue Freie Presse. Wien, 6. Januar 1877. Nr. 4441 Feuilleton: „Erinnerungen von Bauernfeld“.

275, 9 ff. Vgl. Briefe und Tagebücher II, 91 ff. 101, Bauernfelds Feuilleton: Neue Freie Presse, 28. Juli 1869, Nr. 1765 und seine Werke XII, 131. Der junge Maler ist Josef Beyer oder Bayer, geboren in Wien 1804, gestorben 17. November 1831.

276, 22 Da mit Martius wohl der Botaniker Carl Friedrich Philipp von Martius, der seit seiner brasilianischen Reise mit dem Wiener Hofe in Verbindung stand, gemeint ist, so mit Spiker wahrscheinlich dessen Reisegefährte und Mitarbeiter Johann Baptist von Spix.

276, 26 ff. Vgl. oben S. 145.

277, 19 ff. Helene Bacher, später die Gemahlin Ferdinand Prantners (Leo Wolframs), war die Tochter des Wiener Großhändlers Samuel Bacher (gestorben 10. Juni 1843). Ihre Schwester hieß Amalia. Vgl. Jahrbuch V, 172.

278, 24 ff. Vgl. die Selbstbiographie: Werke [5] XIX, 136 f.

284, 1 ff. „Der Brautwerber“, Lustspiel in fünf Aufzügen in Alexandrinern, im Burgtheater vom 5.—15. September 1828 viermal aufgeführt. 5 ff. Erhalten haben sich Bemerkungen Grillparzers zu folgenden Stücken Bauernfelds: „Braut und Bräutigam“, „Die Bekenntnisse“, „Der Selbstquäler“ (Werke [5] XII, 149 ff.); „Franz Walter“ und „Der Zauberdrache“ (ungedruckt). 11 ff. „Il corvo”] Il rè corvo Or. Bauernfeld kontaminierte den Titel von Gozzis Stück: „Il corvo”, worin sich zwar nicht der König aber dessen Bruder, der Prinz Jennaro, in eine Marmorstatue verwandelt, mit dem eines andern Stückes von Gozzi „Il rè cervo”. Grillparzers Jugendbearbeitungen des „Raben“: Werke [5] XIII, 9 ff.

286, 1 f. Vorspiel des dramatischen Gedichtes Libussa: Album der Wohltätigkeit: Wien 1841 (Vorrede vom 31. Dezember 1840).

15. Über Land und Meer. Allgemeine Illustrierte Zeitung, herausgegeben von F. W. Hackländer. 37. Band. (19. Jahrgang, 1. Band.) Stuttgart 1877. Nr. 24. S. 485: Miniaturbilder. II. Erinnerungen an berühmte Dichter von Mosenthal. 2. Grillparzer. — Wiederholt Mosenthals Gesammelte Werke, Stuttgart und Leipzig 1878, I, S. 276—282, mit zwei bedeutenderen Änderungen, die vielleicht der Herausgeber Josef Weilen vorgenommen hat: 292, 14 Auch — 16 gelernt] fehlt (gewiß mit Recht gestrichen) 294, 5 f. außer der „Ahnfrau" und „Sappho".

291, 22 „Die Null": Mosenthals Gesammelte Werke VI, 127. 27 „In Grillparzers Album": Ebenda VI, S. 269 f.

293, 5 1853.

295, 6 ff. Deborah wurde am 10. September 1864 zum ersten Male im Burgtheater aufgeführt; Der Sonnwendhof: am 17. Februar 1854; Isabelli Orsini: am 18. Oktober 1869. 18 Werke [5] III, 70: „Schon als eine gebildete Rede In einer roh gewordenen Zeit".

296, 10 ff. Vgl. Werke [5] III, 149 aus dem Januar 1846; zuerst gedruckt in Castellis „Memoiren meines Lebens" (Wien 1861) III, 209. 16 Schlußvers des Gedichtes „Jenny Lind": Werke [5] II, 68.

16. Neue Freie Presse. Wien, 24. März 1880. Nr. 5593. Feuilleton: Von Dreien die Letzte. Unterzeichnet: Wilhelmine Wickenburg-Almásy.

299, 3 Werke [5] III, 193.

300, 15 Werke [5] I, 228 f.

17. Neue Freie Presse. Wien, 13. Oktober 1880. Nr. 5794. Feuilleton: Von Vieren die Letzte. (Die Schwestern Fröhlich.) Unterzeichnet: A. von Littrow-Bischoff.

18. Einige Bemerkungen zu Professor Fäulhammers Franz Grillparzer. Von Hippolyt Freiherrn von Sonnleithner: Ungedruckt. Am Schlusse ist eine Anmerkung über F. v. Paumgarttens zweite Ehe weggelassen.

332, 14 f. Werke [5] III, 234.

334, 23 1806] 1816 Or.

340, 3 Eine andere Lesart: Werke [5] III, 104.

19. Neue Freie Presse. Wien, 19. und 20. November 1884. Nr. 7266 und 7267. Feuilleton: Aus Grillparzers Wohnung. Von Dr. Gerhard v. Breuning.

347, 5 Beethovens Begräbnis: 29. März 1827. Die Grabrede: Werke [5] XX, 213 ff. 17 Johann Friedrich Dieffenbach, Chirurg, geboren 1. Februar 1794 zu Königsberg, gestorben 11. November 1847, war Professor in Berlin. Breuning widmete ihm ein Buch: Dieffenbachs chirurgische Leistungen (Wien 1841).

353, 9 Statt „Pottenstein" ist „Pottendorf" zu setzen, wie Breuning selbst im Morgenblatt der Neuen Freien Presse vom 29. November 1884, Nr. 7276, berichtigt hat.

359, 26 Luise Gosmar, die spätere Gemahlin Leopold Sonnleithners, geboren 11. August 1803, gestorben 7. Juni 1858.

360, 3 1827; vgl. Werke [5] III, 247.

20. Grillparzers Ansichten über Literatur, Bühne und Leben. Aus Unterredungen mit Adolf Foglar. Zweite und vermehrte Auflage. Stuttgart. G. J. Göschensche Verlagshandlung 1891. S. 56—68. In diese Nachschrift sind zwei ältere Aufsätze verarbeitet. 393, 26—397, 14 erschien zuerst unter der Überschrift „Mittheilungen über Grillparzer. Von A. F." in der Öster-

reichischen Beamtenzeitung, 25. September 1873, Nr. 39, mit folgenden Abweichungen: 395, 9 mit fünfzig] vor zwanzig 21 beweiset 396, 1 zu] fehlt zwischen Zeile 18 und 19 folgt: Nach seiner Heimkehr aus Griechenland äußerte er seufzend: „Es war mir ein Trost, ein Land zu sehen, wo es noch trauriger zugeht, als bei uns!" [Vgl. S. 398, 15–18.] Am Schluß einer wenig ergebnisreichen Session des Parlaments bemerkte er: „I nu! Man muß für's Vaterland nicht nur sterben — sondern auch sich langweilen können!" [Vgl. S. 399, 16–21.] Nach 24 folgt: Auf einen bekannten liberalen Dichter aus altadeligem Hause, als dieser eine hocharistokratische Ehe schloß und Kämmerer wurde, machte er nachstehendes (bisher ungedrucktes) Epigramm: Trotz Freiheitslied und Jammer usw. [Vgl. Werke 5 III, 130]. 25 Weniger] Wenigen Nach 397, 14 folgt: Bedauerlich ist, daß in der nach seinem Tode erschienenen Gesamtausgabe seiner Werke ein Gedicht: „Poesie der Wirklichkeit" überschrieben, wegbleiben konnte.

Der Dichter wendet sich darin mit der ihm eigenen epigrammatischen Schärfe, mit Ironie, Spott und auch ein bischen Derbheit gegen den übertriebenen Naturalismus in der Dichtkunst. Das Gedicht, welches etwa aus den dreißiger Jahren stammen dürfte, mag hier zum Schlusse eine Stelle finden.

Was die Art betrifft, wie hier Grillparzer von den Deutschen als Nation spricht, so darf man die Zeit nicht vergessen, in der diese Verse geschrieben wurden. Heute würden sie wohl anders lauten. Poesie der Wirklichkeit. An die Deutschen. Macht nur nicht so ernste Gesichter usw. [Werke 5 II, 191.] S. 397, 15—399, 24 erschien zuerst in der Deutschen Zeitung, Februar 1872, Nr. 35, unter der Überschrift: Halm und Grillparzer. Unterzeichnet: F., mit folgenden Abweichungen: 397, 19 Baron 398, 14 f. ekelhaftes, sinnlich-senti-

mentales 399, 2 gute] große 6 den Hofschauspieler] fehlt 9 Hofschauspielerin] fehlt.

400, 19 folgt Or.:

In einem Briefe an mich schrieb Grillparzer am 22. März 1858: „Leider schaden uns unsere Versehen im Leben mehr, als unsere Vergehen. Die Hauptschwierigkeit wird sein, den Ekel, den gebildete Menschen gegenüber den ungebildeten haben, nach Möglichkeit zu bezähmen und vor allem im äußeren Benehmen nicht sichtbar werden zu lassen. [Vgl. Briefe und Tagebücher I, 217 f.]

Und unterm 7. Juni 1861 schrieb er mir: „Ich habe Sie jemand empfohlen, der die Macht und den Willen hat, Ihnen nützlich zu sein. Freilich aber wer hat denn heute Macht und wer kennt denn sein eigenes und unser aller Morgen?“ [Vgl. Briefe und Tagebücher I, 233.]

In diesen Worten spiegelt sich die trübe Stimmung, welche damals die Besten in Österreich beherrschte, weil die neue Gestaltung der Verhältnisse nicht geeignet schien, den Einheitsstaat zu begründen, der immer Grillparzers Ideal war und auch heute das Ideal aller ist, die es mit Österreich redlich meinen.

Zur Charakterisierung gewisser Klassen unserer Gesellschaft mögen folgende kleine Züge dienen.

Am 18. März 1871 wurde „Medea“ als Wohltätigkeitsvorstellung gegeben. Die Preise waren dem Zwecke entsprechend erhöht. Am Vormittag desselben Tages befand ich mich zufällig in der Buchhandlung Wallishausser, als eine in den Wiener vornehmen Kreisen für ästhetisch geltende Frau eintrat, und so nebenher erwähnend, daß sie sich eben eine Karte für „Medea“ um 10 Gulden gelöst habe, ein Exemplar dieses Trauerspiels begehrte, aber nicht kaufte, weil ihr der Preis von 1 Gulden 80 Kreuzer zu hoch war.

Ein sehr wohlhabender Herr meiner Bekanntschaft, der selbst Schriftsteller war, ersuchte mich, ihm meine Grillparzer-Broschüre (welche 80 Kreuzer kostete) zu *leihen*.

Die erste Gesamtausgabe von Grillparzers Werken enthält eine Unzahl entstellender Druckfehler. Ich schrieb darüber in der „Deutschen Zeitung" eine Strafpredigt und wies z. B. in dem Gedichte „Die Ruinen des Campo vaccino" ein Dutzend solcher Fehler nach. Eine von ihrer literarischen Bildung sehr hoch denkende Frau nahm mir das gewaltig übel und meinte, sie habe dieses Gedicht *ungeachtet der Druckfehler* verstanden. Es war mehr treffend als artig, daß ich ihr erwiderte: *auch ohne Druckfehler* würde sie dieses Gedicht nicht verstehen.

Nach Grillparzers Tode bat ich meiner Amtsvorstände einen um einen Urlaub, damit ich der Leichenfeier in Wien beiwohnen könne. Er verweigerte mir denselben — wozu er allerdings das Recht hatte; setzte aber höchst überflüssigerweise hinzu: „Von diesem *Hofrat* haben wir nicht viel gehabt."

Als am 23. Mai 1889 im Wiener Volksgarten das *Denkmal Grillparzers enthüllt* wurde, fehlten bei dieser Feierlichkeit alle jene distinguierten Herren und Damen, welche am folgenden Tage beim *Pferderennen im Prater* vollzählig erschienen.

Möchte doch die Feier des hundertsten Geburtstages unseres größten vaterländischen Dichters von dauernder Nachwirkung sein und in uns das Bewußtsein kräftigen, daß es unsere heilige Pflicht sei, so viele als möglich heranzuziehen zum Genusse der reichen Schätze, die er im Leben uns geboten und die er sterbend uns hinterlassen hat! Einen Dichter ehrt man besser, indem man seine Werke verbreitet, als indem man bei festlichen Tafeln hochtönende Reden hält. Freilich — statt vox populi gilt vox poculi manchen als vox Dei!

388, 19 ff. Gemeint ist, „Elisabeth“, historisches Drama in fünf Aufzügen und einem Nachspiel von Erich Fels, das am 10. März 1842 zum erstenmal im Burgtheater aufgeführt und bis zum 18. März viermal gegeben wurde, vgl. Wiener Zeitschrift 1842, I, 421 ff.

398, 2 ff. Halms „Sampiero“ wurde am 22. Januar 1844, „Donna Maria da Molina“ am 2. März 1847 im Burgtheater aufgeführt.

21. Neue Freie Presse. Wien, 5. August 1894. Nr. 10.758. Feuilleton: Bauernfeld und Grillparzer. Von Karl Emil Franzos.

406, 6 Hier folgt im Or. die ausführliche Inhaltsangabe des oben als Nr. 14 abgedruckten Aufsatzes von Bauernfeld.

410, 24 ff. Daß das von Franzos in seinem „Deutschen Dichterbuch aus Österreich“ veröffentlichte Gedicht „Die Verlobten“ unecht ist, habe ich im Jahrbuch der Grillparzer-Gesellschaft V, 268 ff. ausführlich bewiesen.

Anhangsweise sei hier auf zwei Aufsätze über die Schwestern Fröhlich hingewiesen, deren gänzliche Unzuverlässigkeit ich an derselben Stelle nachgewiesen habe, die aber manche Verwirrung gestiftet haben. Im Feuilleton der „Wiener Morgenpost“ vom 29. Januar 1872, erschien ein Aufsatz „Die Schwestern Fröhlich“, unterzeichnet: R. R. Ich hebe das Unrichtigste aus: „Er kannte sie, solange er dichtete. Sie waren Kinder, als er zu dichten begann. Sie wuchsen mit seinem Dichten empor. Ein fertiger Jurist, aber ohne Anstellung und Verdienst, suchte er Hilfe und Rat und fand beides von ungefähr beim k. k. Rate Fröhlich, dem Vater der drei Schwestern. Man gewann den jungen, gefälligen, wenn auch etwas ungelenken und unbeholfenen Mann rasch lieb in der Familie, und der Vater verwendete sich für ihn, um ihm eine Auskultantenstelle in der k. k. allgemeinen Hofkammer zu verschaffen. . . . . Die drei Kinder, die er im Hause Fröhlich oft

genug auf seinen Armen trug, waren ihm ein zauberhafter Magnet, sich dem profanen Geräusche der Welt zu entziehen, und immer wieder in dem stillen, bescheidenen Heimwesen der Fröhlichs seine Erholung zu suchen. Er lief, ein behender Jüngling, unverdrossen fast täglich die vier Stockwerke hinan .... Unter den drei Kindern hatte er das mittere, 'die Kathi', allezeit am liebsten gehabt." Charakteristik Kathis. Ein apokryphes Gedicht: „Röschen Sorgenlos" .... „Die drei Schwestern gediehen bis zu einer gewissen Grenze, und dem Dichter .... wurde das Herz schwer und schwerer. Vater und Mutter der Mädchen erwarteten wohl eine Erklärung, die er nicht geben konnte. Es widerstrebte seinem Zartsinn, das älteste der Mädchen, Netti, zu umgehen und die jüngere, Kathi, zu begehren. Anderseits waren seine Vermögensverhältnisse stets so gering, daß ihm ein Heiratsantrag wie eine Gewissenslosigkeit nicht über die Lippen mochte. So gingen Jahre und Jahre ans Land. Netti, die sich eine Zeitlang mit der unausgesprochenen Erwartung trug, daß Grillparzer sie heiraten werde, war im Stillen bedacht, sich einen Erwerb zu gründen, der einen Hausstand erhalten könnte .... Nicht so Kathi .... ans Heiraten hatte sie nicht gedacht .... Gleichwohl gab auch sie .... Unterricht in Sprache, Musik und weiblicher Handarbeit, weil die Eltern auch sie dazu anhielten. ...."

In dem zweiten Aufsatz: „Die Schwestern Fröhlich. Ein Gedenkblatt zum 15. Jänner 1881. Von Albert Weltner." (Neue Illustrierte Zeitung. Wien 1881. I. Band, IX. Jahrgang, Nr. 17/18, S. 263 f., S. 278 f. ist richtiges und unrichtiges miteinander verquickt. Der Verfasser hat einiges aus den Erzählungen der alten Damen ungenau verwertet. „Im Salon Fröhlich trafen sich in erster Reihe die musikalischen Talente Wiens. Vater Fröhlich, vom Stande ein wohlhabender

Chemikalienfabrikant, aus Liebe Jurist und Historiker, war ein großer Freund der Musik und fand bei seiner Frau in diesem Punkte das vollste Verständnis." Unter den Besuchern des Hauses wird auch Beethoven genannt. Die Töchter hätten bald nach der ersten Aufführung der Ahnfrau den Wunsch geäußert, den Dichter des Werkes persönlich kennen zu lernen. „Ein Anwesender erbot sich hierzu behilflich zu sein, wenn die Damen sich zum Besuche des Wiedner Theaters . . . entschließen möchten. Anna sagte zu und Ritter von Gimmich . . . . machte, als er die Fröhlichschen im Theater traf, selbe aufmerksam, den Herrn mit den blonden Haaren und den blauen Augen zu beachten, mit dem er sprechen werde. Es geschah, wie verabredet, und Anna und Betty Fröhlich kannten Grillparzer . . . . vom Sehen". Der Dichter trifft sie in Gesellschaft und hegt den Wunsch, mit ihnen näher bekannt zu werden. „Eine Gelegenheit bot sich bei Geymüller, woselbst . . . . Herr von Gimmich den Dichter mit Anna in ein Gespräch verwickelte, das mit einer gegenseitigen Vorstellung und für Grillparzer mit einer Einladung ins Fröhlichsche Haus schloß. Der Dichter leistete Folge und war seit Ende 1817 fast täglicher Gast bei Fröhlich. Im Hausvater fand er einen helfenden und fördernden Freund, in dessen Gattin — wie er selbst eingesteht — eine liebende, sorgende Mutter . . . . Die ersten Besuche . . . . galten vorzüglich der munteren Anna . . . An die Verlobung Bettys schloß sich jene Josefinens mit dem liebenswürdigen Moriz von Sonnleithner" . . . . Die Schilderung der Beziehungen zu Kathi lehnt sich an echte und unechte Gedichte an. Zu der Reise nach Deutschland habe ihm auch Vater Fröhlich geraten. Ausführlich wird Grillparzers Liebe zu Wilhelm Bogner geschildert; bei dessen in Wien 1848 erfolgten Tod habe er ausgerufen: „Wir haben heute ein Kind an Gemüt und Herzensreinheit, aber einen Mann an aus-

gebildeter Erkenntnis und Rechtsgefühl begraben. Ich verlor an Wilhelm meinen jüngsten — aber auch meinen liebsten Freund!" .... Grillparzers Lebensgewohnheiten im Alter werden im ganzen richtig geschildert. Daß Katharina ihm nachmittags französische oder italienische Originalwerke vorzulesen pflegte, dürfte kaum richtig sein. Bei den Schilderungen der Feier des 80. Geburtstages spielt wieder die Phantasie mit: „Tränen erstickten seine Stimme, als er den von ihm so hoch verehrten Wesen dankte und die Verse zitierte:

All mein Kummer ist verflogen
All mein Leiden war ein Traum!"

Diese Proben dürften die Ausschließung der beiden Aufsätze aus der vorliegenden Sammlung zur Genüge rechtfertigen.



